

Karl May Jahrbuch 1921

Herausgegeben von Dr. Max Finke und Dr. E. A. Schmid

4. Jahr

Radebeul bei Dresden 1920 / Karl-May-Verlag

Inhaltsverzeichnis

Das vierte Jahr . Von Dr. E. A. Schmid	5
Aus Karl Mays literarischem Nachlaß . Von Studienrat Dr. Max Finke (Berlin-Cöpenick)	16
Der Dichter über sein Werk – Skizze zu Babel und Bibel. Von Karl May	41
Die Villa Shatterhand . Erinnerung und Gegenwart. Von Oberlehrer a. D. Dr. Adolf Droop	81
Karl Mays Grabmal . Von Dr. E. A. Schmid	88
Karl Mays „Geographische Predigten“ : - ein Programm. Von Lehrer Fritz Prüfer (Dessau)	© 94
Marah Durimeh. Wie hätte Karl May die Fortsetzung von „Jenseits“ und „Ardistan und Dschinnistan“ gestaltet? Von Klara May	115
Meine Stellung zum Karl-May-Problem . Von Dr. Richard von Kralik (Wien)	120
Karl May und das Deutschtum . Von Kaplan Franz Kandolf (München)	129
Ist Karl May gereist? Von Bernhard Loepke (Danzig)	140
Die weibliche Jugend und Karl May . Von Schwester Gertrud Laudahn, medizinische Assistentin	153
Mein Weg zu Karl May und zur Jugendbewegung . Von Johannes Nixdorf (Breslau)	© 158
Die Naturliebe bei Karl May . Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br.)	168
Über arabische Pferde . Von Hauptmann a. D. Hans-Erich v. Tzschirner-Bey (Berlin)	191
Karl Mays Kunst der Erzählung . Von Dr. Max Fischer (Frankfurt a. M.)	219
Der Abenteuerroman als dichterischer Wert . Von Dr. Wilhelm Matthiessen (München)	© 247
Das Gurlittbuch . Eine Besprechung von Lehrer Fritz Prüfer (Dessau)	© 255
Die tschechischen Übersetzungen Karl Mays . Von Redakteur J. Moravec (Prag)	© 262
Die Wörter der Apache-Sprache im Reiseroman „Winnetou“ . Von Redakteur Dr. Fritz Klauber	267
Scham und Maske . Zur Psychologie des Karl-May-Problems. Von Dr. Karl Hans Strobl (Wien)	279
Das Vaterauge . Gedicht von Karl May	304
Die Geblendeten . Von Redakteur Fritz Barthel (Berlin)	© 305
Ketten und Flügel . Von Lisa Winkler (Berlin)	© 310
Dem Freund meiner Jugend . Von Major a.D. Regierungsrat Max Casella (München-Planegg)	316
Meine erste Bekanntschaft mit Karl May . Von Dr. Heinrich Lhotzky (Ludwigshafen a.B.)	330
Der werdende Winnetou . Von Kaplan Franz Kandolf (München)	336
Wie ich aus einem May-Gegner ein May-Verehrer wurde . Von Rechtsanwalt Max Weiß (Bamberg)	361

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Licht-Sieg. Nach einem Gemälde von Professor Sascha Schneider.
Nach S. 48	Das Gefühl der Abhängigkeit. Nach einem Gemälde von Professor Sascha Schneider.
Nach S. 112	Flur-Ecke in der Villa Shatterhand.
Nach S. 160	Empfangszimmer in der Villa Shatterhand.
Nach S. 208	Karl Mays Bibliothek.
Nach S. 272	Karl Mays Arbeitszimmer.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [] eingefügt.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

Das vierte Jahr

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Habent sua fata libelli. Auch das Karl-May-Jahrbuch hat seine Schicksale. Seine Entstehung habe ich auf S. 17 meiner „Lanze für Karl May“ geschildert. Damals bestanden noch gewichtige Gründe dagegen, die ersten Jahrgänge in unserm eignen Verlag erscheinen zu lassen, weil erfahrungsgemäß von gewisser May-gegnerischer Seite jedes Eintreten für Karl May als unsere Mache bezeichnet zu werden pflegte. Diese gewisse May-gegnerische Seite hat allerdings, seitdem ich ihr mit meiner „Lanze“ etwas auf den Zahn fühlte und darin herumstocherte, Ursache, ihre Verdächtigungen weiterhin nicht mehr auszustreuen

So waren also die zwei ersten Jahrgänge des Jahrbuchs bei der Schlesischen Verlagsanstalt Schottländer in Breslau erschienen, und die beiden bisherigen Herausgeber, Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel, hatten die Absicht, das Unternehmen auch noch mehrere Jahre gemeinsam mit dem inzwischen leider verstorbenen Konsul Schottländer fortzuführen. Aber während der 3. Jahrgang (1920) vorbereitet wurde, krochen Teuerung und Herstellungsnot heran und schlangen ihre Saugarme [6] auch um die noch im Werden begriffene Schöpfung. Im August 1919, als schon sämtliche Manuskripte zusammengestellt und nach Breslau zum Druck eingesandt waren, erhielt ich von den beiden Herausgebern in Berlin die Nachricht, daß die Schlesische Verlagsanstalt die Drucklegung wegen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht mehr wage und daß der Karl-May-Verlag einspringen müsse. So erschien der 3. Jahrgang schließlich bei uns.

Teuerung und Herstellungsnot wuchsen weiter. Um das Unternehmen auch fernerhin, wenngleich mit Opfern, halten zu können, machte sich eine Vereinfachung und eine scharfe Umgrenzung des Gesamtplans notwendig. Die beiden bisherigen Herausgeber hatten ursprünglich den Gedanken, nicht nur Karl May, sein Leben, seine Werke und deren Beziehungen zur Literatur zu behandeln, sondern allgemein die Richtung des phantastisch-exotischen Romans. Verwandte Erzähler sollten zu Worte kommen und Proben aus ihren Werken bringen. Das Endziel war neben der allmählichen Klärung der Karl-May-Frage die Beurteilung der so ungemein verbreiteten phantastisch-exotischen Romantik, die trotz ihrer Bedeutung bisher von den Literaturhistorikern nur stiefmütterlich behandelt worden ist.

Das Anwachsen des Stoffes und besonders der Umfang des 3. Jahrbuchs haben aber gezeigt, daß auf einem verhältnismäßig engen Raum und in einem alljährlich nur einmal erscheinenden Werk das gesamte Stoffgebiet nicht untergebracht werden kann, um so weniger, als die Phantasten im allgemeinen [7] für die epische Breite sind und nur wenige es verstehen, ihre Kunst in einer gedrängten Novelle zu zeigen. Wie bei Karl May die kürzeren Erzählungen – mit wenigen Ausnahmen – an Wirkung gegen die längeren Romane zurücktreten müssen, so ist dies auch bei fast allen andern Anhängern seiner Richtung der Fall, beispielsweise bei Charles Sealsfield, Alexander Dumas, Gabriel Ferry, Maurus Jókai, Friedrich Gerstäcker, Gustav Aimard, R. L. Stevenson, S. Wörishöffer, Jules Verne, Robert Kraft, Ewald Gerhard Seeliger, Leo Perutz. Nur Edgar Allan Poe und Conan Doyle, die Meister der phantastischen Novelle, machen hierin beachtenswerte Ausnahmen.

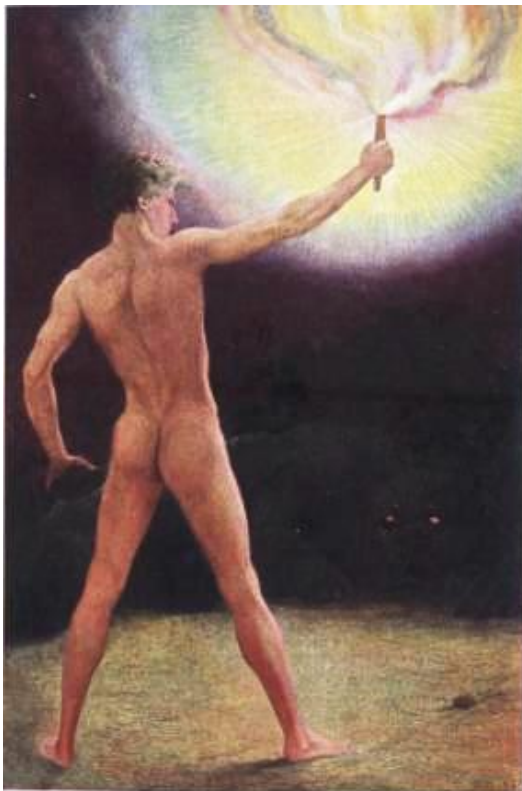
Es kam überdies hinzu, daß das Karl-May-Problem selbst ungeahnt viele weitere Fragen eröffnet, und daß die einlaufenden Jahrbuch-Beiträge, die sich mit May beschäftigen, so fesselnd und so reichhaltig sind, daß auch der nunmehr vorliegende 4. Jahrgang nur einen Teil der von uns erworbenen Manuskripte bringen kann und ein großer Teil schon wieder für den 5. Jahrgang zurückgestellt werden mußte.

Alle diese Gesichtspunkte zwangen zu einer Verengerung des ursprünglichen Plans und zu dem Bestreben, das Jahrbuch vollständig auf Karl May und den Karl-May-Verlag einzustellen. Die beiden bisherigen Herausgeber haben aus diesem Grund die Bearbeitung der weiteren Jahrgänge in meine Hände gelegt, und somit zeichne nunmehr ich als Herausgeber. Studienrat Dr. Max Finke (Berlin-Cöpenick), dem seit 2 Jahren die schwierige Sichtung [8] und kritische Durcharbeitung von Karl Mays Nachlaß-Fragmenten anvertraut ist, erklärte sich auf meine Bitte bereit, die Mitverantwortung zu tragen.

Bei dieser Gelegenheit sei nicht nur den beiden bisherigen Herausgebern und den sonstigen Verfassern von Jahrbuch-Beiträgen gedankt, sondern es sei auch einmal derjenigen Mitarbeiter gedacht, die unsern Verlag in zunehmendem Maße durch Mitteilungen, Anregungen, Beschaffen von literarischem Material und

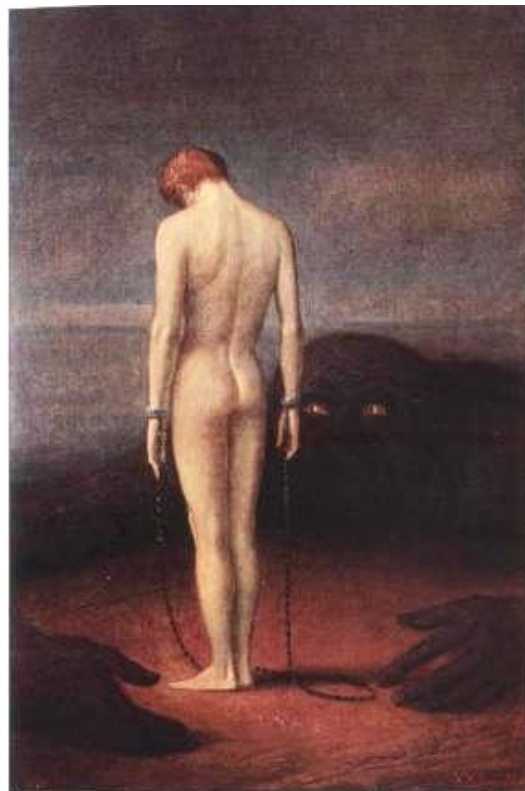
dergleichen unterstützen, ohne daß ihre Namen vor die Öffentlichkeit treten. Da sind beispielsweise einige Herren, die die Chronologie der May-Bände feststellen, andere, die sich mit den Sprachproben in den May-Bänden beschäftigen, wieder andere, die uns Karten für den auf spätere Zeit vertagten Atlas zeichnen, wieder andere, die uns gelehrte Studien übermitteln, aus welchen Quellen Karl May die geschichtlichen Unterlagen für seine Erzählungen schöpfte. Noch vieles aus diesen umfassenden Darstellungen wird allmählich im Jahrbuch erscheinen, allein nicht jeder dieser zahlreichen engeren Anhänger unseres Unternehmens will oder kann darin zu Wort kommen. Ihnen allen sei hiermit unser aufrichtiger und herzlicher Dank ausgesprochen.

Was die diesjährigen Aufsätze betrifft, so sei nunmehr auch Oberlehrer a. D. Dr. Adolf D r o o p (Berlin-Lankwitz) unter den Mitarbeitern begrüßt; er ist der erste, der ein größeres Werk über Karl May veröffentlichte („Eine Analyse von Karl Mays Schriften“ 1909), und er ist auch der erste, der die Anregung zu dem Jahrbuch schon 1913 gab. Zu den [9] ältesten und treuesten Mitarbeitern unseres Verlags gehört ferner Lehrer Fritz P r ü f e r (Dessau), dem für dieses Jahr die besonders mühevollen Aufgabe zugefallen war, die Zusammenhänge zwischen Karl Mays Erstlingswerk „Geographische Predigten“ und seinen späteren Schöpfungen nachzuweisen. Johannes N i x d o r f (Breslau) schneidet mit seinem Aufsatz „Mein Weg zu Karl May und zur Jugendbewegung“ eine Frage an, die künftig das Jahrbuch wohl noch öfter beschäftigen wird. Dr. Karl Hans S t r o b l (Wien), dessen im 2. Jahrbuch veröffentlichter Aufsatz „Das Tragische im Karl-May-Problem“ von der Kritik als das Beste erklärt wurde, was bis dahin über May geschrieben war, setzt seine damaligen psychologischen Erörterungen unter dem Thema „Scham und Maske“ fort; da Strobl selbst ein berühmter phantastischer Dichter ist und – eine seltene Ausnahme unter den Romantikern – sich auf scharf sezierende Seelenanalyse versteht, so wird es kaum einen zweiten geben, der sich in Karl Mays Seelenleben in ähnlich tiefeschürfender Weise einfühlen kann. Als der bedeutungsvollste Aufsatz dieses Jahres dürfte wohl der uns schon mehrere Jahre in Handschrift vorliegende Beitrag des Rechtsanwalts Max W e i ß (Bamberg), der als Schachschriftsteller einen sehr bekannten Namen hat, angesprochen werden. In den wilden Kämpfen, die während der letzten Lebensjahre Karl Mays um seine Person und sein Werk entstanden waren, spielte Weiß teilweise eine führende Rolle und war einer von Mays ärgsten Gegnern geworden. Er verfügt zweifellos über ein großes Gerechtigkeitsgefühl und eine starke Selbstverleugnung, [10] wenn er jetzt öffentlich seine frühere Gegnerschaft widerruft.



Fritz Schuster

Licht Sieg



Fritz Schuster

Das Gefühl des Abhängigen

Die photographischen Aufnahmen aus der Villa Shatterhand, denen im Laufe der Jahre noch manches Aehnliche folgen wird, erfüllen einen schon vielfach an uns gelangten Leserwunsch. Zugleich aber waren wir in der Lage, zwei Zeichnungen von Mays bestem Freund, Professor Sascha Schneider (Dresden-Loschwitz), wiederzugeben, die wir an die Spitze von alldem stellen möchten, was dieser Künstler jemals für Karl May schuf. „Das Gefühl der Abhängigkeit“, das in den neunziger Jahren in Schwarzweiß beim Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschien und sowohl durch Kopien wie auch durch parodistische Nachahmungen seinen Siegeszug durch die Kunstpresse nahm, ist jenes Bild, das Sascha Schneider und Karl May zusammenführte. Was der Künstler bei der Ausführung des gewaltigen Bildes dachte, empfand und ausdrücken wollte, war für Mays Schicksal geradezu symbolisch. Auf eine Bitte von Karl Mays Witwe hat Sascha Schneider nunmehr das herrliche Werk farbig für die Villa Shatterhand gemalt und für Kunstkritiker wird der Vergleich dieser Schöpfung des jetzt 50jährigen Künstlers mit der früheren Schwarzweiß-Zeichnung des 23jährigen ein Ereignis sein. Als das Gemälde in der Villa Shatterhand aufgestellt wurde, erklärte uns Sascha Schneider, daß sein „Licht-Sieg“, den er im Jahre 1905 für unsere jetzt leider vergriffene Sascha-Schneider-Mappe zeichnete, gleichsam das „umgekehrte Gefühl der Abhängigkeit“ sei: der geknechtete Mensch hat sich freigemacht [11] aus dem Machtbereich des Ungeheuers; das Phantom liegt sterbend am Boden und hellauf leuchtet die Fackel des Mannes, der sich durchgerungen hat. Sascha Schneider fragte mich: „Aber wer hat ihm die Fackel in die Hand gegeben?“ – Ich erwiderte: „Karl May?“ – „Vielleicht!“ lautete seine Antwort. Bei dieser Unterredung bat Frau May den Künstler, uns auch noch diesen „Licht-Sieg“ in Farbe zu geben, und so konnte auch dieses zweite symbolische Werk zu unserer größten Freude im vorliegenden 4. Jahrbuch abgebildet werden.

Da das Verlagsprogramm, wie ich es vor mehr als sieben Jahren bei der Verlagsgründung aufstellte und wie ich es seither unentwegt fortführe, nach außenhin schon deutlicher zutage tritt, sei es heute einmal genau umschrieben. Folgende Leitsätze stellen meine Lebensaufgabe dar:

1. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“. Diese Worte galten ohne jede Einschränkung für Karl May, als der Dichter, dem man die letzten Lebensjahre unendlich vergällt hatte, durch einen ruhigen, sanften Tod von seinem Erdenelend erlöst wurde. Außer den durch das Jahrbuch und durch meine obigen Ausführungen genannten Anhängern Mays waren es nur sehr wenige Namen von Bedeutung, die damals ein gutes Wort für den Toten und sein Werk fanden; ich nenne Peter Rosegger, Max Geißler, Ludwig Gurlitt, Heinrich Lhotzky. Die Schar dieser Anhänger des Toten ist seither gewaltig gewachsen und vielleicht trug dazu auch das Bestreben unseres Verlags bei, sich von Ueberschwenglichkeit [12] freizuhalten, zu bekennen, was zu bekennen ist, und auch die andersartigen, ja selbst die scharf-gegnerischen Meinungen nicht von vornherein zu verdammen, solange und soweit sich diese Gegner wenigstens der Sachlichkeit und der Wahrheit befleißigen. All unser Bestreben ging darauf hin, die Kritiker und Literarhistoriker allmählich zu veranlassen, eine Nachprüfung von Mays Schöpfung *sine ira et studio* vorzunehmen. Oft haben wir einen gegen unsern Schriftsteller gerichteten Angriff, der unseres Erachtens von ungerechter Schärfe und Voreingenommenheit getragen war, unbeantwortet gelassen, um jeglichen Kampf nach Möglichkeit zu vermeiden und das Negativum der Herabwürdigung durch das Positivum planmäßigen Vorwärtsschreitens auszugleichen. Dem Niederreißen stellen wir das Aufbauen entgegen. Lediglich der Fall Kleinberg, den ich in meiner „Lanze“ schilderte, war so unerhört, daß er ohne Streit nicht ausklingen konnte.

2. Wie inzwischen längst im Band „Ich“, in meiner „Lanze“, im Gurlitt-Buch und in den Jahrbüchern dargestellt, ist es uns ferner geglückt, all die bei Mays Tod noch schwebenden widerwärtigen Prozesse, aus denen der bekannte Pressekampf letzten Endes erwuchs, durch Nachgiebigkeit, durch Vergleiche zu beseitigen. So gelang es uns inzwischen, nicht nur die autorisierten Verlagsrechte an den früher bei der Union Stuttgart erschienenen May-Bänden, sondern auch die sämtlichen Urheberrechte an den vielumstrittenen „Münchmeyer-Romanen“ zurückzuerwerben. Die Angliederung des umfangreichen [13] literarischen Nachlasses Karl Mays an die Gesammelten Werke wird durch diese Romane, deren Durchsiebung und Umarbeitung längst im Gange ist, seinerzeit abgeschlossen werden. Teuerung und Herstellungsnot hindern uns, die Herausgabe so zu beschleunigen, wie es unser und unserer Leser Wunsch wäre.

3. Des weiteren ist von Anfang an vorgesehen, daß sämtliche Werke Mays allmählich kritisch durchgesehen, durchgefeilt und von unleugbaren Schwächen, wie Weitschweifigkeiten und

Wiederholungen im Wechselgespräch, Fremdwörtern und anderen stilistischen Mängeln, sowie gelegentlichen Entgleisungen in der Handlung befreit werden. Die „Wünsche“, die Prof. Gurlitt auf S. 165 seines Buches über May ausspricht, sind von uns ebendort in der Fußnote 42 (S. 166) vollauf anerkannt worden.

4. Meine vornehmste und idealste Aufgabe ist das Erstarke und Wachstum der Karl-May-Stiftung, deren Entstehen und Satzung im Band „Ich“, S. 585 f., wiedergegeben ist. Das Vermögen dieser mildtätigen Stiftung hat inzwischen die Summe von 200 000 Mark überschritten; dieses Emporklettern war nicht leicht, denn große Umsätze von Buchwerken sind nicht gleichbedeutend mit großem Nutzen, und unsere Mittel und Möglichkeiten werden von Uneingeweihten leicht überschätzt. Wichtig schien es mir, die Stiftung so zu gestalten, daß weder Karl Mays Witwe, noch ich oder andere Mitarbeiter unseres Verlags irgendwelchen Einfluß auf die Spendenverteilung haben: die Stiftung ist **[14]** grundsätzlich unabhängig von uns, und das Sächsische Kultusministerium als Stiftungsvorstand entscheidet über die Spendengesuche nach freiem Ermessen und ohne uns zu befragen. – Für spätere Jahre streben wir noch eine zweite Stiftung an, deren Aufgabe es sein soll, die Villa Shatterhand und Karl Mays Sammlungen sowie seine wertvolle Bücherei der Oeffentlichkeit als eine Art Karl-May-Museum zu erhalten und zugänglich zu machen.

5. Schließlich gedenke ich gegen Ende meiner Verlagstätigkeit, die mit dem Freiwerden von Karl Mays Werken, dem 1. Januar 1943, abschließt, eine umfassende kritische Biographie über den Dichter zu veröffentlichen. Würde ich dies eher tun, so könnte man mir Befangenheit, Verquickung des Geschäftlichen mit dem Literarischen vorwerfen, wenngleich ich mich von solchen Bestrebungen frei weiß. So bin ich also in der Zwischenzeit hauptsächlich darauf angewiesen, daß andere Forscher ihre Ansichten und Erfahrungen über Karl Mays Wesen und Werk in Buchform und in Zeitungsaufsätzen behandeln. Die Abfassung der von mir geplanten kritischen Biographie wäre zudem augenblicklich noch gar nicht möglich, weil sich die ganze May-Frage nach wie vor im Fluß befindet, weil selbst ich und meine näheren Mitarbeiter in vieler Hinsicht noch im Ungewissen wandeln und weil von Jahr zu Jahr neue Bausteine zu der schweren Arbeit beigebracht werden. Gerade nach dieser Richtung scheinen mir aber nun die Jahrbücher bedeutungsvoll, denn ihre Aufgabe war und ist es, Mays Leben und Streben literarhistorisch und psychologisch zu erfassen und zu **[15]** werten, und dieser ganze immer reichhaltiger werdende Stoff wird mich hoffentlich in die Lage setzen, seinerzeit das Gesamtbild von Karl Mays rätselvoller Persönlichkeit richtig zu zeichnen. Sollte ich vor der Zeit aus meinem Arbeitsgebiet abgerufen werden, so wünsche ich, daß einer meiner Mitarbeiter oder Nachfolger diesen meinen letzten Plan aufgreife.

Dr. Max F i n k e schreibt:

Gern habe ich die Mitherausgabe dieses Jahrbuches übernommen. Den literarischen Bannfluch, mit dem Karl May belegt ist, und der ihn leider noch immer aus vielen Schulbüchereien ausschließt (in die er doch hineingehört wie kein zweiter Schriftsteller!), empfinde ich als ein schweres Unrecht. Schon mancher Pädagoge ist mir in der hohen Wertschätzung Karl Mays vorausgegangen. G u r l i t t rief: „Gerechtigkeit für Karl May!“ Ich schließe mich mit voller Ueberzeugung diesem Rufe an, indem ich mit R o s e g g e r in Karl May einen der wirksamsten Kämpfer gegen die Schundliteratur begrüße.

C ö p e n i c k , den 2. November 1920.

Aus Karl Mays literarischem Nachlaß

(Fortsetzung)

Von Studienrat Dr. Max F i n k e

5.

Im vorigen Jahrbuch habe ich (S. 53 - 88) eine Reihe von Nachlaßschriften Karl Mays, darunter das dramatische Bruchstückchen „Ahasver“, veröffentlicht. Es mag jetzt jene dort auf S. 85 erwähnte Mappe mit der Aufschrift „Kyros“ folgen.

Die Spannbögen der Mayschen Geisteskraft überwölben nicht nur Meere und Erdteile, sondern reichen auch hinein in die Vergangenheit. May hatte eine ausgesprochene Vorliebe für die Geschichte und - wie u. a. seine hübsche Erzählung „Der Kaperkapitän“ (aufgenommen im Bd. 38 der „Gesammelten Werke“, S. 489 ff.), mit ihrer Einfühlung in die napoleonische Zeitgeschichte beweist - auch eine entschiedene Begabung, geschichtlichen Stoffen gerecht zu werden. Seine Bücherei enthält zahlreiche geschichtliche Werke. Er war eifrig im Sammeln von Zeitungsausschnitten und Aufsätzen mit Berichten über die Fortschritte der geschichtlichen Forschung. So fand ich einen Bericht über einen Vortrag, den der Universitätsprofessor Dr. Lehmann-Haupt seinerzeit in der deutschen Orientgesellschaft über „Die historische Semiramis und ihre Zeit“ gehalten hat.

[17] Auch in den Reisebeschreibungen Mays stoßen wir auf zahlreiche geschichtliche Hinweise und Rückblicke, die, ohne Anspruch auf besonderen Eigenwert erheben zu können, in einer wohlthuenden Art unauffälliger Belehrung sich dem Gang der Handlung eingliedern, ihre Spannung bald mildernd, bald vermehrend.

So schweifen des Dichters Gedanken, als er von jenem Höhenzuge am Zab, einem Nebenflusse des Tigris, in dem unter ihm liegenden Wadi Deradsch die Zelte der Abu Hammed und Dschowari erblickt, in die Zeit, da dort die Scharen von Sardanapal, Kyaxares und Alyattes lagerten: er sieht Nebukadnezar auf seinem Zuge nach Aegypten, um Königin Hophra abzusetzen, wie gerade an jener Stelle seine Pferde aus den Fluten des Tigris getränkt wurden. Er hört den Todesgesang des Nerikolossar und des Nabonnad aus der Vorzeit herüberklingen. Umrauscht von den Wogen eines Freudenfestes der Haddediin (Bd. 1, S. 459), sieht er vor seinem in die Geschichte rückblickenden geistigen Auge das reichgeschmückte Zelt des Holofernes auftauchen. Das Zwischenstromland, diese Wiege großer geschichtlicher Ereignisse, und die angrenzenden Gebiete standen ihm im Mittelpunkt seiner forschenden Liebhaberarbeit.

In den Jahren 1899/1900 unternahm er nachweislich eine zweijährige Orientreise, die ihn von Bagdad aus in die Gegend der Ruinen von Persepolis führte. Vgl. hierzu Dr. Schmid's Ausführungen in Bd. 34 „Ich“, S. 579/80:

[18] „Von dort am Polvarflusse aufwärts wandernd, gelangte er nach mehrstündigem Marsch in die Ebene von Murghab, wo sich vereinzelt einige wenige Ueberreste der uralten persischen Königsstadt Pasargadä erhalten haben. Von den zahlreichen Streitfragen, welche die Gelehrten an diese Ruinen knüpfen, sei hier abgesehen und nur erwähnt, daß sich unter den sechs dort erhaltenen Bauwerken das Grabmal des Großkönigs Kyros befindet. Die alten berühmten Keilschriftreliquien, die an diesen 2300 Jahre alten Bauten angebracht waren, sind im Laufe der Zeit der Zerstörungswut und der Sammelwut zum Opfer gefallen. Die letzte und bekannteste dieser Inschriften, die 1877 von einem englischen Gelehrten geraubt wurde, war das stolze monumentale Herrscherwort: "Ich bin Kyros, der Achämenide!" Trotz ihrer traurigen Verstümmelung machten diese Reste alter Pracht und alter Hoheit einen überwältigenden Eindruck auf Karl May. Gepackt von den Schauern einer längst entschwundenen Zeit, faßte er den Plan, ein Drama zu schreiben über den großen König, der den Besuchern seines Grabes solch stolze Worte entgegenrief!“

Die mit „Kyros, dramatisches Porträt“ überschriebenen Blätter enthalten nun leider keinen Anhaltspunkt dafür, in welcher Weise er die Gestalt des großen Babylon-Eroberers, die da in der Ruine Kala-i-Dara unweit der Stadt Darabdjerd vor ihm lebendig wurde, gezeichnet hätte. Was wir in Händen haben, ist nur eine Art Vorspiel zum 1. Akt, in dem die „Ideale“ des Steines, der Erde, des Metalls, der Pflanze, des Tieres und der Luft sprechend auftreten. Unter „Idealen“ sind Symbole oder, wenn ich der grundlegenden Unterscheidung

von Symbol und Allegorie folge (vgl. 3. Jahrbuch, S. 84, Fußnote 19), nur allegorische Gestalten zu verstehen. Eine szenarische Bemerkung, wie die genannten Naturdinge gekennzeichnet werden sollten, fehlt.

Die ästhetische Würdigung der nachstehend zum **[19]** erstmal abgedruckten 48 fünffüßigen Jamben muß sich mit der Anerkennung einer gewissen sprachlichen Bildkraft bescheiden. Nicht beschönigt werden soll neben mancher Unebenheit die Eintönigkeit des Zeitmaßes, die dadurch hervorgerufen wird, daß alle Zeilenenden bis auf nur zwei mit Satzpausen zusammenfallen. Die von den heutigen Reimschmieden bevorzugte Kunst des Verschweißens von Zeilenende und -anfang mit Hilfe gewählten Satzbaus lag unserm May gar nicht, wie auch aus seiner inhaltlich so hochgesinnten Gedichtsammlung „Himmelsgedanken“ (Bd. 49 der Ges. Werke) hervorgeht. Es liegt etwas Altfränkisches in seiner gebundenen Sprache, im nachteiligen wie andererseits aber auch im vorteilhaften Sinne. Am besten mögen die Jamben des vierten Bandes von „Im Reiche des Silbernen Löwen“ (Bd. 29) und des Bandes „Und Friede auf Erden“ (Bd. 30) ausgefallen sein.

Tier und Pflanze beseelt zu denken, ist im Zeitalter der [Raoul Heinrich] Francé, [Karl] Krall und Paula Mökel nicht weiter verwunderlich. Die anschauliche Art indes, wie im Geiste einer mehr als Fechnerschen Naturmystik die unbelebte Natur hier redend eingeführt wird, zeigt die Beseelungsfähigkeit des echten Dichters. Fels, Felskrume (= Erde), Metall, Pflanze, Tier liegen ihm in einer großen Entwicklungslinie, die keine Kluft zwischen der unbelebten und belebten Natur erkennen läßt und die in der Schöpfungskrone, dem Menschen, gipfelt. Was dem Naturforscher das noch zurzeit ungelöste Problem der Urzeugung ist, wird dem Dichter hier zu erlebter Gewißheit.

[20] Man kann darüber streiten, ob der Gesichtswinkel, unter dem May hier den Perserkönig zu sehen scheint, nämlich daß er als eine Art Erlöser, als Erfüllung elementarer Sehnsucht gekommen sei, geschichtlich begründet ist. Nach der Sage, die Herodot wiedergibt, stand Kyros im Rufe einer so blutdürstigen Grausamkeit, daß Tomyris dem Leichnam des im Kampf mit den skythischen Massageten Gefallenen den Kopf abgeschnitten und in einen Schlauch voll Blut geworfen haben soll, damit er seinen Blutdurst stillen könne. Möglicherweise aber hatte May den Plan, Kyros zunächst als Sehnsuchterfüller der hoffenden „Ideale“ hinzustellen, der nachher um so grausamer die gehegten Erwartungen enttäuschen sollte, und damit eine Tragödie der Enttäuschung verbreitenden Geniemenschen zu schreiben.

Ein auffälliger inhaltlicher Widerspruch besteht darin, daß in den Worten des „Tieres“ der Mensch als schon vorhandenes und im Schlußtext als erst zu erwartendes Glied in der Kette der Entwicklung erscheint. Doch darf man den vorliegenden Zeilen keinen höheren Rang als den einer rohen Vorstudie zusprechen. Nachstehend erfolgt ihr Abdruck:

Kyros
Dramatisches Porträt
von
Karl May.
Erster Akt.
Erster Auftritt.
Am Euphrat.

Palmen, Oleander und anderes blühendes Gebüsch. In der Mitte ein kleiner, lichter Tempel der Istar, mit einer **[21]** Mondsichel gespitzt und von einem Löwen und einem Stier flankiert.

Die Ideale des Steines, der Erde, des Eisens, der Pflanze, des Tieres. Außer ihnen die Luft. Das Licht kommt noch hinzu.

Der Stein:

Ich bin der Fels. Im steinernen Gefüge
Dehn ich mich aus, soweit die Erde reicht.
Wer auf mich baut, der baut auf keine Lüge;
Ich bleibe starr, selbst wenn der Stahl erweicht.
Was man mir gibt, das geb ich ehrlich wieder,
Nur bleibe ich an meinem Platze stehn,
Und kriecht an mir ein Menschlein auf und nieder,
so mag ers tun und dann ... nach Hause gehen!

Die Erde:

Auch ich war starr. Nun bin ich Gries und Krume,
Nur innerlich fühl ich mich noch als Stein.
Der niedrige Begriff vom Eigentume,
Teilt mich in Felder und Parzellen ein.
Doch hat der Mensch in seinen Erdentagen
Mich ohne Ruhe um- und umgekartt,
So bringt man ihn als Dünger mir getragen
Und was mich quälte, wird in mir verschartt.

Das Metall:

Auf goldnen Stufen stieg ich an die Sonne;
Wie Silber glänzte mir die Erdennacht.
Ein eisern Herz war meine Lust und Wonne
Und ehern, wie mein Helm, stand mir die Macht.
Da kam der Mensch ... das Uebrige ist Schweigen,
Doch wallt in mir des Zornes dunkle Glut,
Und wenn die Stunde schlägt, dann wird sich zeigen,
Was El Madon, der Herr des Schwertes, tut!

Die Pflanze:

Gebt mir die Macht, so will ich sie nicht haben;
Nur wachsen will ich, wachsen, auf, ins Licht.
Und würde ich auch bergestief begraben,
Im Lenz käm ich euch wieder zu Gesicht.

[22]

Im greisen Baume, wie im jungen Triebe,
Erklingt euch meine Predigt fort und fort,
Daß ich nicht hassen kann, daß ich nur liebe,
Und das ist auch für heut mein einzig Wort!

Das Tier:

Ich war äonenlang der Schöpfung Krone;
Jedwede Zelle strebte auf zu mir;
Da kam der Mensch, stieß mich von meinem Throne
Und spezialisierte mich als ... Tier.
Nun jagt und martert er mich allerorten;
Ich weiß auf Erden weder aus noch ein.
Wohlan also: Was ich durch ihn geworden,
Das will ich ihm, nichts anderes, auch sein!

Die Luft:

Ich kam als Gast aus weiter Himmelsferne
Geheimnisvoll zu euch herabgesandt,
Und was ich tat auf meinem Heimatssterne,
Das tu' ich nun auch hier im Erdenland.
Ich soll ein Segen sein im Wettersturme,
Ein Segen sein im leisen Atemhauch.
Ihr gebt das zu selbst beim geringsten Wurme,
Warum tut ihr es nicht beim Menschen auch?

Kyros

Gesammeltes.

Die Ideale haben sich eines aus dem anderen entwickelt, vom Felsen bis zum Tiere. Sie hoffen, daß nun bald der Mensch kommen werde. Sie hoffen, Kyros werde es sein. Luft und Licht sind ihre fremden Freunde.

Der Regen | Begattung. Erde dehnt sich, wenn der Regen
Die Erde | sich ganz in sie verkriecht.

Im vorigen Jahrbuch wurden von mir einige nachgelassene Handschriften Karl Mays veröffentlicht, [23] die zu dem Gedankenkreis der 1906 bei F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. Br. erschienenen, jetzt leider bis zum Neudruck vergriffenen zweiaktigen „Arabischen Phantasie“: „Babel und Bibel“ gehören. Es waren dies ein „dramatisches Vorspiel aus zwei Welten“ und wissenschaftliche Notizen zum „Babel und Bibel-Streit“, die als Nr. 1 und 2 meiner bezüglichen Nachlaßschriften-Aufstellung (Jahrbuch 1919, S. 56 - 58) zum erstenmal abgedruckt wurden (S. 58 - 64). Dem vorliegenden Jahrbuch war Nr. 3 jener Aufstellung (S. 58) vorbehalten, die im ganzen 34 Seiten in Maschinenschrift umfaßt und das Schlußdatum: Montag, den 1. 10. 1906 trägt. Ich setze noch einmal die Gliederung dieser Aufzeichnungen hierher:

„Babel und Bibel“. Skizze.

- a) Konkrete Tatsachen.
- b) Abstraktes, Metaphysisches und Symbolisches.
- c) (Ohne Ueberschrift): Ueber Ziel und das innere Wesen von „Babel und Bibel“.
- d) Zur Bedeutung der Namen.
- e) Innere Handlung: Sonstige Bemerkungen zu „Babel und Bibel“, betreffend Schauplatz, Deutung des Symbolhaften, Szenarisches, Mission des Ganzen.

Wenn wir die Aufzeichnungen¹ selbst auf uns wirken lassen, so finden wir die von Frau Klara May in vorliegendem Jahrbuch geäußerte Meinung bestätigt, daß May von einer beklemmenden Ahnung des kommenden Weltkrieges bewegt und von dem lebhaften Wunsch getrieben worden sein muß, mit der Streitmacht seiner zu hohem Ansehen gelangten [24] Schriftstellerfeder der Verhütung des großen Unglücks zu dienen. Heut, mehr als vierzehn Jahre nach dem Abschluß vorliegender Aufzeichnungen, zwingen sie uns besondere Aufmerksamkeit ab. Handelt es sich doch gerade für uns darum, ob sich dem Grauen der Weltkriegsjahre, die, streng genommen, noch währen, eine Dauerform „vernunftgemäßen Völkerfriedens“ entbinden wird, oder ob wir, enttäuscht durch den Geist, der an den Verhandlungstischen von Versailles und Spaas saß, die Jahrtausend-Sehnsucht frommer Friedensgemüter wieder einmal, vielleicht gar für immer, verabschieden sollen. Die Kraft gläubigen Hoffens, die sich stützt auf die tatsächliche Wirklichkeit und Wirksamkeit eines den Völkern übergeordneten Menschheits- und Menschheitsbegriffes, hätte auch heut einen Karl May nicht verlassen.

Wie? Menschtum, dieser als Unziel verschriene innere Leuchtturm kriegs-, aber nicht kampfesmäuder Weltzweckverbändler, in deren Reihen sich May, vor allem auch als Verfasser des Werkes „Und Friede auf Erden“ (Bd. 30) einordnet, dieses angebliche Wolkenkuckucksheim jener „welt- und wirtschaftsfremden“ Wanderer? Ferner Morgenröte soll eine tatsächliche äußere Wirklichkeit, nicht nur innere Wirksamkeit entsprechen? Nicht anders. Es gehört ja zu den gesicherten Ergebnissen der heutigen lebenskundlichen Forschung (Biologie), daß wir Erdbewohner den Blättern eines einzigen großen Baumes gleichen. Die Menschheit ist entwicklungsgeschichtlich ein einziger Organismus. Was uns alle verbindet, ist der einzelne immer wieder vererbliche [25] Anteil, den jeder von uns an dem menschlichen Keimplasma besitzt. Diesem sind unbeschränkte Fortdauer und nur von äußeren Einwirkungen begrenztes Breitenwachstum gesichert, während der nicht gattungsgemäße, individuell-körperliche Anteil mit jedem Einzelmenschen vergeht. So erhält der von Schopenhauer so gern zitierte alte Satz der Brahmalehre *Tat tvam asi* (sanskrit. = das bist du) eine tiefe naturwissenschaftliche Begründung und eine Bedeutung, die über den Gedanken von der bloßen Ich-Bedingtheit der Außenwelt weit hinausgeht und eine tiefinnerste wesentliche Gleichheit, nämlich den Keimzusammenhang aller Menschen, aufdeckt. Ob Karl May die - schon von Gustav Jäger in den achtziger Jahren aufgestellte, später von [Moritz] Nußbaum und vor allem von [August] Weismann begründete - Lehre von der sog. „Kontinuität des Keimplasmas“ gekannt hat, geht aus seinen Schriften nicht hervor. Sicher ist, daß seinem Innern das geistige Gegenstück, die gedanklich wirksame und nicht minder gefühlsmächtige Entsprechung jeder naturwissenschaftlichen Tatsache, nämlich eben der „Humanitäts“-Begriff unverlierbar eingebettet war und mit treuer Inbrunst in all seinen Werken verteidigt wird. Was ein Jahrzehnt nach ihm, getrieben von den grausigen Gesichtern des

¹ Im vorliegenden Jahrbuch abgedruckt auf Seite 40 [41].

Krieges, Männer der Wissenschaft als naturwissenschaftliche Grundlage der weltzweckverbändlichen Dauerfriedensrichtung grundsätzlicher und strenger Art (sog. Pazifismus) erweislich machten - so der mißverständene [Georg Friedrich] Nicolaï in seiner „Biologie des Krieges“ (II. Teil, Orell Füßli in Zürich, 1919) -, [26] das fühlte Karl May mit unbeirrbarer seelischer Gewißheit. Seine geistige Namenskarte trägt ja wie die papierene seines Chinesen Tsi in „Friede auf Erden“ die Losungsworte: Schin-Ti-Ho, Humanität, Bruderliebe, Friede. Was unklare Wunschwähnen von Schwärmern schien, das zeigt sich mehr und mehr in der Natur begründet, der „Utopist“ wird über Nacht zum nüchternsten „Realpolitiker“, die Welt wird ihres wahren Vorteils inne, und schon regt sich allenthalben die Kraft zu Bund und Ausgleich, das Vermögen zu gegenseitiger Hilfe in der Weltentwicklung, zu weitherzigen Handelsabkommen, zu herzlichen Fürsorge- und Liebeswerken größten Ausmaßes. Die letzten Zuckungen des engstirnigen Ueber-Patriotismus werden die Kraft des völkerverbindenden Zweckverbandgedankens, ihn vorerst noch hemmend, emporspannen bis zum Gelingen.

Wie aus diesen Vorarbeiten (s. S. 57 und 63), hatte „Babel und Bibel“ nicht nur die ungewisse Möglichkeit des „vernunftgemäßen Völkerfriedens“ zum Gegenstand, sondern weit mehr: die Art und Weise seiner Verwirklichung, gleichsam die „pazifistische“ Technik. Wie überall in seinen Werken, so läßt auch hier May den Edelmenschen - vertreten durch den Stamm der Kiram - dieselben äußeren Gewaltmittel des „Anima“-Menschen, wenn auch nicht zur Anwendung bringen, so doch drohend führen. Die innere Umlagerung der An'allah, der Gewaltmenschen, „geschieht auf dem Wege vorsichtiger Humanität und imponierender Kraft, die jedes Unrecht und [27] jede Grausamkeit vermeidet.“ Es reicht nicht aus, dem Bibelwort gemäß „ohne Falsch wie die Tauben“ zu sein, die Kiram sind auch „klug wie die Schlangen“. Sie verzichten nicht auf die Waffen des Gewaltmenschentums, wissen aber durch die Güte hochgeistiger List das Blutvergießen zu verhüten. Wie May später (S. 80) sagt, ist eine „Summe der Machtentfaltung“ dem Geist unentbehrlich, „um den Anima-Geschöpfen zu imponieren“. An eine grundsätzliche freiwillige Trennung von allen Waffen wird keine zurechnungsfähige Völkerfriedenslehre (vgl. A. H.[Alfred Hermann] Fried, [Walther] Schücking, [Friedrich Wilhelm] Foerster) im Ernste denken. Solange die Menschheit der Aufbegehungen des gewaltgeneigten Anima-Menschen sich gewärtig halten muß, ist sie genötigt, waffentragende Wirkteile (Organe) teils zur Abschreckung, teils zur Vollstreckung des strafenden Gesamtwillens auszuscheiden und in Bereitschaft zu halten. Ist doch selbst Mary Baker G. Eddy, die Begründerin einer zweifelsohne so friedensfreundlichen Bewegung wie der *Christian Science*, die hier übrigens sonst nicht gewertet wird, der Ansicht: „Nationale Mißverständnisse können und sollten durch friedlichen Ausgleich weise und endgültig geschlichtet werden. - Es ist jedoch unzweifelhaft, daß jetzt noch eine Kriegsflotte (!) nötig ist, um den Krieg zu verhindern und den Frieden unter den Nationen zu wahren.“ (Der „Herold“ der *Christian Science*, 6. Jahrgang, 1908, S. 125.) Hier scheint allerdings noch jene altrömische Irrlehre zu spuken, daß die Vorbereitung zum Kriege die beste Friedensgewähr sei. (*Si vis pacem, para bellum.*) Davon ist bei [28] May nun keine Rede. Vielmehr ist er von der Notwendigkeit des Abrüstens überzeugt. Doch ist es mit dem „Abrüsten“ eben nicht getan. Das „Abrüsten“ ist gradeso wie etwa die Enthaltensamkeit von Alkohol etwas Rein-Negatives und bedarf der positiven Ergänzung. Diese besteht in positiver Aufbau- und Zusammenhaltsarbeit. Die „Pazifikation“ erfordert „Geist, viel Geist und mehr Geist, als der besitzt, der da denkt, man brauche einfach bloß abzurüsten, und dann sei alles gut!“ (S. 80.)

Der Friede, den er erstrebt, beschränkt sich jedoch nicht auf das politische Gebiet. „Es ist hier jede Art des Friedens gemeint, auch der wissenschaftliche, der kirchliche, der soziale usw., nicht nur der politische.“ (S. 62.) Wie Weissagungen klingt es, wenn dann May - also im Jahre 1906! - fortfährt: „All unser Streben nach diesem letzteren wird trotz der Suttner und trotz des russischen Großbeschützers - gemeint ist der frühere Zar Nikolaus - doch nicht zum Ziele führen, wenn wir nicht vorher auch schon den Frieden in all diesen anderen Beziehungen haben.“ Uebrigens belehrt schon geringe Vertrautheit mit der bewegungskräftigen, regen Gemüts- und Geistesart Mays, daß unter „Frieden“ nichts Starres, Unlebendiges, Spannungs- und Kampfloses zu verstehen ist, sondern vielmehr bewußtes, einigendes In-Führung-Nehmen von Spannungsgegensätzen², die sich freilich von obwaltendem Geist auch gedeihlich in Führung nehmen lassen [29] müssen, wenn die ganze „Kontrapunktik“ der Politik und des Lebens überhaupt gelingen soll.

² Wie es so hervorragend klar Willy Schlüter in seinem „Deutschen Tatdenken“ (Oskar Laube, Dresden 1919) lehrt.

Also Harmonisierbarkeit der entgegenstehenden Willenskräfte, nicht ihre todhafte Harmonie.

May ist sich wohl bewußt, daß die politische und kriegerische Gestalt nur eine Form des Gewaltwesens im Menschen, wenn auch die am meisten der Entartung und dem inneren Widerspruch verfallene, ist. Er durchschaut jene den Anspruch unverletzlichen Ansehens erhebenden Masken, hinter denen sich die mannigfaltigen Spielarten wissenschaftlicher, geistlicher und gesetzgeberischer Gewalttätigkeit zu verstecken wissen: „Ein Gewaltmensch ist jeder, der sich auf seinem Sondergebiete so benimmt, als ob er der alleinige und bevorzugte Besitzer des betreffenden Rechtes oder des betreffenden Gutes sei.“ (S. 62.) Es liegt May aber fern - und seine mehrfachen Versicherungen verdienen vollen Glauben -, mit diesem allgemeinen Vorwurf an die Adresse der menschlichen Vollkommenheit irgendeine wissenschaftliche, geistliche oder politische Richtung vor anderen belasten zu wollen. Das Bewußtsein der Demut, daß wir des Ruhmes ermangelnde Sünder allzumal sind, war zu tief in ihm begründet. Es sind nichts anderes als Quersummen aus „sämtlichen jetzt vorhandenen Religionen“, aus den gegenwärtigen Rechtszuständen, aus den Formen heutiger Wissenschaft, die er zieht und zu seinen mit solcher Anschaulichkeit gezeichneten Gestalten des Imams, des Kadis und des Gelehrten Babel verdichtet. Wenn er die An'allah auf dem Trümmerfeld des [30] babylonischen Turms, also den Resten eines untergegangenen Weltreiches, wohnen läßt und diesen Turm, in dem - ein Anklang an deutsche wie orientalische Märchenwelt! - der Drache Kital verstaubte Schätze hütet, als einen „unsichtbaren, aber doch gewiß bestehenden Bau“ bezeichnet und - nicht eben vorsichtig! - ihn mit dem oft angeführten „Zentrumsturm“ der deutschen Katholiken vergleicht, so ist dieser Vergleich nur sprachlich-erklärend zu verstehen, aber keineswegs als Angriff auf jene wertvolle, aus dem Kriegschaos noch wesentlich gestärkt hervorgegangene Ausprägungsform des Christentums, für deren Weihe und Würde, für deren Marien-Verehrung, Sakramentlehre und sonstige Dogmatik Karl May nicht minder tiefes Verständnis und herzliche Hochachtung gezeigt hat wie für die Eigenwerte des Protestantismus, des Islam und des Buddhismus. Dies muß hier betont werden, da der auf den „Zentrumsturm“ bezügliche Vergleich (S. 70) leider die Gefahr gröblicher Mißdeutung heraufbeschwören könnte.

Ist nun dem Dichter gelungen, in diesem dramatischen Erstwerk „Babel und Bibel“ den unblutigen Geistesieg des Edelmenschen Ben Tesalah über den Gewaltmenschen Abu Kital erlebbar zu machen? Ich verkenne und verteidige nicht die ganz offenbaren Schwächen des Werkes sowohl in verstechnischer, sprachlicher wie dramaturgischer Hinsicht, halte aber daran fest, daß unter Beihilfe einer überlegenen Spielleitung, etwa der eines Max Reinhardt, das Grundthema des Zweiakters zu mächtigem Nacherleben gebracht werden könnte. Starke Gegensätze, [31] ein Gegenspiel voller Spannung, eigenartige, geistreiche Einfälle - so der, daß Ben Tesalah sich als Anführer einer Todeskarawane einschmuggelt, ein Mensch blühenden, quellenden Geisteslebens im Bereich grausen Verwesungsduftes! - würden dem Spiel Erfolg sichern. Zum Ueberfluß hat May sich streng an die Weisungen des alten Aristoteles hinsichtlich der Einheit auch des Ortes und der Zeit gehalten, indem er beide Akte vor dem Turm an demselben Nachmittage sich abspielen läßt. Besonders wirksam ließe sich jener eindrucksvolle Auftritt des zweiten Aktes gestalten, wo Ben Tesalah den Abu Kital in die Bannkraft seines Güte und Geist ausstrahlenden Auges faßt, ihn im Umkreis, wie ein Bändiger die Raubbestie, vor sich her treibt und ihn innerlich niederringt. Wie hier, so zeigt sich auch an anderen Stellen, daß May zweifellos eine Ader für Bühnenwirksamkeit gehabt hat. Seine Sprache, die gelegentliche Plattheiten leider nicht scheut, ringt sich, so vor allem in der großartigen Stelle, die das Martyrium des sühnebereiten Menschen in der Geisterschmiede Kulub im Lande Märdistan schildert (wiedergegeben auch im Band 34 „Ich“, S. 272 bis 274), gelegentlich zu einer Bildkraft und Freiheit dichterischer Anschauung durch, die einen Vergleich mit den Sprachmitteln Dantes oder Shakespeares rechtfertigen.

May Lebensthema: die innere Umpolung und Umschichtung des Menschen der Gewalt und Feindschaft in den der Güte und Versöhnlichkeit erfährt in „Babel und Bibel“ jedenfalls eine einflußstarke, dramatisch gedrängte Bearbeitung. Belehrt durch [32] den Weltkrieg, durch seinen Ausgang nicht minder als durch sein Wesen, das Krankheit und eine Fülle sich erstickender Widersprüche war, vermögen wir Mays edle Absicht empfänglicher auf uns einwirken zu lassen. Gottlob ist jene von mißverstandendem Darwinismus borgende, unwissenschaftliche, rücksichtslose Lehre von der Notwendigkeit und dem Wert des Krieges abgesättigt, ja übersättigt bis zur Empfindung des Ekels und Selbstgrauens. Kampf muß sein, er ist ein Bestandteil jeder Emporentwicklung. Seine Entartungsform, der Krieg, ist dagegen keineswegs eine Naturnotwendigkeit,

geschweige ein Hebel der Kulturförderung. Er verschlingt gerade die Tüchtigsten; was er verschont und übrig läßt, sind die zum Lebenskampf weniger Befähigten, sind die Hemmschuhe des Lebensfortschrittes. So wird der Krieg und vor allem der in den heutigen Formen gehäufte maschineller Grausamkeiten geführte, zu einem furchtbaren Mittel der Gegenauslese, zu einer Selbstmordwaffe aller Rassen-, Kultur-, Volkstums- und Menschlichkeitswerte.

Die Auffassung, als sei der rücksichtslose Ich-Trieb, der den Nebenbuhler um Nahrung, um Lebensziele, um einen „Platz an der Sonne“ unter die Füße zu treten sucht, eine Ersttatsache, etwas von der Natur allen übrigen Trieben und Empfindungen schlechthin Uebergeordnetes und somit seine stärkste und größte Entwicklungsform, als sei der Krieg unentrinnbares Naturgesetz, hält den heutigen Forschungen der Gesellschaftslehre (Soziologie) und Seelenkunde nicht mehr stand. Es steht vielmehr fest, daß zeitlich der Entwicklung der individuellen **[33]** Triebe die des *Hordentriebes*, die des sozialen, staatenbauenden Instinktes vorangingen. Der Mensch ist in erster Linie das *Zoon politicon* des Aristoteles, das mit dem Trieb zu „gegenseitiger Hilfe in der Entwicklung“ (Fürst Peter Kropotkin) reich ausgestattete Gesellschaftswesen, wenn nicht gar Gemeinschaftswesen. Wenn die Strebungen des Einzelwesens überhandnehmen, der Egoismus - den Eugen Dühring für eine sekundäre Entartungserscheinung erklärt! -, dann sinkt der kunstvolle Glied- und Wirkbau der Gemeinschaft auf die Stufe bloßer Gesellschaft herab und mit fortschreitender Zersetzung zerbröckelt die Gemeinschaft weiter zur bloßen Masse, die nicht mehr durch Einsichten geleitet, sondern nicht anders als durch Waffenterror in Schach gehalten werden kann.

Mit dieser Auffassung von der waffenfeindlichen Harmonisierbarkeit gegenläufiger Belange (Interessen) und der Notwendigkeit vernunftgemäßen Dauerfriedens außen wie innen wetteifert an Tiefe und Ueberzeugungskraft Mays in den Vorarbeiten zu „Babel und Bibel“ (S. 52) und auch sonst klar ausgesprochene weltweite Grundansicht, daß das menschliche Leben unmöglich zur Tragödie bestimmt sein kann. „Babel und Bibel“ trägt ja selbst als Vorspruch den Vierzeiler:

Gott schrieb die Schöpfung nicht als Trauerspiel
Ein tragisch Ende kann es nirgends geben.
Zwar jedes Leben ringt nach einem Ziel,
Doch dieses Ziel liegt stets im nächsten Leben.

Der *Fin de siècle*-Moral und auch der Weltanschauung unserer Tage, soweit sie nicht an kraftvoll-**[34]** freudigen Emporgestaltungslehren, wie der Rudolf Euckens, ^[Hans] Vaihingers, Willy Schlüters - man verzeihe diese Zusammenstellung nicht ganz zusammengehöriger Denker! - sich emporrankt, ist ja der tragische Grundcharakter von Leben und Menschenschicksal ein ausgemachter Glaubenssatz, dessen Verleugnung Mangel an philosophischer Vornehmheit zu verraten scheint. Wie anders May! Er sieht die inneren Entwicklungsbedingungen „unserer strammen, praktischen und willensstarken Zeit“ und kann in der Tragödie schlechterdings nicht die höchste und bevorrechtigte Kunstform erblicken.

Er irrt allerdings, wenn er glaubt, daß die Fabel, die er seiner „Phantasie“ „Babel und Bibel“ zugrundelegt, die Eignung zum Bau einer Tragödie erkennen ließe. Wo bleibt die Charakterentwicklung in Abu Kital? Wird dieser nicht vielmehr von Ben Tesalah magisch innerlich entwaffnet? Wird seine seelische Umschmiedung nicht auf die Zeit nach dem letzten Aktschluß in die Schmiede Kulub verlegt, der Abu Kital eine Wallfahrt gelobt? An welcher Stelle soll die Handlung geeignet sein, Furcht und Mitleid in unsrer Seele zu erregen? Ein Aufatmen, eine Entlastung von dem Alpdruck der Spannung, eine Art innerer Katharsis (Selbstreinigung) erfolgt ja, aber doch fehlen dem Stück, bzw. dem Stoff die Bedingungen einer tragischen Handlung. Es hätte sich kaum etwas anderes als ein phantastisches Schauspiel daraus machen lassen. Die Bezeichnung „Phantasie“ zeigt wieder, daß sich May der Eigenart und Grenze seiner Behandlung bewußt war. Ein Drama im strengen Sinne liegt nicht vor, es ragt schon allerlei **[35]** Neuestes-Allerneuestes aus dem Reich heutiger Bühnenkunst hinein; wenn man will, ist es schon als eine Vorstufe des heutigen sog. „Expressionismus“ anzusehen.

Es wäre verdienstlich und aufschlußreich, einmal die übrigen Werke Mays daraufhin anzusehen, wo der Dichter die tragische Grundstimmung des Lebens, die wehselige Auffassung von der Ungerechtigkeit des Leidens bekämpft. Ich habe keine Spur von tragischer Blickeinstellung bei ihm gefunden. Das Leid ist ihm überall ein Mittel, ja das vorzüglichste, zu innerer Läuterung und Vergeistigung. (Vgl. vor allem seine ergreifende Selbstbiographie, Bd. 34 „Ich“.) Er ist wesensgleich mit dem größten Vertreter deutscher Mystik,

unserm alten Meister Eckhart, der tapfer bezeugt: Das Leid ist das schnellste Tier, das uns zur Vollkommenheit trägt. Das Leid, auch das unverschuldete, kann, selbst in ärgster Häufung, einer so lebensgläubigen und den Lebenswert so bedingungslos bejahenden Natur wie der Mays nicht den Lebenssinn verdunkeln, das Lebensziel verrücken, das ihm ist: das Innenreich der Güte und seelischer Schönheit. Wie die Schraubenmutter die Spindel, so umgibt das Leid als festes Widerlager den Mut und Trieb zur Ich-Entwicklung, der sich in seinem entgegenpressenden Windungsgang gleichsam siegreich zur Höhe emporschraubt. Wo bleibt da Raum für eine tragische Weltanschauung, wo das Leid nicht als gegeben, sondern stets als aufgegeben erscheint? Finden wir doch auch in Christi Lehre keine Spur tragischer Weltschmerzlichkeit, sondern nur freudiges Fordern von Mithilfe, Verzeihen, Liebe.

Der tragisch gestimmte Mensch findet ein Ventil **[36]** seiner inneren Schmerzspannung: den Humor. Wem das „Tragische als Weltgesetz“ erscheint - so dem Schopenhauer-Schüler Julius Bahnsen -, der preist gern und mit Recht den Humor, der die Träne im Auge führt, als Erlöser, als „ästhetische Gestalt des Metaphysischen“. Wenn wir der scharfen Trennung von Humor und Komik eingedenk sind, so werden wir vergebens nach Humor im eigentlichen Sinne bei May suchen. Ganz verständlich. Er hat ja eben nicht jene tragische Weltanschauung und Grundstimmung, die nun einmal das Keimbett abgibt, aus dem der Humor etwa eines Cervantes, Shakespeare, Jean Paul, Thackeray, F. Reuter hervorwuchs. Wenn wir den Begriff dagegen, wie üblich, weiterfassen und unter Humor auch den auf Ernst gegründeten Scherz, die heitere Laune verstehen, so war May, wie tausend köstliche und erquickende Stellen seiner Werke ausweisen, ein großer Humorist, der, wie W. Raabe, das Kleinste bedeutend macht und die graueste Alltäglichkeit mit einem versöhnenden goldigen Schimmer überspreitet. Doch ist sein Humor eben im Grunde edle Komik, ein Umstand, aus dem kein Recht zur Verkleinerung Mays hergeleitet werden kann. Richtig verstanden, liegt sogar ein hohes Lob darin. Ein Mann, der wie May trotz schweren Leiderlebens so unbefangen-naiv, so in bestem Sinne realistisch die Wirklichkeit in seinen Werken geschaut, gewertet, gestaltet hat, muß köstlich gesund und kraftvoll in seiner Seele gewesen sein.

[37] Außer solchen Beiträgen zur Frage der Mayschen Weltanschauung empfangen wir aus vorliegenden Vorarbeiten zu „Babel und Bibel“ auch sonst noch manche wertvolle Belehrung über seine Gedankenwelt. Nicht einheitlich sind seine seelenkundlichen Vorstellungen, worauf schon Dr. Droop in seinem Buch „Karl May, Eine Analyse seiner Reiseerzählungen“ (jetzt Karl-May-Verlag) aufmerksam macht (so S. 172 ff. und 182 f.). Während noch im „Reich des Silbernen Löwen“ (Bd. 3 u. 4, 1902/3 verfaßt) der Geist als etwas der Seele Nachgeordnetes erscheint, wird hier (s. S. 74) dem Begriff des Geistes der höhere Rang zugesprochen. Der Dschamiki Pedehr - in dem May beiläufig seinem Freiburger Verleger Fehsenfeld ein Denkmal gesetzt hat - erklärt den Geist für ein Phantom, das eigentliche Wesen, das „höhere Ich“ sei die Seele. (Vgl. Bd. 28, S. 285, 323, 634.) Wenn man May nicht, wie es Droop tut (s. o. S. 179), den Vorwurf einer heillosen Vermengung der Begriffe Seele³, Geist, Anima, Intelligenz machen will - namentlich auch auf Grund des 30. Bandes („Und Friede auf Erden“), so bleibt nur übrig, wie es die Buddhisten und Theosophen tun, eine Stufenleiter der Entwicklungsformen anzuerkennen, in der den Begriffen „Seele“ und „Geist“ ein sehr unterschiedlicher, ja gegensätzlicher, sich ausschließender Sinn, je nach der Entwicklungshöhe, gegeben wird. (Vgl. auch Max Dessoir, „Vom Jenseits der Seele“. Verlag von Enke in Stuttgart, S. 252.) Die Sprache in der Begrenztheit ihrer geschichtlich gewordenen Beziehungsweisen **[38]** ist es - wie so oft bei Denkern -, die uns mit ihrer Vieldeutigkeit narret. Seele und Geist erscheinen oft bei May in sachlicher Gleichsetzung, bald wechseln sie ihre Rangstellung, bald liegen sie im Kampfe miteinander. Hier in den Vorarbeiten zu „Babel und Bibel“ klären sich die Anschauungen dahin, daß die Seele als bildendes Prinzip sich den Körper schafft - also „Neo-Vitalismus“ -, „um sich durch ihn auf dem Leidenswege nach Kulub in Geist verwandeln lassen zu können.“ (S. 65) Der Geist steht also hier über der Seele, so wie im theosophischen Begriffsschema hoch über „Prana“, dem Lebensprinzip der vier niederen Stufen, „Buddhi“, die Geist-Seele und schließlich, als Krönung der ganzen Stufenleiter, „Atma“, der kosmische Gottgeist thront. Dem Prana entspricht wohl die Anima Mays, das „vegetative“ Prinzip („Threptikon“, „Orektikon“, „Aesthetikon“ des Aristoteles), während „Geist“ entschieden noch mehr als Intelligenz („Manas“?), eben „Buddhi“ oder gar „Atma“ sein muß.

³ Vgl. auch Bd. 28, S. 459/61, ferner Bd. 34, S. 342.

Auch die Gesamtseele der Menschheit, die May fingiert und in Marah Durimeh symbolisch darstellt, macht Wandlungen oder Vervollkommungsstufen durch; die noch jetzt herrschende wird dereinst durch die Bibel-Seele (= Bent'ullah) abgelöst werden. Das Christentum besteht noch nicht als Menschheitseinrichtung, ihm, d. h. dem wahren Christentum, werden „die nächst-zukünftigen Jahrtausende geschenkt“. Aehnlich H. St.^[Houston Stewart] Chamberlain, der ja bekennt, wir hätten noch nicht die Schwelle des Christentums überschritten!

[39] Zweifellos hat sich May nicht ablehnend mit Okkultismus beschäftigt, wenn er ihn auch gelegentlich verspottet. Zu denken gibt auch der Ausdruck „menschheitskindliche Imagination und Inspiration“ (S. 66), deren ganze Summe er in dem ehrwürdigen Hakawati verkörpert. Die Zusammenstellung dieser Ausdrücke erinnert an ^[Rudolf] Steiner.

Wie auch sonst an zahlreichen Stellen seiner Werke (so Bd. 28, S. 308) reitet May hier wieder - und zwar in etwas unglücklicher Figur - sein Steckenpferd, indem er gegen die Schul-Psychologie glaubt vom Leder ziehen zu müssen. Er wirft ihr vor (S. 54), sie mache den Geist zum „unglücklichsten Zellengefangenen“ im grauen Nervenbrei des Gehirns, versäumt aber über aller Polemik, seine eigene „neue, ursprüngliche, wahre“ Psychologie klar auseinanderzusetzen.

Ein feiner Zug besteht darin, daß die dichterische Phantasie, als welche Marah Durimeh schon vor Erwartung heimlich und unerkannt zum Hakawati kommt, mit der Menschheitsseele wesensgleich, ja eine Person ist. Hier wird, ähnlich wie bei ^[Johann Gottfried] Herder und ^[Friedrich] Schiller, der Phantasie ein sehr hoher Wert zugesprochen. In der Tat vermag keine Macht der Seele so wie die Phantasie mit ihrem Vermögen, sich in jede Form des ringenden Lebens hineinzusetzen, den Menschen innerlich reif zu machen zum grundsätzlichen Verzicht auf das Gewaltwesen der beschränkten Anima. Hätte jemand, der die Unsumme von Weltkriegsqual und -leid hätte dichterisch voraussehen können, den Mut gefunden, den kriegerischen Austrag des Völkerzwistes noch **[40]** im August 1914 zu empfehlen? Kein wahrer Dichter!

Ja, zu einer Art letzter Unableitbarkeit (Absolutum, Prinzip), zu einem Urgrund alles Werdens ist die Phantasie gemacht worden. Der Arzt und Forscher C. L.^[Carl Ludwig] Schleich sieht in ihr eine organ- und körperbauende Macht; aus ihrer Entartung deutet er die Erscheinungen der Hysterie: (Vgl. „Gedankenmacht und Hysterie“, Berlin, Rowohlt 1920).

Auf den Geistesgehalt und die Bedeutung von „Babel und Bibel“ genauer einzugehen, wird noch die Neuherausgabe des Werkes selbst Gelegenheit geben. Nur noch dies: Wer die schwere Symbolik des eigenartigen Werkes würdigen will, muß die Fähigkeit haben, noch hinter Puppenspielen - vgl. auch Gerhart Hauptmanns Jahrhundertfestspiel zum Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig (1913!) - die Hintergründe großen seelischen Geschehens zu schauen. Von May gilt ganz besonders, was Rudolf Jhering einmal von Bernard Shaw sagt: „Er ist stofflich banal und geistig anspruchsvoll. Er nimmt das äußere Thema niedrig, damit er das innere hoch nehmen kann.“ Das Doppelbodige als solches bei May durchschauen können, macht erst den rechten May-Leser aus!

Der Dichter über sein Werk

Skizze zu Babel und Bibel⁴

Von Karl May

a) Konkrete Tatsachen

Die Ruinenfelder Babylons sind im Besitz des Araberstammes der An'allah. Der Turm von Babel liegt im Mittelpunkt dieses Besitzes. Er steckt voller Schätze aus den Zeiten des Altertums, die der Scheik zu bewachen hat. Um sich das zu erleichtern, liegt sein Zelt so eng am Tor des Turmes, daß ein jeder, der in diesen will, an jenem vorüber muß. Dieses Zelt wurde stets vom jeweiligen Scheik bewohnt, so auch von dem jetzigen, von diesem aber nur so lange, als seine Frau sich bei ihm befand. Sie war schön, gut und eine Christin, Christen sind dort keine Seltenheit. Infolge ihrer geistigen und seelischen Vorzüge beherrschte sie den Scheik und gewann Beliebtheit bei dem ganzen Stamm. Dadurch [42] wurde der Einfluß dieser Christin auf die muhammedanischen An'allah so bedeutend, daß es dem Imam und dem Kadi geboten erschien, die Entfernung dieser gefährlichen Frau in die Wege zu leiten.

Es ist im ganzen Morgenlande bekannt: Was ein Imam und ein Kadi will (also der Glaube und das von ihm abhängige Recht), das setzen sie durch. Abu Kital, so hieß der Scheik, wurde so weit gebracht, sein Weib und ihr Kind, seinen Sohn, zu verstoßen. Mutter und Kind entfernten sich, und der Imam und der Kadi brachten später die schriftlichen Beweise bei, daß die beiden Ausgeworfenen gestorben seien. Die Frau hieß Bent'ullah. Der Scheik hatte dem Gebote des Glaubens Folge geleistet, konnte aber weder Weib noch Kind vergessen. Es war ihm unmöglich, das Zelt, in dem er mit ihnen so glücklich gewesen war, nun ohne sie ferner zu bewohnen. Er schenkte es Babel, einem Gelehrten, der von fern gekommen war, um bei den An'allah zu wohnen und ihre alten Schätze zu studieren. Dieser Babel heiratete eine An'allah, die aber bald starb und ihm eine Tochter hinterließ, die jetzt, da die Handlung beginnt, zwischen Kind und Backfisch steht. Der sonst so rauhe Scheik hat das Mädchen, das Schefaka heißt, und ebenso auch ihren Vater so lieb gewonnen, daß er fast jede freie Stunde bei ihnen, also bei seinem einstmaligen Zelt, zu verleben pflegt. Er kommt zu diesem Zweck vom Duar (Zeltdorf) herüber, das nicht am Turm, sondern in gewisser Entfernung davon liegt.

Fern von beiden, vom Turm und vom Zeltdorf, [43] wohnt der alte Hakawati, der Märchenerzähler des Stammes, der nicht aufgehört hat, Bent'ullah zu verehren. Er glaubt nicht an ihren Tod und hat sich der ganz besonderen Zuneigung von Babels Tochter zu erfreuen.

Den Beduinen der An'allah stehen die vereinten Stämme der Kiram gegenüber, die von jenen grimmig gehaßt und als Todfeinde betrachtet werden. Die Kiram begünstigen die europäischen Einflüsse der Neuzeit, besonders die Ausgrabungen babylonischer und assyrischer Altertümer, an denen sich die Christenheit fast des gesamten Abendlandes beteiligt. Ihr Gebiet stößt an das Bergland von Kulub und Märdistan, mit dessen Herrscherin, Marah Durimeh, sie gute Beziehungen unterhalten. Daß dieses Land von einer Frau regiert wird, ist in der Geschichte des Orients keineswegs als eine Auffälligkeit zu betrachten. Es hat in arabischen Ländern wiederholt Königinnen gegeben, die berühmt gewesen und es auch heut noch sind. Diese Marah Durimeh wird als altes, aber noch jugendlich rüstiges Weib beschrieben, an das sich die wunderlichsten Sagen knüpfen. Sie gilt, außer bei den An'allah, die ihren Scheik für den Matador halten, im ganzen Orient als größte Meisterin im Schach, und man behauptet, daß sie oben in ihren abgelegenen Bergen mit bösen Geistern Schach um Menschenseelen spiele. Auch sie ist dem Abendland hold und darum bei den An'allah verhaßt, deren Scheik sie gern als Hexe zu bezeichnen pflegt.

Den Lügen des Kadi und des Imam entgegen, sind Bent'ullah und ihr Sohn nicht gestorben. Sie [44] leben beide noch, aber getrennt, ohne etwas voneinander zu wissen. Nachdem Bent'ullah verstoßen worden war, ist sie mit ihrem Sohn in der Irre umhergewandert und hat ihn in der Wüste verloren. Er wurde nicht von ihr, sondern von anderen gefunden und vom Schicksal in den Machtbereich von Marah Durimeh

⁴ May hat diese Skizze vermutlich für einen Redakteur der „Münchener Neuesten Nachrichten“ verfaßt, der Unterlagen über das damals erscheinende Bühnenwerk „Babel und Bibel“ erbeten hatte. Das Manuskript trägt von seiner Hand den Vermerk: „In Eile nur so hingeschrieben. Ist also nur Konzept. Konnte es nicht erst noch durchlesen, da soeben Ihre Karte kommt. Also bitte, Flüchtigkeiten verzeihen.“
Die Herausgeber.

geleitet, die des Knaben hohe Begabung bald erkannte und ihn in eine zwar strenge, aber heilsame und erfolgreiche Schule nehmen ließ. Er wurde ihm nichts geschenkt, aber er entwickelte sich mit solchem Glück und solcher Schnelligkeit empor, daß er kürzlich nach dem Tod des letzten Scheiks der Kiram auf Vorschlag von Marah Durimeh an dessen Stelle gewählt werden konnte. Er hatte somit eine Stammesheimat gefunden und durfte sich nun einen festen Stamm wählen. Er nannte sich Ben Tesalah, „Sohn des Friedens“, der friedlichen Ziele wegen, nach denen zu streben er beschlossen hatte. Abu Kital aber heißt „Vater des Kampfes“. Indem der Sohn der Anführer der Todfeinde des Vaters geworden war und dieser „Vater des Kampfes“, jener aber „Sohn des Friedens“ hieß, war der dramatische Konflikt wohl vorbereitet.

Aber auch Bent'ullah, die verstoßene Frau, kommt in den Schutz von Marah Durimeh und teilt ihr selbstverständlich alles mit. Die Alte weiß sofort, woran sie ist, beschließt aber, Mutter und Sohn in gegenseitiger Unwissenheit über einander zu lassen. Das mag dem gewöhnlichen Menschen grausam erscheinen, war aber aus höheren Gründen geboten. Diese beiden sollten sich wiederfinden, ja: aber nur dann und nur da, wo aus diesem Wiedersehen [45] der denkbar größte und allgemeinste Segen entspringen konnte. Uebrigens hatten sich Mutter und Kind schon längst in die Trennung gefunden.

In letzter Zeit war auf dem Plan der öffentlichen Ereignisse manches geschehen, was die An'allah mit Besorgnis um ihre Zukunft erfüllte. Es hatte Krieg gegeben; es gab wieder Krieg, und neue Kriege schienen unterwegs zu sein. „Amerika nur für Amerika!“ „Der gelbe Osten für die gelbe Rasse!“ „Völker Europas, wahret eure heil'gen Güter!“ So und ähnlich erklang es von allen Seiten. Der Russe drängt von Norden und der Engländer von Süden her. Der Deutsche baut die Bagdadbahn, und aus allen christlichen Ländern, sogar auf Amerika, strömen verdächtige Menschen herbei, angeblich um Altertümer auszugraben, in Wirklichkeit aber wohl nur, um für spätere Eroberungen hier festen Fuß zu fassen! Dazu hört man, daß Marah Durimeh ihre Panzerreiter rüste und daß Ben Tesalah, der neue Scheik der Kiram, christliche Offiziere bei sich habe, um seine Krieger auf europäische Weise einüben zu lassen. Das bedeutet sicher Krieg! Einen Ueberfall der An'allah! Die Klugheit gebietet, diesem Angriff zuvorzukommen und den Kampf auf feindliches Gebiet zu verlegen. Abu Kital bildet einen Beratungsausschuß, ein *Imamat*, wie er es nennt, um mit dessen Hilfe seine Pläne in die Wege zu leiten.

Es besteht aus ihm selbst, dem Imam, dem Kadi, dem Hakawati und Babel; beschlossen wird folgendes:

Man lockt die Anführer als Gäste herbei, und [46] wenn sie kommen, fällt man über sie her und macht sie unschädlich. Dann bricht man schleunigst in feindliches Gebiet ein und schlägt die führerlosen Gegner nieder. Ein Vorwurf kann niemand treffen, denn Christen und Christenfreunden braucht man weder Wort noch Gastlichkeit zu halten, und wer dennoch irgendein Bedenken hätte, der ist auf das maßgebende Beispiel des berühmten Schammar-Scheiks Schufuk zu verweisen, der seinem vornehmsten Gast den Kopf abhieb, ohne seine Ehre dabei zu verletzen.

Man faßte grad diesen Entschluß, weil sich etwas ereignet hatte, was seine Ausführung ganz ungemein erleichterte. Wie man weiß, spielt das Schach im Orient eine große Rolle. Fast jeder kennt es, und fast jeder ist stolz darauf, in seiner Familie, seiner Sippe oder seinem Stamm einen „Unbesieglichen“ zu haben, an den sich niemand wagt. Diese Unbesieglichen fordern sich gegenseitig zum Kampf auf, wie die Recken des Mittelalters einander die Fehdehandschuhe vor die Füße warfen. Es kommt vor, daß hochstehende Personen, sogar Fürsten einander zum Schachturnier fordern, und dann wird dieses Schach nicht auf dem gewöhnlichen Brett gespielt, sondern auf Vierecken geritten, die im freien Feld gezogen sind. Die beiden Spieler sitzen auf hohen Altanen, ein jeder vor seinen lebenden Figuren, und kommandiert mit Hilfe von Fahnen und Flaggen Zug um Zug.

Abu Kital, der beste Schachspieler der An'allah, hatte Jahr für Jahr Marah Durimeh zu einem solchen Zweikampf eingeladen, um sie, die „Hexe“, [47] öffentlich zu besiegen; doch war sie nie dafür zu haben gewesen. Aber jetzt, im gegenwärtigen Jahre, hatte sie sich zu seinem Erstaunen bereit erklärt, zu kommen. Und zu gleicher Zeit hatte Ben Tesalah die Botschaft gesandt, daß auch er sich einstellen werde, um Marah Durimeh am Turm von Babylon bei den An'allah zu treffen. Das gab hellen Jubel bei diesen. Die „Hexe“ brachte jedenfalls die Großen ihres Reiches mit, und der Scheik der Kiram erschien voraussichtlich mit den europäischen Offizieren, um ihnen Gelegenheit zur Spionage zu geben. Da brauchte man ja nur kräftig zuzugreifen, um sie alle beieinander festzuhaben und für die ganze Zukunft unschädlich zu machen! Um des Erfolges sicher zu sein, handelte es sich nur um die notwendige Verschwiegenheit und um die Beihilfe der um das Weidegebiet der An'allah gelegenen anderen Stämme.

Die Verschwiegenheit wird so streng gehandhabt, daß selbst die Aeltesten des Stammes erst bei Beginn des Stückes vollständig eingeweiht werden; bis dahin haben sie mehr geahnt als gewußt. Und die Scheike der andern Stämme sind auch nur teilweise unterrichtet und dann eingeladen worden, sich heut um Mitternacht am Turme der An'allah einzustellen, um Näheres zu erfahren und ihren Beitritt zu erklären. In der vollen Ueberzeugung, daß sie alle mit Freuden ja sagen werden, hat Abu Kital nachträglich noch einen Boten mit Eilkamel an sie abgesandt und sie aufgefordert, ihre Krieger gleich mitzubringen, aber nicht bis ganz heran, sondern nur so weit, daß die ganze Gegend von ihnen fern umzingelt [48] werde und also keiner der Gäste entkommen könne.

Das ganze Imamat ist mit diesem Plan einverstanden, nur allein der alte Hakawati nicht. Dieser ist überhaupt ein Gegner des Kampfes. Weit über hundert Jahre alt, lebt er nur in seinen Sagen und Märchen und hat als schon halb Abgeschiedener ein feines Empfinden für das, was wir als „unsichtbar waltende Mächte“ zu bezeichnen pflegen. Er fühlt, daß etwas in der Luft liegt, wovor er warnen muß; aber er kann es nicht sagen und nicht beschreiben. Nur Schefaka, das Kind, denkt wie er, sonst weiter niemand. Das, was in der Luft liegt, sind die vorauseilenden Folgen des geplanten Verrats. Marah Durimeh und Ben Tesalah kennen ihre Gegner nur zu gut. Sie wissen, daß er, wenn sie kommen, alles tun wird, um sie gefangen zu nehmen, wohl gar vielleicht zu töten. Grad hierauf gründen sie ihren Plan. Denn daß auch sie einen Plan verfolgen, das ist selbstverständlich. Marah Durimeh lebt nicht so abgeschieden, wie man denkt. Sie geht und reist umher, unter ihrem Volk und auch noch weiter, doch immer unerkant. Sie ist auch schon wiederholt hier am Turm gewesen, nämlich beim alten Hakawati. Jeder hervorragende Märchenerzähler wird aufgesucht, aus der Nähe und aus der Ferne, von Männern und von Frauen, ganz wie bei uns berühmte Dichter oder sonstige Künstler. Marah Durimeh weiß also hier Bescheid. Und diesmal kommt sie nicht allein und nicht nur als Besucherin des alten Hakawati. Sie bringt ihre Truppen mit und dazu Tausende von Kriegerern der [49] Kiram. Deren junger Scheik hat die Herrin von Kulub und Märdistan zwar noch nicht persönlich gesehen, aber sie handeln beide vereint nach dem zwischen ihnen vereinbarten Plane, die An'allah genau so zu überfallen, wie sie von ihnen überfallen werden sollen. Und beide gehen sogar noch ein ganzes Stück über diesen Plan hinaus, doch so, daß sie gegenseitig nichts hiervon wissen. Nämlich Marah Durimeh kommt, noch ehe sie ihren öffentlichen Einzug bei den An'allah hält, in ihrer bisherigen Weise zu ihnen, als Besuch des Märchenerzählers. Und der „Sohn des Friedens“ kommt ebenso auch schon vorher, als Scheik einer armseligen Todeskarawane verkleidet; deren Mitglieder sind seine Unterscheike, lauter berühmte Krieger der Kiram. Offiziell haben beide erst morgen hier einzutreffen; aber das Stück beginnt schon heut, um auch heute schon zu enden.

Abu Kital will, daß ein Schach geritten werde, im Freien, da draußen in dem Sande der Wüste, zwischen ihm und Marah Durimeh. Bei dieser Gelegenheit soll sie nebst Ben Tesalah und der ganzen Begleitung festgenommen werden. Marah Durimeh ist auf das Spiel eingegangen. Aber sie beabsichtigt dabei ein ganz anderes Schach, das schon vorher gezogen worden ist und heut schon zur Entscheidung führen wird. Diese Entscheidung soll ihr den ganzen Stamm der An'allah mitsamt ihrem Scheik in die Hände bringen. Aber sie beabsichtigt dabei nicht, Eroberungen zu machen. Es gelüftet sie nicht nach den spärlichen Weideplätzen der Wüste und nach den alten, modernden Schätzen des babylonischen Turmes. [50] Sie führt diesen wohl vorbereiteten Handstreich nur zu dem Zwecke aus, um die An'allah zum ewigen Frieden zu zwingen, indem sie ihnen zeigt, daß sie ihnen überlegen ist und ebenso wie ihre Verbündeten, die Kiram, nicht nach Eroberung, sondern nur nach Liebe und Versöhnung trachtet.

Der Ausgang der Pläne des Scheiks Abu Kital hängt davon ab, was seine Aeltesten dazu sagen und wie die Anführer der anderen Stämme sich entscheiden werden. Das Stück zerfällt demzufolge in zwei Akte, deren erster die Beratung mit den Aeltesten des Stammes und deren zweiter die Zusammenkunft mit diesen Anführern zu bringen hat. Die erstere erfolgt drei Uhr Nachmittags, die letztere dann um Mitternacht. Das gibt Gelegenheit, die Szene und das Milieu in der verschiedensten Beleuchtung erscheinen zu lassen. Der Nachmittag bringt dem Scheik einen vollen Erfolg. Er begeistert die Versammlung, den Hakawati und Schefaka ausgenommen, dermaßen, daß jedermann in die Forderung ausbricht: „Das Morgenland nur für das Morgenland!“ Ja, der Kadi treibt diesen Erfolg sogar so weit in die Höhe, daß sich am Schlusse das allgemeine Geschrei erhebt: „Das Morgenland nur für die An'allah!“ Aber das erweist sich als verhängnisvoll. Denn als um Mitternacht die Beratung mit den Anführern der anderen Stämme erfolgt und die An'allah in ganz dieselbe Begeisterung geraten, brechen sie in denselben Ruf aus,

sagen aber nicht – „für das Morgenland“, sondern „für die An'allah“, und verraten dadurch ihre eigensüchtigen Ziele. Die anderen [51] Anführer treten sofort von der Beratung zurück und erklären, daß sie auf die fernere Verbindung mit den An'allah verzichten. Die eben noch so hochfliegende Begeisterung verwandelt sich in allgemeine Niedergeschlagenheit. Der Plan des Scheiks ist plötzlich unausführbar geworden. Und als er, der diesen unerwarteten Umschwung kaum zu fassen vermag, wie niedergeschmettert in sich zusammenbricht, springt zu dieser Niederlage auch noch das aktive Verderben auf ihn ein, indem in diesem Augenblick die herangeschlichenen Krieger der Kiram und Marah Durimehs das Lager überrumpeln und Abu Kital mit allen, die sich bei ihm befinden, gefangen nehmen. Den edlen Gesinnungen der Sieger gemäß gibt es aber weder ein Blutvergießen, noch tritt sonst eine der gewöhnlichen Folgen derartiger Vorkommnisse auf. Ben Tesalah wird sich der Bilder seiner Jugendzeit bewußt. Er erkennt zunächst die Oertlichkeit, sodann auch seinen Vater. Marah Durimeh hat Bent'ullah mitgebracht, die den Sohn wiederempfängt und darum dem Vater doppelt gern verzeiht. So folgt der befriedigende Schluß, an dem das Verhältnis der betreffenden Stämme zueinander zwar nicht bis in das Kleinste hinein entschieden werden kann, doch soviel steht fest, daß Friede und Eintracht in Zukunft zwischen ihnen herrschen wird. Und das war der einzige Zweck, den Marah Durimeh verfolgte.

b) Abstraktes, Metaphysisches und Symbolisches

Es wäre nicht schwer gewesen, aus den aufgeführten Tatsachen eine Tragödie zu konstruieren. [52] Aber es liegt etwas höchst Untragisches in der Entwicklung unserer strammen, praktischen und willensstarken Zeit, und es wird wahrscheinlich schon in kurzem sehr vernünftige Leute geben, die behaupten, daß die Tragödie keineswegs die bevorrechtete und höchste Kunstform sei. Der gegenwärtige Mensch fühlt nur zu deutlich, daß seine Entwicklung über landläufige Begriffe wie Kismet, Fatum, Schicksal, Prädestination usw. hinwegzuschreiten hat. Und wer in sein eigenes Innere zu blicken versteht, der weiß, daß es für den Edelstrebenden ganz unmöglich ist, tragisch zu enden. Darum habe ich meinem „Babel und Bibel“ den hierauf bezüglichen Vierzeiler vorangesetzt. Darum habe ich in meinen bisherigen Werken versucht, nur Sonnenschein zu geben. Und darum wird es auch ferner mein Bestreben und meine Freude sein, nur diesen Sonnenschein, nichts anderes zu spenden. Gott tut das auch. Blasen wir aber die Wolken unseres Rauches zwischen uns und seine Sonne, und fühlen wir uns dann im Schatten, so sprechen wir von „tragischem Geschick“!

Alles, was ich geschrieben habe und noch schreiben werde, ist meinem Idealgedanken gewidmet,

daß sich der **Gewaltmensch** in den **Edelmenschen** zu verwandeln habe, und daß dies nur auf dem Wege der Gottes- und der Nächstenliebe, den Christus lehrte, geschehen könne.

Und alles, was ich geschrieben habe und noch schreiben werde, ist der anderen psychologischen Aufgabe gewidmet,

[53] nach dem Menschengeste und nach der Menschenseele zu forschen, deren Kenntnis uns im Laufe der Jahrtausende, wenn wir sie überhaupt besessen haben, wieder ver-verloren [verloren] gegangen ist.

Um gleich mit diesem zweiten Punkt zu beginnen, so ist es diese Aufgabe allein, der ich meine schriftstellerischen Erfolge verdanke. Ich habe sie keineswegs durch irgendeinen persönlichen Vorzug verdient, auf den ich mir irgend etwas einzubilden hätte. Ich bin nichts anderes und nichts Besseres als jeder andere gewöhnliche Mensch, aber daß ich in allen Büchern, die ich veröffentlicht habe, mit verlangender Sehnsucht nach meinem Geiste und nach meiner Seele suche, das fühlt der Leser schnell heraus, wenn er es auch nicht klar erkennt, und darum fliegt mir, um sich finden zu lassen, seine Seele zu. Ich erhoffe den gleichen Erfolg auch von meinen dramatischen Werken.

Unsere Psychologie⁵, das heißt also, unsere Wissenschaft vom Geiste und von der Seele, enthält die schauderhafteste, die größte Selbsttäuschung des menschlichen Geschlechts. Der herrliche Menschengest, der Welten mißt, noch ehe sie erschienen sind, und in Erdentiefen dringt, wo selbst die Hand des Schöpfers kaum noch zu erkennen ist, dieser Geist [54] soll, schlimmer daran als der unglücklichste Zellengefangene, im grauen Nervenbrei des Gehirns wohnen, zwischen Knochen eingepreßt. Er soll nur dann, wenn die

⁵ Mays Stellung zur Schulpsychologie kritisiert Dr. A. Droop in „Karl May. Eine Analyse seiner Reiseerzählungen.“ Köln-Weiden 1909, S. 172 ff. Jetzt: Karl-May-Verlag. (Die Herausgeber.)

niedrige Anima es ihm erlaubt, einmal zum Auge heraussehen, zum Ohre heraushorchen und zur Nase herausriechen dürfen! Wenn das nicht Wahnsinn ist, so gibt es überhaupt keinen! Es wird die allerhöchste Zeit, daß wir uns aus den Krallen dieser Verrücktheit befreien, denn alles, was die anderen Wissenschaften auf diesen Irrtum aufbauen, ist ebenso gefährlich, wie er selbst, und so kommt es, daß grad das Höchste und das Herrlichste, was uns die Erde bietet, nämlich die Wissenschaft, die von mir so hochgehaltene wahre Wissenschaft, nur auf mühevollen Umwegen erreicht, was sie eigentlich gleich mit den Händen fassen könnte! Der Wissenschaftler, der weiter gar nichts täte, als hier einmal auf den richtigen Knopf zu drücken, damit der Zug der Gotteszeit über die richtige Weiche gelenkt würde, der wäre der größte und der gefeiertste vor allen anderen, obgleich es ihn nur diese eine Berührung der Taste kostete!

Ich aber bin nur Laie. Ich habe mich zu bescheiden und darf nur höchstens hoffen. Ich zeige meinen Lesern den Menscheng Geist und auch die Menschenseele. Ich gebe ihnen Anschauungsunterricht. Ich zeige ihnen in der Gestalt meines Hadschi Halef Omar die menschliche Anima, und ich führe sie von dieser Anima aus über eine Fülle von Beispielen hinauf bis zur Menschheitsseele Marah Durimeh und dem herrlichen Winnetou. Mehr kann ich als Laie nicht tun. Wenn man mich heut nicht versteht, [55] so wird man mich doch später verstehen, wenigstens glaube ich, dies hoffen zu dürfen.

Selbstverständlich enthält auch „Babel und Bibel“ sein angemessenes Teil dieser neuen, oder vielmehr, dieser ursprünglichen, dieser wahren Psychologie. Doch ist dies weder dramatisch, noch überhaupt künstlerisch derart wichtig, daß ich glauben könnte, die Kritik müsse es besonders beachten. Ich erwähne es aber doch an dieser Stelle, um damit anzudeuten, wie ernst und wie tief ich dieses Drama genommen haben möchte!

Nach dieser Bemerkung über den zweiten Teil meiner Grundgedanken kann ich zu deren ersten Teil zurückkehren, der sich auf die Gestaltung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen bezieht. Hier komme ich mit den bisher verfaßten Anschauungsbüchern nicht mehr aus, sondern ich muß zum Anschauungsdrama übergehen, weil dies die deutlichste, eindringlichste und darum auch erfolgreichste aller Lehr und Predigtformen ist. Leider sind da die gegenwärtigen Zustände unserer Bühne keineswegs geeignet, mich in den Hoffnungen zu bestärken, die ich auf diese meine erste dramatische Arbeit setzen möchte. Es müßte über die Bretter, die die Welt bedeuten, erst der schwere Schneepflug gehen, bevor man sagen könnte, daß für solche Stücke die Bahn vorhanden sei; wenn ich trotzdem grad ein solches Stück geschrieben habe, für das noch keine Bahn vorhanden ist, so antworte ich getrost und zuversichtlich: nur darum, daß es eben Schneepflug werden möge!

Der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zeichnet [56] sich durch ein Sehnen und Drängen nach Veredelung aus, das sich besonders unserer deutschen Volksseele bemächtigt hat. Wird dieses Sehnen nicht in die rechten Pfade geleitet, so gerät es sehr leicht auf Abwege, die in die Irre führen. Was sehen wir da? Die Wissenschaft trachtet nicht mehr zu Gott hin, sondern von ihm ab. Die Religion wird zum Dogmenkultus oder gar zum irren Zelotismus. Und der Kunst wird zugemutet, den Mammonismus, der Vergnügungssucht und der Unsittlichkeit zu dienen, anstatt ihrer herrlichen Aufgabe gerecht zu werden, Wissenschaft und Glauben in harmonische Berührung zu bringen.

Diese betrübenden Erscheinungen treten grad jetzt so allgemein und so brutal zutage, daß es wahrlich die Pflicht eines jeden ernstdenkenden Mannes ist, in seinem Kreise und in seinem Berufe dahin zu wirken, daß dies anders und also besser werde. Es ist mein innigstes Bestreben, mich an der Lösung dieser Aufgabe zu beteiligen, und zwar weder in Beziehung auf die Religion – denn ich bin ein Laie, – noch in Beziehung auf die Wissenschaft an sich – denn ich bin kein Fachgelehrter –, sondern allein nur in Beziehung auf die Kunst, und zwar besonders die dramatische, der ich mich nunmehr zuwende.

Mit „Babel und Bibel“ beginnt eine Reihe von Dramen, die zeigen sollen, in welcher Weise die Kunst zwischen Religion und Wissenschaft zu vermitteln hat. Indem sie das tut, steigen alle drei! Ich will in diesen Dramen die heilige Macht der wahren Religiösität, [57] die Unwiderstehlichkeit des wahren Gottvertrauens, die Forderungen der edlen Menschlichkeit und die Möglichkeit eines vernunftgemäßen Völkerfriedens zur lebenden Gestaltung bringen. Und im Hinblick auf die höchste Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks soll veranschaulicht werden, auf welche Weise die friedliche Versöhnung des Morgenlandes mit dem Abendlande und damit die Lösung dieser brennendsten Frage unserer Zeit, zu ermöglichen ist. Das alles gehört auf die Bühne, wenn sie die Bezeichnung der „Bretter, die die Welt bedeuten“, wirklich verdient. Sie aber hat den

Sinn hierfür verloren. Sie ist aus der Höhe in die Niedrigkeit, aus dem Sonnenlicht der wirklichen, der hohen, der heiligen Kunst in die Sümpfe unserer Laster hinabgestiegen. Sie zeigt uns mit Vorliebe das Böse, das Häßliche, das Gemeine, und gibt zu ihrer Entschuldigung dann vor, dabei das Gute, das Schöne, das Erhabene zu wollen. Wenn sie das wirklich will, warum zeigt sie es nicht gleich? Hat das Hohe etwa weniger Macht und weniger erzieherischen Wert als das Niedrige? Welche Mutter gibt ihrem Kinde Galle, damit es sich nach Honig sehnen lerne? Und der Kunst ist doch gewiß ebenso viel Einsicht und Ueberlegung zuzutrauen, wie einer einfachen Frau, deren Instinkt ihr schon sagt, daß das Schädliche unter allen Umständen zu vermeiden sei! Lehrt man unsere Frauen etwa dadurch, ihren Männern treu zu sein, daß man ihnen von der Bühne herab zeigt, auf wieviel hunderterlei Weise sie ihnen untreu werden [58] können? Gewißlich nicht! Und der Himmel wolle uns in Gnaden vor den ferneren Einflüssen solcher „Kunst“, die keine ist, bewahren!

Das gegenwärtige Leben verlangt nach neuen Idealen. Ebenso auch die gegenwärtige Bühne. Diese neuen Ideale sind die ewigen, die alten, die uns aber wieder neu geboren werden müssen, damit sie unter uns erscheinen und uns als Führer dienen können. Noch sind wir nicht so sehr verdorben, daß uns nur das böse Beispiel bessern und erheben kann! Wir verzichten darauf, uns von der Sünde und dem Laster öffentlich belehren zu lassen!⁶ Gebt uns andere Stücke, und gebt uns andere Vorbilder! Wir Menschen und Christen des zwanzigsten Jahrhunderts wollen endlich einmal aufhören, uns auch in Beziehung auf die Kunst minderwertiger als das heidnische Altertum fühlen zu müssen! Haben wir etwa keine Dichter, die gute Stücke schreiben können? Sind unsere Theater nur zur Darstellung von Ehebruchs- und ähnlichen Entartungsstücken geeignet? Gibt es kein Publikum mehr für das religiös, sittlich und ästhetisch Reine? Entbehren wir einer Presse oder einer Kritik, die, ihrem wichtigen Beruf entsprechend, für das Blühende und Gesunde eintritt, das Verwesende aber von sich weist? Oder mangelt es der edeln Kunst an großmütigen Beschützern und hochdenkenden Intendanten und Direktoren? Gewiß nicht! Aber all diese Einflüsse sind nur dann, wenn sie ihre Kräfte voll vereinigen, [59] im Stande, sich dem Uebel entgegenzustellen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß kein anderer als nur der Dichter hiermit zu beginnen hat.

Dieses erkennend, habe ich geglaubt, es wagen zu sollen, der Dramatik der Gegenwart einen hierauf bezüglichen Anstoß zu verleihen. Gelingt es nicht, und lacht man gar mich aus, so bin ich als der Bestbefeindete von allen dergleichen wohl gewöhnt und weiß es auch zu tragen. Nur gegen eines muß ich mich streng verwahren, nämlich gegen die alte, lächerliche Unterschiebung, daß ich religiöse oder gar konfessionelle Absichten verfolge. Ich denke nicht daran und habe nie daran gedacht. Meine Zwecke sind rein menschliche. Aber weil die wahre, die innere Religiösität im Wesen eines jeden „Menschen“ liegt, muß ich sie nicht nur auch mit berühren, sondern ich kann dies sogar tun, ohne mich dem Verdacht „schwarzer Gedanken“ auszusetzen. Ich fuße hierbei auf dem Grundsatz, daß man

vor allen Dingen ein guter **Mensch** sein muß, um denken zu dürfen, man sei ein guter **Christ!**

Wer auf solcher Basis das rein Menschliche zu veredeln strebt, der bereitet dadurch dem wahrhaft christlich gesinnten Theologen den Weg. Dieser hat dann die weitere Führung zu übernehmen, und nur ihm allein, nicht aber mir, steht es zu, sich mit den Fragen der Kirche zu befassen. –

Indem es mir hiermit vielleicht gelungen ist, meinen Standpunkt von den wichtigsten Seiten aus zu beleuchten, darf ich wohl hoffen, verstanden zu [60] werden, wenn ich nun an die Betrachtung des **innern** „Babel und Bibel“ gehe.

c) Zunächst die Bedeutung der Namen.

Diese sind alle fingiert, außer Marah Durimeh, die in der orientalischen Sage als „Menschheitsseele“ gilt und sich, wenn sie gezwungen ist, zu erscheinen, durch den „Panzer von Kristall“ gegen niedrige Gesinnung schützt. Ihre Charakterisierung würde überflüssig sein, denn die Eigenschaften der „Menschheitsseele“ verstehen sich fast ganz von selbst.

Nur soll man sich hüten, anzunehmen, daß der Menschheit für die ganze Zeit ihres Bestehens nur eine und dieselbe Seele gegeben sei. Sie wurde verschieden beseelt, und Marah Durimeh spricht offen davon, daß die Bibel,

⁶ Aufklärungsfilms!! (Die Herausgeber.)

Wenn meine Zeit hier abgelaufen ist

Und wenn ich zurück zum Herrn der Welten kehre,

dann Menschheitsseele werden solle. Hiermit werden dem Christentum, aber dem wahren, die nächstzukünftigen Jahrtausende geschenkt.

Marah Durimeh ist Herrin von Märdistan und Kulub. Märd ist das persische Wort für „Mann“, für jede fertig entwickelte, geistige Gestalt. Märdistan ist also das Land der ausgewachsenen, inneren Persönlichkeiten. Darum gibt es dort die Geisterschmiede, in der der Stahl erzeugende Schmerz als Meister den Hammer schwingt. Sie liegt im Walde von Kulub. Kulub ist der Plural von „Herz“. Denn tief im Walde von Kulub liegt die Geisterschmiede, d. h. aus dem tiefen Innern, aus dem Herzen heraus hat die Verwandlung des [61] Animamenschen zum Geistesmenschen vor sich zu gehen. Ein „geistreicher“ Mensch ist noch lange kein selbständiger Geist. Dieser entsteht nur unter dem Hammer des seelischen Schmerzes.

Der Konflikt des Stückes entwickelt sich zwischen dem Beduinenvolk der An'allah und den Araberstämmen der Kiram. Das Wort An'allah bedeutet „Ich bin Gott“ bzw. „Ich bin wie Gott“, entsprechend der biblischen Ueberlieferung von den „Tyranen“ und „Gewaltigen“ der vorgeschichtlichen Zeit. An'allah bedeutet also einen sich über andere erhebenden Menschen der Gewalt, der nur seiner Anima gehorcht, die sich ebenso für „Geist“ ausgibt, wie Halef Omar sich einen Hadschi nannte, ohne es zu sein.

Kiram ist der Plural von Kerim. Dieses Wort bedeutet „edel von Charakter“ zum Unterschied von Scherif, das „edel von Geburt“ bedeutet. Unter den „Stämmen der Kiram“ sind also die Edelmenschen gedacht, zu denen sich die An'allah, die Menschen der Gewalt, zu entwickeln haben. Nicht etwa nur edel geboren, sondern edel denkend, eine geistige und ethische Aristokratie.

Der Scheik der An'allah heißt Abu Kital, d. i. Vater des Kampfes, denn die Gewalttätigkeit der Gewaltmenschen äußert sich doch zunächst und vor allen Dingen im Faustrecht, also im Krieg. Doch meine ich unter „Gewalt“ nicht nur die körperliche, materielle, sondern auch jede andere Art von Gewalt. Es gibt wissenschaftliche, geistliche, gesetzgeberische Gewalttätigkeiten, die schlimmere Wirkungen haben als selbst ein dreißigjähriger [62] Krieg. Ein Gewaltmensch ist jeder, der sich auf seinem Sondergebiet so benimmt, als ob er der alleinige und bevorzugte Besitzer des betreffenden Rechtes oder des betreffenden Gutes sei.

Ben Tesalah heißt „Sohn des Friedens“ oder genauer „Sohn des Friedensschlusses“. Es ist hier jede Art des Friedens gemeint, auch der wissenschaftliche, der kirchliche, der soziale usw., nicht nur der politische. All unser Streben nach diesem letzteren wird trotz der Suttner und trotz des russischen Großbeschützers doch nicht zum Ziel führen, wenn wir nicht vorher auch schon den Frieden in all diesen anderen Beziehungen haben⁷. Ben Tesalah hat sich diesen Frieden errungen und will ihn auch seinen Nebenmenschen bringen. Er hält es sogar für seine Pflicht, sie dazu zu zwingen, doch ohne Blutvergießen. Er ist der Edelmensch, im Gegensatz zu Abu Kital, welcher der Gewaltmensch ist. Beide sind Typen. Darum habe ich im Buche nur das Allernotwendigste zu ihrer Charakterisierung angegeben. Die Gestalten hiernach darzustellen muß ich den darstellenden Künstlern überlassen.

Die An'allah wohnen in der Wüste, auf den Trümmern untergegangener Weltreiche. Einen anderen Wohnsitz kann der Gewaltmensch niemals haben. Von den Kiram wird neidisch gesagt:

Die in Afdala und Amana hausen

Und darum sich für bessere Menschen halten – –

Nämlich Afdala heißt arabisch „das Land, in dem Verzeihung herrscht“. Also: die An'allah gehorchen [63] nur der rohen Gewalttätigkeit und dem Gesetze der Vergeltung, der Rache. Die Kiram aber lassen sich nur von der Güte leiten und halten die Verzeihung höher als die Rache. Sie sind eben Edelmenschen. Und sie wollen auch die An'allah zu Edelmenschen machen. Zu zeigen, auf welche Weise dies zu ermöglichen ist,

das ist eben die Aufgabe von „Babel und Bibel“!

Es geschieht auf dem Wege vorsichtiger Humanität und eindrucksvoller Kraft, die jedes Unrecht und jede Grausamkeit vermeidet. Dazu gehört aber vor allem Geist, den die

⁷ Diese 1906 geschriebenen Worte muten wie eine Prophezeiung an. (Die Herausgeber.)

gewalttätigen Animamenschen eben nicht besitzen.

Ueber Babel brauche ich nicht viel zu sagen. Er ist die Wissenschaft, die jetzige, mit allen ihren Vorzügen und Mängeln. Er stammt natürlich von fernher, doch woher, wird nicht gesagt. Er ist also kein An'allah, kein Gewalttätiger. Er entwickelt. Der Scheik aber ist trotzdem sein Ideal. Denn Babel, nämlich die Wissenschaft, hält die rohe Anima für Geist, für Seele, und spricht dem Menschen jedes Recht und auch die Oberhoheit über die irdische Schöpfung zu. Sobald sich herausstellt, daß die Anima nicht Geist ist und der Gewaltmensch dem Edelmenschen unterliegen muß, hat die Wissenschaft einzusehen, daß sie sich geirrt und eine andere Richtung einzuschlagen hat. Und diese Richtung gibt die Menschheitsseele an, denn als Babel sein Gebäude zusammenbrechen sieht und klagend ausruft:

So bin ich nun vernichtet!

antwortet sie beruhigend:

[64] Du mußt die Erde aus der Höhe schauen,
Denn nur nach dort hinauf zeigt sie sich wahr;
Du gehst mit mir!

Das gibt dann allerdings eine ganz andere Wissenschaft! Denn droben in Kulub und Märdistan, wo der Mensch zum Geist geschmiedet und verfeinert wird, versteht es sich von selbst, daß auch die fälschlich sogenannten „niedern“ Wissenschaften sich sehr bald zur Höhe der sogenannten Geisteswissenschaften erheben werden. Und wenn der Hakawati von Marah Durimeh sagt:

Nur wer Sitara kennt, das wunderbare
Und hochgelegene Land der Sternenblumen,
Der wird von ihr besucht, kein anderer,

so bedeutet das persische Wort Sitar so viel wie Stern, Sitara also Sternenwelt, Firmament und überhaupt die außerirdische Gedankenhöhe, von der aus alle irdischen Verhältnisse zu betrachten sind, wenn sie wahr, das heißt im Zusammenhang mit oben erscheinen sollen. Ich denke, daß die Herren von der Wissenschaft es mir nicht übel nehmen werden, daß ich eine so gute Meinung von ihrer Wichtigkeit und ihren Zielen habe!

Babel hat eine Tochter, die Schefaka (arabisch), die Morgenröte, heißt. Sie sitzt ihm Modell zu seinem Buch über die „Menschenseele“, ganz ebenso, wie der Scheik Abu Kital ihm vorher Modell zu seinem Werk über den „Menschengeist“ gesessen hat. Es ist eben Babels Irrtum, daß der Körper als Modell für die Seele oder gar den Geist dienen könne. Denn Seele und Geist sind nicht Erzeugnisse des Körpers, sondern umgekehrt, die Seele bildet **[65]** sich den Leib⁸, um sich durch ihn auf dem Leidenswege nach Kulub in Geist verwandeln lassen zu können. Aber das Babel, d. h. die Wissenschaft, überhaupt begonnen hat, über Geist und Seele ernstlich nachzudenken, das hatte für sein Kind den Namen Schefaka zur Folge. Die „Morgenröte“ der Wissenschaft ist da. Es steht zu erwarten, daß es endlich bald auch tagen werde!

Was die Bibel betrifft, so habe ich sie, wie schon weiter oben dargelegt, nur vom rein menschlichen, nicht aber vom kirchlichen oder gar exegetischen Standpunkt aus zu betrachten. Trotzdem oder vielmehr grad deshalb habe ich sie arabisch „Bent'ullah“ genannt, das heißt so viel wie „Tochter Gottes“.

Sie ist keine An'allah. Aber sie wurde diesen Gewaltmenschen als Führerin und Erzieherin zu einer besseren, humaneren Lebensanschauung gegeben. Sie hatte also, menschlich betrachtet, ganz unbedingt die Mutter des „Edelmenschen“ zu werden. Das konnte auch nicht dadurch verhindert werden, daß sie mit ihrem Sohn verstoßen wurde. Denn das Kind wurde grad durch die hierauf folgenden Leiden nach der „Geisterschmiede“ geführt und dort unter den Augen der Menschheitsseele vorbereitet, als Führer der Edelmenschen der großmütige Besieger der Gewaltmenschen zu werden.

Im Hakawati, dem weit über hundert Jahre alten Märchenerzähler verkörpert sich die Fabel, das Märchen, die Legende, die Mythe, die Sage, überhaupt **[66]** die ganze Summe der menschheitskindlichen Imagination und Inspiration. Was andere trotz aller ihrer Klugheit und ihres Scharfsinns nicht erkennen, das erfühlt und erlauscht er, der Wundergläubige, aus sich selbst heraus. Er ist die Schreibtafel für göttliche Offenbarungen, doch nur für gütige und liebe, milde, nicht für gewaltige und unerbittliche, wie es einst Moses war. Er ist die Seele des Dramas, die zwischen dessen Anima und Geist vermittelt.

Der Imam ist die gegenwärtige Religion und der Kadi das gegenwärtige Recht. Wohlgermerkt, ich

⁸ So auch C. L. Schleich, der Arzt und Denker. (Die Herausgeber.)

meine hier nicht etwa die christliche oder eine andere bestimmte Religion, und ich meine auch nicht etwa irgendein bestimmtes Recht, etwa das alte römische oder das französische nach dem Code Napoleon. Denn ich bin weder Theologe, noch Jurist. Ich ziehe den Durchschnitt aus sämtlichen jetzt vorhandenen Religionen, und diesen Durchschnitt nenne ich Imam. Und ich ziehe den Durchschnitt aus den Rechtszuständen aller gegenwärtigen Staaten und Territorien, und dieses Mittel nenne ich den Kadî. Es fällt mir nicht im Traum ein, irgendeine bestimmte Religion oder die Rechtsverhältnisse irgendeines bestimmten Landes oder Ländchens zu kritisieren! Aber ich muß ehrlich sein und schließlich doch zu einem bestimmten Ergebnis kommen. Und dieses Ergebnis ist die richtig verstandene, humane Weltanschauung Christi, des Erlösers.

Ein schwarzer Vorbeter kommt vor. Es kann Leute geben, die behaupten, daß ich mit diesem [67] „Schwarzen“ diejenigen Glaubensträger zeichnen will, die man die „Schwarzen“ zu bezeichnen pflegt. Es liegt aber doch wohl klar, daß diese rührende Gestalt nicht eine Spöttelei sein kann. Der Schwarze ist vielmehr der kindlich gehorsame, ganz und gar nicht nachdenkende Autoritätenglaube, der erst dann zu widerstreben wagt, wenn seine natürlichen Instinkte sich zu grob beleidigt fühlen. Und selbst in diesem Widerstreben ist seine Treue rührend.

Hierzu kommen dann noch die acht Scheiks der Stämme, auf deren Mithilfe man gerechnet hat. In Wirklichkeit gibt es diese Stämme dort nicht. Ihre Namen sind erfunden. Es wäre leicht gewesen, die Namen wirklich bestehender Stämme anzuführen; ich habe aber aus leicht begreiflichen Gründen davon abgesehen. Die von mir gebrauchten Namen sind Plurale arabischer Eigenschaftswörter. Sie heißen:

die Hainin,	zu deutsch	die Verräter;
die Munafikin,	“ “	die Heuchler;
die Ger Amin,	“ “	die Untreuen;
die Beni Har,	“ “	die Unzuverlässigen;
die Schuttar,	“ “	die Zweifler;
die Ukala,	“ “	die Klugen;
die Schukuk,	“ “	die Gescheiten;
die Hukama,	“ “	die Weisen.

Was ich mit diesen Namen sagen will und wen ich meine, das ist wohl nicht besonders zu erklären. Sie handeln so, wie man von Ihnen erwarten kann, nicht anders. Die Niedrigen gehen sofort, die Besseren erst dann, als sie sich wirklich erzürnt fühlen. Aber alle diese sogenannten Freunde sind [68] nur gekommen, um ihren Vorteil zu besehen, und keiner von ihnen, selbst nicht der Allerbeste, bringt das Opfer, wirklich treu zu sein. Der Neger beschämt sie alle! Sobald der Mensch sich auf dem Weg nach der Geisterschmiede befindet, geht nur die Qual mit ihm. Die sogenannten Freunde aber verlassen ihn, wie die Ratten des sinkende Schiff.

d) Und nun zur inneren oder vielmehr zur höheren Handlung selbst:

„Babel und Bibel“ ist eine arabische Phantasie. Es wird also kein wahrer Kenner, der da weiß, was das ist, an mich die Forderung stellen, mich, indem ich sie schreibe, nach europäischen, also ganz unpassenden Kunstgesetzen zu richten. Das stelle ich voran.

Auch vermute ich, daß man mir sagen wird, daß die fremden Namen stören. So mag man das Drama spielen anstatt es zu lesen! Denn nur beim Lesen werden diese Namen immerfort wiederholt, auf der Bühne aber nicht. Und was ich tue, haben andere und größere schon längst vor mir getan und noch andere und noch größere tun es noch heut. Wir haben uns an tausende von englischen, italienischen, spanischen, russischen, lateinischen und griechischen Namen gewöhnt; wir werden uns auch an einige arabische gewöhnen. Ja, ich hoffe sogar, daß wir sie liebgewinnen werden.

Als Schauplatz des Stückes hat man sich die ganze Erde zu denken, denn Gewaltmenschen und Edelmenschen wohnen nicht voneinander abgegrenzt in besonders für sie bestimmten Reichen, sondern allüberall, [69] bunt und wirr durcheinander. Der Geisteshensch weiß das sehr wohl, doch für die Zwecke der Bühne sind beide Menschenarten streng auseinander zu halten. So verlege ich denn die Gewaltmenschen an den babylonischen Turm und die Edelmenschen auf ein geistig höheres Gebiet, das ich Afdala und Amana nenne, das Land der Güte und der Verzeihung. Wer von seiner Geographie und von seiner Landkarte nicht lassen will, der mag diese Gegend für sich persönlich an den Dschebel Hamrin

oder an den Dschebel Sindschar verlegen. Das Kulub und Märdistan der Menschheitsseele haben wir noch höher zu suchen. Man denke da an die kurdischen Berge, auf denen ich sie in meinem Bande „Durchs wilde Kurdistan“ erscheinen lasse. Nur in Beziehung auf die An'allah, die ich in eine ganz bestimmte Gegend der Euphratebene versetze, sehe ich mich dadurch gezwungen, auch im übrigen nur wirklich bestehende Orte anzugeben. Die Namen z. B., die der Schwarze bei seinen Meldungen nennt, sind in voller Wahrheit vorhanden, und der Kenner jener Gegend wird zugeben müssen, daß sie in Beziehung auf den Plan des Scheiks Abu Kital mit besonderer taktischer Ueberlegung ausgewählt worden sind. Es waren, da die Anführer nachts zwölf Uhr einzutreffen hatten, sogar die Entfernungen in Verbindung mit der Schnelligkeit der Pferde auf das Genaueste zu berechnen. Man sieht, ich habe keineswegs die Absicht, Makulaturware zu schreiben!

Auch der babylonische Turm, vor dessen Tor die beiden Akte spielen, hat man sich nicht in ziegelsteiniger, **[70]** brutaler Wirklichkeit zu denken. Er ist ein unsichtbarer, aber doch gewiß bestehender Bau, etwa so ähnlich wie der oft angeführte „Zentrumsturm“ der deutschen Katholiken. Der Turm von Babel ist eingestürzt, aber selbst in seinen Trümmern noch fest genug, den Menschen der Gewalt, den An'allah, einen Mittelpunkt für ihre Raub- und Weidezüge zu bieten.

Die Schätze, die im Innern dieser Ruinen aufgestapelt liegen und von den An'allah mit größter Eifersucht behütet werden, sind folgegemaß sinnbildlich zu nehmen. Diese Ruinen liegen nicht etwa nur in Mesopotamien, sondern sie ragen überall aus dem Schlamm und dem Geröll des Altertums empor, wo man das Alte, schon längst Ueberlebte mit aller Gewalt verteidigt, weil man befürchtet, für das Neue nicht stark genug zu sein und also von ihm hinweggerafft zu werden. Da wühlt man sich tief in die Ruinen einstiger Größe ein und wird dabei selbst auch zur Ruine! Ich sehe sie bei uns zu Tausenden, die eingefallenen Trümmerhaufen, in denen unsere Verknöcherten sitzen, hier eine alte Lampe in der Hand, die schon seit zwei Jahrtausenden kein Licht mehr gab, dort einen wertgehaltenen Topf, mit dem man heutzutage weder schöpfen oder gar noch kochen kann! Und doch wird all das Veraltete mit einer Inbrunst hochgelobt und mit einer Ausdauer verteidigt, die für Besseres dann nicht vorhanden sind! Oder sollte ich mich irren? Sollte es keine staatlichen, sozialen, wissenschaftlichen, ästhetischen, kirchlichen, juristischen, medizinischen alten Scherben und Ueberbleibsel mehr geben, die **[71]** nur noch schaden können, trotzdem aber mit einer Gehässigkeit verteidigt werden, als ob es sich um unersetzliche Kostbarkeiten handle? Die Schätze der An'allah! Verwahrt tief unten, im Saale der Drachen!

In diesem Saal steht der Drache, das Wappentier der An'allah, Kital (arabisch), der Kampf! Von Kain, dem ersten Gewaltmenschen, an bis auf das entsetzliche „rote Lachen“ unserer Tage hat dieser Drache in Blut gestanden und – – nicht nur allein in Blut! Es gibt noch ganz andere Kämpfe als nur mit Säbel und Blei. Kämpfe, die durch Jahrhunderte reichen. Schlachten, die nicht mit Kanonen brüllen und an einem Tag geschlagen sind, sondern die sich leise durch die Völker schleichen und Millionen niedermachen, ohne daß man weiß, woher, warum, wofür! Und auch das ist „Kital, des Kampfes Drache“! Und auch das sind die „Menschen der Gewalt“, die wir aber, wie vielleicht sie sich selbst, für edle Menschenfreunde, für fromme, schätzenswerte Bürger halten! Denn die Humanität, die wir so anspruchsvoll und öffentlich durch unsere Reihen gehen sehen, ist nicht echt, und die christliche Nächstenliebe, von der wir überall so viel sprechen hören, gibt sich vergeblich Mühe, zu erreichen, was sie gern erreichen möchte. Es ist etwas an ihr und es ist etwas bei ihr, durch das sie gehindert wird, so zu wirken, wie sie will und soll. Und wenn wir, nach diesem Etwas gefragt, es schärfer in die Augen nehmen, so erkennen wir zu unserem Erstaunen etwas uns schon längst Bekanntes, was wir aber nicht in dieser Gesellschaft vermuten konnten. Nämlich **[72]** es ist der Geist der Gewalt, der sich der Humanität und auch dem Christentum aufgedrängt hat. Nach der einen Seite hin behauptet er, daß alle Welt ihm zu gehorchen habe, weil er der allein beglückende sei, und nach der anderen hat er tausend und eine Hand, von denen nur diese eine, einzige gibt, die anderen aber mit tausend Peitschen laut in die Welt hinausklatschen, daß uns etwas gegeben worden ist. Dieser Geist der Gewalt stammt aus dem Turm, aus dem Drachensaal. Das Christentum kam zur Zeit der Gewalt zur Erde nieder. Der Geist der wahren Liebe, den es brachte, wurde im Drachensaal festgehalten, das heißt, in der finstern Unempfindlichkeit der damaligen Zeit. Dafür schlich sich der Geist der Gewalt herbei und hat das wahre Christen- und das wahre Menschentum bis auf den heutigen Tag nicht wieder freigegeben.

So denke ich, der Laie, dessen Beruf es nicht ist, in religiösen oder gar kirchlichen Dingen mitzusprechen. Aber des Menschentums sich anzunehmen, ist jedes Menschen Pflicht, also auch

die meine, und ich tue es, soweit meine Kräfte reichen, indem ich diesem Geiste der Gewalt einen menschlichen Körper gebe und ihn zwingen, nun endlich einmal Farbe zu bekennen. Warum dieser Körper der eines Orientalen ist, hat mehr als zehn und mehr als zwanzig Gründe. Vor allen Dingen sollen derartige Betrachtungen in derselben Umgebung vorgenommen werden, aus der sie stammen.

Wir können nur dann erst gute Christen sein, wenn wir vorher gute Menschen geworden sind.

[73] Gute Menschen aber werden wir nur dann, wenn wir uns aus Gewaltmenschen zu Edelmenschen entwickeln.

In diesen beiden Sätzen liegt der Zweck und das Thema von „Babel und Bibel“. Die äußeren Mittel, mit denen ich diesen höheren Zweck erreichen will, sind ein orientalisches Schattenspiel und eine geheimnisvolle Schachpartie. Das Schattenspiel ist eine sehr gewöhnliche, morgenländische Volksbelustigung. Die Schatten werden durch ausgeschnittene Figuren erzeugt; ich aber habe lebende vorgezogen. Die Schachpartie ist in der Weise geplant, daß sie geritten werden soll. Hierzu kommt es aber gar nicht, denn beide, der Scheik und Marah Durimeh, spielen schon vorher ein rein diplomatisches Schach gegeneinander, das derart endet, daß das gerittene in Wegfall kommt.

Beim Aufgehen des Vorhangs sieht man die Menschen der Gewalt unter ihrem Anführer Abu Kital versammelt. Es gilt, die Aeltesten seines Reiches davon zu benachrichtigen, daß ein kühner Gewaltstreich beabsichtigt wird – gegen die Edelmenschen und gegen die „Menschheitsseele“, die es wagt, die Edelmenschen den Gewaltmenschen vorzuziehen. Zugleich ist dieser Streich auch gegen das europäische Christentum gezielt, dessen irdischer Zweck es eben auch ist, Edelmenschen zu erziehen.

Die Aeltesten sind jubelnd einverstanden, der Märchenerzähler und Schefaka aber nicht. Denn der erstere ist schon Edelmensch und wird nur durch seine besondere Aufgabe bei den Animamenschen **[74]** festgehalten. Und die letztere soll die Menschenseele bedeuten, die sich nach der Richtung zum Geiste hin zu entwickeln beginnt. Sie muß also auf Seite der Edelmenschen stehen, obgleich sie ein Kind der gewalttätigen Wissenschaft ist. Es wird für heute um Mitternacht eine zweite Sitzung festgelegt, auf der die Anführer von acht anderen Stämmen erscheinen sollen, auf deren Hilfe man rechnet. Sagen sie zu, so glückt der Plan. Sagen sie nicht zu, so fällt er in sich zusammen. Der Plan ist folgender:

Der Scheik der Gewaltmenschen hat die Menschheitsseele schon seit Jahren gereizt, ihm Gelegenheit zu geben, zu beweisen, daß er ihr überlegen sei. Sie ist aber zu stolz gewesen, darauf einzugehen. Seine letzte Aufforderung aber hat einen solchen Ton gehabt, daß sie doch nun beschloß, ihm die verdiente Zurechtweisung zu erteilen. Da sie aber selbst dann, wenn sie straft, nur Gutes tut, so beabsichtigte sie, bei dieser Gelegenheit den Scheik zu veranlassen, ein Edelmensch zu werden. Dies war von ihm schon längst in die Wege geleitet. Sie geht also auf seine Forderung ein. Sie sagt zu, ein Schach mit ihm zu spielen. Und sie teilt ihm zugleich mit, daß auch der Scheik der Edelmenschen mitkommen werde, um an dem Spiel, das von lebenden Figuren geritten werden soll, als König teilzunehmen.

Der Scheik faßt sofort den Plan, die Menschheitsseele und diesen ihren Schachkönig hierbei ergreifen zu lassen, um sie für immer unschädlich zu machen. Er will sich zu diesem Zweck der Hilfe einer Todeskarawane bedienen, die in der Nähe lagert. Und ebenso soll ihm eine Truppe von Schattenspielern **[75]** beistehen, die er kommen läßt. Beide, sowohl die Menschheitsseele wie ihr Schachkönig, bringen ein großes Gefolge mit. Es wird da viel geschmaust. Man hat diese Gäste zu unterhalten. Es befinden sich gewiß auch Europäer, also Christen, dabei. Da sollen die Schattenspieler nun Stücke geben, durch die sich die Gäste beleidigt fühlen. Es soll zu Vorwürfen, zu Grobheiten, zu Handgreiflichkeiten und schließlich zum Kampf kommen. Wenn dieser im Gang ist, bricht die fremde Todeskarawane über die Streitenden herein und nimmt die Gäste gefangen. Denn es soll später nicht heißen, daß die Gewaltmenschen diese Tat begangen haben. Sie wollen unschuldig an ihr sein. Aber sofort nach der Gefangennahme der Gäste soll mit Hilfe der acht Verbündeten in das Gebiet der Edelmenschen und der Menschheitsseele eingedrungen und dann zur Eroberung der übrigen Länder und zur Gründung eines großen Weltreiches unter Vorherrschaft der Gewaltmenschen geschritten werden.

Für eine arabische Phantasie sind derartige Gedanken gar nichts Ungewöhnliches. Es ist für den Beduinen eine Wonne, von einem solchen islamitischen Weltreich zu träumen. Er tut es mehr als oft. Und ebensowenig ist es für eine arabische Phantasie etwas Seltenes, daß sie übersinnliche Begriffe in menschliche Gestalten verwandelt, um sie handelnd auftreten zu lassen. So z. B. erscheint, wie sich von

selbst versteht, bei dem alten Märchenerzähler zuweilen die Phantasie. Denn ohne sie könnte er doch nicht Märchenerzähler sein. Sie ist gerade jetzt, grad heut wieder bei ihm erschienen, und als der Scheik dies [76] erfährt, kommt er auf die Idee, daß sie, als größte aller Künstlerinnen, die Leitung des Schattenspiels übernehmen könne. Er läßt sie durch den Hakawati fragen, und sie kommt persönlich zum Scheik, um ihm zu sagen, daß sie diese Rolle übernehmen werde.

Er ahnt freilich nicht, daß die Phantasie mit der Menschheitsseele eins ist, und daß sie seiner Aufforderung schon eher folgte, als er dachte. Und ebensowenig ahnt er, daß der Scheik der Todeskarawane, den er gewonnen hat, den obenerwähnten Gewaltstreich auszuführen, eine der Personen ist, an denen er ausgeführt werden soll. Man sieht: Der Mensch, der sich stark und klug genug dünkt, sich gegen die Menschheitsseele aufzulehnen, der ist schon verloren, noch ehe der Kampf beginnt! Aber damit noch nicht genug, so bringt die Menschheitsseele, indem sie als Phantasie vor dem Scheik erscheint, eine ihrer Schülerinnen mit, die in dem Schattenspiel die Rolle der „Bibel“ zu übernehmen hat. Mit dieser Schülerin aber hat es eine gar eigene Bewandnis.

Sie kann und soll nämlich die Bibel nicht nur spielen, sondern sie ist die Bibel selbst. Denn:

Mit ihrem Geiste kam die Bibel einst
Zum Menschen der Gewalt im Lande Babel.
Der nahm sie nur für kurze Zeit auf,
Dann stieß er sie hinaus, doch ihren Geist
Behielt er heimlich hier im Turm zurück
Und ließ dafür den seinen mit ihr gehen.

Ebensowenig, wie es eine Sünde der Evangelisten ist, zu erzählen, daß Maria ihren Sohn vom heiligen Geist empfangen habe, ebenso wenig ist es einer [77] arabischen Phantasie verboten, sich die Bibel als die Frau des obersten Gewaltmenschen zu denken, und zwar mit der gewiß hohen und edlen Aufgabe, diese Gewaltmenschen zu Edelmenschen zu erziehen. Sie wurde, wie bereits erwähnt, samt ihrem Kinde verstoßen. Die Verstoßung wurde damals vom Imam und vom Kadi herbeigeführt, das heißt, infolge der damals noch übermächtigen religiösen und profanen Gewalttätigkeit. Nun aber kehrt sie, von der Menschheitsseele geleitet, also unter allerhöchstem, irdischen Schutz, zum Babelturm der Gewaltmenschen zurück, um sich vom Geiste der Gewalt zu befreien und ihr damals unterbrochenes, großes Werk von neuem fortzusetzen. Es vereinigen sich also: 1. die von der Menschheitsseele vertretene Erfahrungssumme des ganzen menschlichen Lebens, 2. die durch die Edelmenschen vertretene bessere Hälfte des menschlichen Geschlechts und 3. die durch die Bibel vertretene Offenbarung des göttlichen Ratschlusses, um den Anschlag der Gewaltmenschen zunichte zu machen. Somit muß dieser mißlingen, doch nur mit heilsamen Folgen für die Gewaltmenschen, denn so will es sowohl die Religion, als auch die Menschlichkeit.

Nach Beendigung der Nachmittagsberatung spielt der erste Akt am Zelt Babels weiter. Es wird gezeigt, daß die Wissenschaft nicht schuld an der Verstoßung der Bibel ist, sich aber weder tadelnd noch billigend über sie ausspricht. Ferner, daß die Wissenschaft sich große Mühe gibt, über Geist und Seele klar zu werden, dies aber nicht auf die rechte Weise tut. Und endlich die Hauptsache, daß die Wissenschaft sich des Gewaltmenschen als ihres ganz besonderen [78] Lieblings annimmt und grad dadurch der Erkenntnis des „Geistes“ und der „Seele“, nach der sie strebt, entgegenarbeitet. Sie schmückt diese beiden Begriffe und deren Modelle mit altem Schmuck, d. h. mit veralteten Ueberlieferungen aus den Zeiten rohester Gewalt, und kann also, wie die Szene zwischen dem Scheik und Schefaka nur Lächerliches erreichen, nicht aber zu klarem, ernstem Wissen kommen. Daß hierdurch nicht nur der Religion, sondern ganz ebenso und vielleicht noch mehr dem Menschentum im allgemeinen außerordentlich geschadet wird, versteht sich von selbst. Die Fabel und das Märchen zeigen sich da weit scharfsichtiger als die Wissenschaft, die auf diese beiden sonst doch nur herabzublicken pflegt. Denn der alte Hakawati steht mit der Menschheitsseele in Beziehung und seine Sage von Kital, dem Drachen des Kampfes, der den Geist der Bibel nicht wieder freigeben will, beruht auf tiefer Einsicht in die Ergebnisse der Völkerpsychologie. Der Drache des Reichtums, der Drache der Herrschermacht usw., sogar der Drache der Vergnügungssucht (Bälle zu wohltätigen Zwecken!) hat sich des Geistes der Bibel, der Humanität bemächtigt und beutet ihn für seine Zwecke aus. Es gilt, diesen Geist zu erlösen. Er ist kein Schnorrer, der um das Goldstück eines Reichen, um das gnädige Lächeln eines Vornehmen oder um die lustige Unterstützung eines Vergnügungskünstlers zu betteln hat. Denn er ist

größer, vornehmer und reicher, als diese alle, und hat das Recht, zu verlangen, daß sie sich vor ihm beugen.

Daher die alte Sage, daß die Bibel am Turm der Gewaltmenschen wieder erscheinen wird und mit ihr [79] zugleich der erste Edelmensch, um den wahren Geist der Menschlichkeit aus den Banden der Gewalttätigkeit zu befreien. Und beide sind soeben jetzt gekommen, die Schülerin und der verkleidete Schützling der „Menschheitsseele“. Beim Kommen der letzteren erklingen tief im Turm die Harfen der Propheten, und die ernsten, heiligen Klänge ruhen nicht eher, als bis am Schlusse des Stückes sich die Erlösung vollendet.

Diese Erlösung beginnt ganz selbstverständlicherweise mit der Befreiung der Kunst aus der Tyrannei des bisherigen, niedrigen „Schattenspieles“. Dies ist sehr wohl erwogen, denn wenn wir nicht vorerst grad hier anfassen, kann uns keine andere Handhabe Nutzen bringen. Die wahre Kunst verzichtet auf die anbetende Verehrung der irdischen Schatten. Sie spendet Himmelslicht, wobei die Schatten ganz von selbst und ohnedies hervortreten werden. Wie unwiderstehlich das wirkt, zeigt der Schluß des ersten Aktes. Die Befreiung der Wissenschaft und des Glaubens kann erst sodann erfolgen.

Der äußere Verlauf der beiden Akte wurde schon oben angegeben: ein gewaltiger Konflikt zwischen Vater und Sohn, an dem die Menschheit leidet. Man trägt ihn still, bis das höchste, was es in uns gibt, mit der Kurbatsch (Peitsche) vergewaltigt wird. Dann müssen sich sogar die Hainin und die Munafikin dagegen empören und der Mensch der Gewalt, der niedrigen Anima, wird von seinem eigenen Sohne, dem edlen Geistesmenschen, entwaffnet und zunächst zur Selbsterkenntnis, dann aber zum [80] Entschluß geleitet werden, hierauf nach Märdistan zu gehen, um auch noch Geist zu werden.

Dieser Sieg des Edelmenschen über den Gewaltmenschen ist ein vollständig unblutiger; aber er stützt sich auf jene Summe von Machtentfaltung, die selbst dem Geiste unentbehrlich ist, um den Animageschöpfen Achtung einzuflößen. Man sieht, die Pazifikation, wie ich sie mir denke, fließt nicht so süß und mild wie Sirup aus der Kanne, aber sie ist in den Bereich der Möglichkeit gerückt, erfordert aber freilich Geist, viel Geist und mehr Geist, als der besitzt, der da denkt, man braucht einfach bloß nur abzurüsten, und dann sei alles gut!

Freilich, ohne Beistand der „Menschheitsseele“ vermag es auch der Edelmensch nicht. Es gilt also, sie zu erforschen, sie kennen zu lernen, sie zu veranlassen, aus Kulub und Märdistan herabzukommen und sich zu zeigen. Und sie kommt, sie ist schon da! In „Babel und Bibel“ kann sie jeder sehen und hören, der den guten Willen hat, dies zu tun. Daß Kulub und Märdistan in unserem Innern liegt, ist Sache des Psychologen, aber nicht des Dramaturgen. Und doch hat der letztere zugleich auch der erstere zu sein, denn nur dann, wenn dies der Fall ist, kann sich das Schlußwort auch für die Bühne bewahrheiten:

Und Gott gibt Geist und Segen!

(Montag, den 1. 10. 1906.)

Die Villa Shatterhand⁹

Erinnerung und Gegenwart

Von Dr. Adolf Droop

Im Garten des Ustad! – Ist es ein Traum,
 Der mich hierher hat geführt?
 Das Sonnenlicht spielt auf Busch und Baum,
 Auf dem Rasen, mit Rosen geziert;
 Doch heiliger glänzt ein Sonnenlicht
 In Frau Schakaras gütigem Angesicht,
 Und Sonne spricht aus den weisen
 Worten des Meisters, des greisen –
 O leucht' unserem Volke auf seiner Bahn
 Noch lang diese Sonne von Dschinnistan!

Das schrieb ich am 13. Juli 1910, und als diese Worte in meinem Herzen entstanden, saß er, der nun längst Dahingeschiedene, mir gegenüber. Lange schon war es einer meiner liebsten Wünsche gewesen, das Haus den „Ustad“¹⁰ einmal betreten zu dürfen; aber erst mein damals erschienenes Buch „Karl May, eine Analyse seiner Reiseerzählungen“ hob mich aus der Reihe der zahllosen Verehrer des Ustad, des Meisters, hervor. So führte mich denn vor einem Jahrzehnt der Weg in das Vorgelände der das Elbtal begrenzenden anmutigen, von Wäldern und Landhäusern übersäeten Höhen. Da steht inmitten des gartenreichen Villenortes Radebeul unweit der Kirche die Villa Shatterhand, ein einstöckiges **[82]** Gebäude von schlichtem Aeußern¹¹, und doch eine Stätte, aus der unendlich viel seelischer Reichtum und Herzengüte in alle Welt geflossen sind.

Wir durchschreiten den Vorgarten. Beim Eintritt in das Haus öffnet sich ein Flur¹², dessen Wände mit Reiseerinnerungen, Waffen und vielen Bildern bedeckt sind. Gerade gegenüber der Eingangstür stehen zu beiden Seiten eines arabischen, mit einer Tonvase geschmückten Tisches zwei Modelle: eine weibliche Sphinx, gearbeitet von Professor Selmar Werner¹³, und eine männliche von Professor Sascha Schneider¹³, welche letztere für das auf dem Radebeuler Friedhof gelegene Grabmal der Familie Mays Verwendung gefunden hat. Darüber prangen an der Wand ein gewaltiger Elchkopf, ein Geschenk des Fürsten Windischgrätz, ein Lasso und ein arabischer Sattel, von dem Karl May selbst in der kleinen, leider zurzeit vergriffenen Reiseerzählung „Schamah“, die den Leser in das Gelobte Land führt, sagt: „Er ist aus rotem, orientalischem Sammet gefertigt, mit reichen Goldstickereien verziert, ein sogenannter ‚Paschasattel‘ mit bequemen Bügelschuhen und jener Art von Kandare, mit der man den Widerstand selbst des stärksten



Fürstliche in der „Villa Shatterhand“

⁹ Siehe die Abbildungen im vorliegenden Jahrbuch!

¹⁰ Bd. 28, S. 186 ff. und Bd. 34, S. 565 f.

¹¹ Abbildung im ersten Karl-May-Jahrbuch (1918).

¹² Siehe Abbildung im vorliegenden Jahrbuch.

¹³ Vgl. die Photographie im dritten Karl-May-Jahrbuch (1920).

Pferdes zwingt.“ Zur Rechten führt uns eine Tür in das Empfangszimmer¹⁴. Der größte Schmuck dieses Raumes besteht in den Originalgemälden von Professor Sascha Schneider, einem langjährigen [83] Freunde des Hauses. Ich hebe hervor das „Gefühl der Abhängigkeit“ und den „Licht-Sieg“, sowie den wundervollen Entwurf zu dem Umschlagbild des Bandes: „Winnetous Erben“, der darstellt, wie zahllose Seelen zum lichtumflossenen Kreuz des Glaubens zurückströmen. Eine andere, den May-Lesern wohlbekannteste Gestalt ist Marah Durimeh¹⁵, die Menschheitsseele, die uns vor allem in „Ardistan und Dschinnistan“ so greifbar nahe rückt, und ihr Gegenstück, „Abu Kital“¹⁶, der Typus des Gewaltmenschen, den wir aus dem einzigen Drama Karl Mays „Babel und Bibel“ kennen. Ferner ist der Karton „Christus und Mohammed“ zu nennen, der Entwurf zu dem Titelbild von „Orangen und Datteln“. Der Verfasser dieser Zeilen hat einmal zu den Umschlagzeichnungen Sascha Schneiders Verse geschrieben, und der Vierzeiler, der diesem zehnten Band der Gesammelten Werke gewidmet ist, lautet:

König der Liebel! Mit golden-gütigen Blicken
Siegst du über des Hasses drohendes Schwert!
Es kennt dein Edelgeist nichts als ein heilig Beglücken,
Wo der Gewalt tückische Torheit verzehrt.

Am ergreifendsten aber wirkt auf den Besucher das den größten Teil einer Wand ausfüllende Gemälde

Sascha Schneiders „Der Chodem“¹⁷. Der Karl-May-Leser wird sich an die packende Szene aus [84] Band 4 „Im Reiche des silbernen Löwen“ erinnern, in der Karl May auf eine alte orientalische Sage von der Erscheinung des Chodem¹⁸ zurückgreift. Rechts der Tür steht ein Schrank, der Reiseerinnerungen enthält. Auf ihm erhebt sich eine Büste Karl Mays aus Bronze von Sascha Schneider. Es handelt sich dabei nicht um eine realistische, naturalistische Wiedergabe, sondern ein kongenialer Geist verlieh der Büste sphinxähnliche Züge, die den Beschauer geheimnisahnend bannen.



Empfangszimmer in der „Villa Shatterhand“

Dem Schrank gegenüber befindet sich ein Schreibtisch, der von einer Büste Selmar Werners „Der Glaube“ überragt wird. In diesem Raum empfing auch mich damals Frau May, die der Dichter selbst zu Beginn des Bandes „Winnetous Erben“ vorstellt als den unermüdlichen, freudigen Wirtschaftsengel, der das ganze Erdgeschoß des Hauses innehat, dort die immer zahlreicher werdenden Besuche seiner Leser empfängt und alle die vielen Briefe beantwortet, deren eigenhändige Erledigung ihm selbst unmöglich ist. Das ist Frau Klara, die der Gatte in besonders traulichen Stunden „Das Herzle“ genannt hat, und die auch heute noch in herzlicher Gastlichkeit jeden Freund des Hauses begrüßt.

Wir treten in das zweite Zimmer ein und wenden uns nach rechts. Hier öffnet sich eine grünumrankte Veranda, in der Karl May gern weilte und die Früh- und Abendmahlzeit einnahm. Nach der anderen Seite treten wir in das Eßzimmer und finden jenseits des Raumes eine zweite Veranda, die nach dem Garten hin offen steht. Besonders an [85] dieser Stelle, an der auch die eingangs erwähnten Zeilen entstanden sind, habe ich mit dem Dichter unvergeßliche Stunden erlebt. Wie wandelbar war dieses einzig schöne Greisenantlitz! Bald zeigte es einen von reichem Geist und von willensstarker Kühnheit erfüllten Ausdruck,

¹⁴ Siehe Abbildung im vorliegenden Jahrbuch.

¹⁵ Abgebildet auf Bd. 31 u. 32 der Ges. Werke „Ardistan und Dschinnistan“.

¹⁶ Abgebildet im dritten Karl-May-Jahrbuch (1920).

¹⁷ Abgebildet im ersten Karl-May-Jahrbuch (1918) unter dem Titel „Das Gewissen“. Siehe die Ausführungen im gleichen Jahrbuch S. 13.

¹⁸ Vgl. dazu Bd. 29, S. 537, und Bd. 34, S. 571.

daß es wie eine Offenbarung über mich kam: Das ist Old Shatterhand, das ist Kara ben Nemsi, wie er durch Steppe und Urwald, über die unendliche Wüste und über das unendliche Meer geschweift sein mag, alle Anschläge mit starker Faust niederwerfend, alle Heimlichkeiten mit scharfem Ohr erlauschend, alle Tücke mit dem Blick des Adlers durchdringend. Und dann wieder war er Mensch, nur Mensch, der sich aus der tiefsten Tiefe einer elenden, verworfenen Umgebung zu fast unerreichbaren seelischen Höhen emporgerungen hatte und immer wieder von der hämischen Bosheit des Neides und der Rachsucht herabgestoßen werden soll. Noch jetzt erinnere ich mich an die erschütternde Stunde, in der er unter hervorquellenden Tränen von der Not seiner Jugend sprach. Wenn wir heute an dieser Stelle stehen, so wissen wir, daß alle diese Not für ihn verweht ist, und aus dem Grün des Gartens schimmert ein klares Wasserbecken, über das ein Himmelsbote aus schneeigem Stein seine Schwingen breitet. Es ist ein Brunnenengel, gemeißelt im Gedächtnis an die grandiosen Gedankenschöpfungen Mays von den Brunnenengeln¹⁹ in „Ardistan und Dschinnistan“, die über den ewig sprudelnden, oft verdeckten, aber unzerstörbaren Wassern des lebendigen Glaubens thronen.

[86] Unsere Gedanken führen in eine frühere Welt, in eine Welt der Güte und der Schaffensfreude. So steigen wir empor in den ersten Stock des Hauses, in das eigentliche Reich unseres Dichters, in dem die herrlichsten seiner Gedanken geboren wurden. Wir treten in seine Bibliothek²⁰, einen hellen,

freundlichen Raum, dessen Wände bis zur Decke hinauf mit Büchern bedeckt sind. Da stehen heute die Werke Karl Mays selbst in ihren verschiedenen Ausgaben, da sind Reisewerke von allen Ländern, da sind Sprachlehrbücher, die uns von den Idiomen fernster Völker Kunde geben, da sind Atlanten und so viel andere Schätze des Wissens. Ein Diwan, der mit einer weit über den Boden reichenden wundervollen orientalischen Decke überspannt ist, ladet zur stillen Beschaulichkeit ein. Ihm zur Seite steht ein orientalischer Kaffeetisch, auf dem ein Koran ruht. In den Wandnischen hängen



Karl Mays Bibliothek

arabische Lampen und türkische Wasserpfeifen, und die Fenster sind drapiert mit Vorhängen, von denen sich in blau und rot gehaltene Koransprüche abheben. Neben diesem Raum befindet sich, ebenfalls durch Titelzeichnungen Sascha Schneiders geschmückt, das eigentliche Arbeitszimmer²⁰ Karl Mays. Noch heute steht dort der schmucklose Schreibtisch, an dem er seine unvergänglichen Gestalten schuf. Noch heute steht dort sein Tintenfaß mit den metallenen Federhaltern, die er benutzte. Unter dem Schreibtisch liegt das Fell eines grauen Bären, und wir denken unwillkürlich an die zahlreichen Abenteuer Old Shatterhands mit den heute fast ausgestorbenen Recken der Felsengebirge. **[87]** An den Wänden stehen auch hier Schränke mit arabischen Tassen, Vasen, Tongefäßen, Pfeifen und anderen Erinnerungen an die Orientreisen Karl Mays. Sascha Schneiders Zeichnungen zu „Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. IV, und „Am Jenseits“ grüßen von der Wand. Nach der Straße zu öffnet sich ein Altan, und ein gleicher, etwas größerer, befindet sich neben dem nach der Gartenseite zu gelegenen Schlafzimmer.

Wir haben unseren Rundgang beendet und schließen mit Karl Mays eigenen Worten, die ich dem Band „Friede auf Erden“ entnehme (S. 491 ff.):

Es ist heut Sonntag. Die Fenster sind geöffnet, und auch meine Balkontür steht offen. Es ist ein heller, sonniger Morgen. Der Altan trägt ungezählte, blühende Pelargonien; auf dem Tische stehen herrlich duftende Reseden und Nelken, denn meine Frau, die immer engelsähnliche, weiß ganz genau, wie lieb mir Blumen sind. Von unten herauf

¹⁹ Bd. 31 der Ges. Werke, S. 480 ff.

²⁰ Siehe Abbildung im vorliegenden Jahrbuch.

steigen die köstlichen Grüße der Marschall Niel-, La France- und Kaiserin Augusta-Viktoria-Rosen. Die Blätter der Oelweide flüstern leise. Im leicht geaserten Baumschlag des Ahorn flötet ein Kehlchen, das Rankengefieder der chinesischen Glyzinen steigt hoch am Hause und zu seiten meiner Fenster bis an das Dach empor.

So nimmt der Freund Karl Mays Abschied von einer Stätte unvergänglicher Vergangenheiten, und es ist ihm, als ob die Stimme des Dahingeschiedenen ihn mit den Worten umhauchte, die wir in dem gleichen Werke finden:

Es ist kein Abschied gewesen, den wir jetzt hier nehmen, sondern ihr seid bei mir geblieben in eurer Liebe, wie ich euch begleitet habe mit der meinigen ...



Karl Mays Arbeitszimmer

Karl May's Grabmal

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

In seinem 1901 erstmals erschienenen, jetzt leider auf lange Zeit vergriffenen Werk „Himmelsgedanken“ schreibt May auf S. 341:

Nehmt mir den Stein von meinem Grabe,
Für mich gibt's keinen Leichenstein! ...

Und in dem 1903 verfaßten, im 2. Karl-May-Jahrbuch S. 250 abgedruckten Gedicht sagt er:

... Wir wollen Hand in Hand uns niederlegen;
Zwei Särge, doch ein Grab, so soll es sein.
Und über uns des ew'gen Vaters Segen,
Doch nie und nimmermehr ein Leichenstein! ...

Wie, der Dichter wollte keinen Grabstein haben? Er, der in jener prachtvollen Gruft zu Radebeul ruht, von der wir Abbildungen in Band „Ich“ brachten? Woher kam diese Sinnesänderung?

Karl May ist am 30. März 1912 gestorben und wurde am 3. April in dieser seiner Grabstätte beigesetzt. Zwei Jahre vorher, im Jahre 1910, hatten wir die seit 1903 bestehende Gruft besucht, und da hatte er mir gesagt: „Ja, sie ist wunderschön. Für mich ist sie aber nicht bestimmt, denn ich werde in meinem Garten begraben!“ Diese flüchtige Bemerkung ging an mir, der ich meinen Wohnsitz damals in Stuttgart hatte und somit nicht von allen Einzelheiten der Geschehnisse unterrichtet war, vorüber [89] und fiel mir erst wieder ein, als 1917 Kleinbergs „Nekrolog“ erschien, jene liebliche Schmähschrift, der in meiner „Lanze“ und im Gurlitt-Buch Denkmäler gesetzt sind, auf daß die Nachwelt nicht vergesse, daß es einmal einen Kleinberg (& Co) gegeben hat.

Der *honourable man* hatte sich bekanntlich nicht damit begnügt, das Leben und Werk Karl Mays in Grund und Boden zu verdammen und nicht eine einzige Lichtseite daran gelten zu lassen, sondern er hatte sogar die mildtätige Karl May-Stiftung und die letzte Ruhestätte des toten Dichters zu besudeln versucht. Diese klassische Stelle des Pamphlets sei hier wiederholt:

Doch muß gesagt werden, daß sich M. auch ab und zu als großzügiger Wohltäter bewährt und sein ganzes Vermögen einer Stiftung für werdende Schriftsteller hinterlassen hat. Ob es sich dabei um eine grandiose Reklame handelt oder hier doch ein guter, durch traurige Umstände an der Entwicklung gehinderter Kern hervorbricht, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls spannte er seine Schützlinge gründlich vor seinen Ruhmeswagen. Sascha Schneider z. B. lieferte einen Bilderzyklus zu M.s Werken, von Selmar Werner stammt das Grabmonument mit der von M. selbst verfaßten, bezeichnenden Inschrift:

Sei uns begrüßt! Wir, deine Erdentaten,
Erwarteten dich hier am Himmelstor,
Du bist die Ernte deiner eigenen Saaten
Und steigst mit uns nun zu dir selbst empor.

Als ich mich damals zur Abwehr von Kleinbergs Verunglimpfungen rüstete, deren Verlauf und Ergebnis ich in der „Lanze“ schilderte, fiel mir an dieser Stelle jene Aeußerung Karl Mays wieder ein, daß er nicht in der Gruft, sondern im Garten der Villa Shatterhand begraben werde. Ich wandte [90] mich sofort an Frau Klara May und erhielt von ihr Aufklärungen und Belege, die ich in den auf S. 37 der „Lanze“ erwähnten „Anlagen“ D und G zusammentrug, und die mir selbst bis zu jenem Zeitpunkt unbekannt geblieben waren.

Inzwischen hat auch Professor Gurlitt auf S. 56, Fußnote 16 seines Buches jene meine Feststellungen kurz angedeutet, und heute sei die Entstehungsgeschichte genauer geschildert:

Am Schluß der großen Orientreise 1899/1900 kam Karl May auch nach Athen, wo er u. a. die Ruine des Nike-Tempels besuchte. Kurz vorher waren seine Freunde, der Fabrikbesitzer Richard Plöhn und dessen Frau, in Kairo zu ihm gekommen, um ihn auf der Heimreise zu begleiten. (Vgl. Bd. „Ich“ S. 484 f. u. 545 f.) Beim Anblick des Nike-Tempels entstand in Frau Klara Plöhn, der jetzigen Frau Klara May, der Wunschgedanke, in der Heimat in Radebeul eine für die beiden befreundeten Ehepaare bestimmte Gruft zu bauen, die der erhabenen Schöpfung des Altertums nachgebildet sein sollte.

Nach der Rückkehr wurde der Gedanke auch tatkräftig von ihr aufgegriffen, und die Ausführung wurde in den Jahren 1902 und 1903 schon aus dem Grund beschleunigt, weil inzwischen Herr Plöhn verstorben war. In Karl Mays Haus verkehrten viele Künstler, darunter Professor Sascha Schneider, Professor Selmar Werner und Professor Wilhelm Kreis. Durch Karl Mays Vermittlung gelang es Frau Plöhn, Selmar Werner zu veranlassen, daß er die Ausführung der von ihr geplanten Gruft übernahm. Karl May, stets begeistert für alles **[91]** Schöne, Große, Edle, widmete dem Entstehen des Grabmals seine volle Aufmerksamkeit. Als Professor Werner das im Hintergrund der Gruft sichtbare Monument fertiggestellt hatte, setzte Karl May den oben abgedruckten Vers darunter. Dennoch aber entsprach es seiner Gemütsrichtung und seiner Ansicht vom Tode, den er nur als einen Uebergangszustand betrachtete, daß er nicht in einem prunkvollen Grabmal beigesetzt werden wollte. Er gönnte Plöhns Witwe, die bald darauf seine Frau wurde, von Herzen ihre Freude an dem prachtvollen Werk, allein immer wieder hat er den Wunsch geäußert, eine schlichte Ruhestätte im Garten der Villa Shatterhand zu finden, und zwar auch dann noch, als durch die Eheschließung mit Frau Klara Plöhn die Gruft in seinen Besitz übergang.

Die oben abgedruckten Sätze Kleinbergs zielen darauf ab, Karl May als eitel bis übers Grab hinaus zu brandmarken. Ich meine, daß es schließlich jedem unbenommen bleiben sollte, sich so begraben zu lassen, wie er will, und mache meinerseits zum Beispiel auch Herrn Kleinberg keinerlei Vorschriften über seine körperliche Grablegung. Wenn man diejenigen Toten, die in prunkvollen, majestätischen Gräbern liegen, verurteilen wollte, so würden die schönsten Stellen unserer Friedhöfe betroffen werden. Es ist aber ein ganz seltsamer, von mir bis zu jenem Zeitpunkt nicht gewußter, bezeichnender Umstand, daß dem schlichten Karl May selbst in diesem Fall wieder unrecht getan wurde. Er wollte nicht in der Gruft begraben werden, sondern in seinem Garten, ohne Stein, nur unter Blumen.

[92] Gegen die Verdächtigung, die Kleinberg bei dieser Gelegenheit an Karl Mays Künstlerkreis richtete, haben die Angegriffenen selbst, besonders Sascha Schneider und Selmar Werner, schärfste Abwehrstellung genommen („Lanze“, S. 23, 24; Gurlitt-Buch S. 56, Fußnote 15). Aus dem dort abgedruckten Brief Professor Selmar Werners vom 17. November 1917 gehört hierher der Satz:

Meine künstlerischen Arbeiten, die mit dem Namen Karl May in Verbindung gekommen sind (Grabmal), sind mir von Frau Plöhn honoriert worden, lange vor der Zeit, eh' sie die Gattin Karl Mays wurde.

Auch hieraus ersieht man also, daß Karl May tatsächlich nicht der eigentliche Schöpfer des Gruftdenkmals war, sondern vielmehr Frau May, die von ihrem ersten Gatten ein entsprechendes Vermögen geerbt hatte. Frau May hatte mir zur Abwehr gegen Kleinbergs Anwürfe eine Reihe Originalrechnungen der A.-G. für Marmorindustrie Kiefer in Kiefersfelden, der Kunstgießerei Ad. Milde & Co., Dresden, des Totenbettmeisters Hermann Hofmann aus den Jahren 1901/1903 sowie einen Quittungsbrief von Herrn Professor Selmar Werner vom 9. Februar 1903 ausgehändigt, die sämtlich an sie, also an die damalige Frau Klara Plöhn, gerichtet waren und aus denen sich die Haltlosigkeit der gegnerischen Behauptungen lückenlos ergab. Im Grunde ist es ja eine geradezu verblüffende Verkettung von Ereignissen, daß ich, der Sachwalter von Karl Mays Nachlaß, seinen Gegnern über die Entstehung der Gruft, in der er begraben liegt, alle möglichen Beweise erbringen mußte, um den Toten **[93]** vor frei erfundenen Verunglimpfungen zu schützen. Professor Selmar Werner aber konnte der Verdächtigung, er sei durch May „unterstützt“ worden und habe sich deshalb „vor seinen Ruhmeswagen spannen“ lassen, lediglich durch den Zufall entgehen, daß er sein Kunstwerk überhaupt nicht für May angefertigt hatte. Und selbst als dies und noch viel anderes durch Urkunden bewiesen war, hat Kleinberg, nachdem er eine Zeitlang seinen Nekrolog zurückgezogen hatte, nochmals versucht, ihn durchzudrücken, (wobei er allerdings von seiner „Companie“ geschoben wurde)! So kam es zu seinem Sturz. Ich glaube, man wird von diesen Dingen noch in späten Zeiten singen und sagen.

Als Karl May am 30. März 1912 plötzlich und unerwartet starb, wollte Frau Klara May seinen Wunsch, im Garten beigesetzt zu werden, erfüllen und wandte sich hierwegen an den Radebeuler Gemeindevorstand. Nach Fühlungnahme mit der Amtshauptmannschaft Dresden wurde mitgeteilt, daß die Erlaubnis, im Garten ein Grab zu errichten, nicht so rasch erteilt werden könne, und daß man den Verstorbenen inzwischen anderweit begraben müsse. So kam die Leiche dennoch in die Gruft, und später wurde von einer nachträglichen Erfüllung seines Wunsches abgesehen; mitbestimmend war die Meinung der Freunde des Hauses, man solle den Toten in der ihm durch die Umstände gewordenen schönen letzten Ruhestätte belassen.

[(94)]

Karl Mays „Geographische Predigten“: - ein Programm

Von Fritz Prüfer

©

Marah Durimeh

Wie hätte Karl May die Fortsetzung von „Jenseits“ und „Ardistan und Dschinnistan“ gestaltet²²?

Von Klara May

Wie oft schon stellte man mir die Frage: Was wollte Karl May nach „Ardistan und Dschinnistan“, nach „Am Jenseits“ schreiben? Neben „Winnetous Testament“²³ sollten „Marah Durimeh“ und „Im Jenseits“ die Schlußsteine zu seinen Reiseerzählungen werden, gleichsam die Krönung auf seinem Gott erbauten Tempel. Gottes Liebe, Gottes Sonne wollte er zu fassen versuchen und sie als ewiges, leuchtendes Symbol über das Irdische im Aether schweben lassen. Seinen felsenfesten Gottesglauben wollte er, vom Irdischen befreit, seinen Lesern als Abschiedsgruß von dieser Welt geben, seine Zuversicht, ja Gewißheit – so nannte er es oft –, daß die Seele weiter lebe und zwar in Regionen, die sie sich selbst verdient, selbst erworben, selbst erkämpft hat. (Das Gleiche drückt ja auch sein Grabspruch aus)²⁴.

[116] Für Karl May galten die Gebote des Christentums als Gottesgesetze. Die Liebe stand ihm am höchsten, die ernste Gottes- und Menschenliebe, nicht die tierische, sinnliche Glut mit all ihren nach abwärts führenden Wegen. Er wollte sie vom Mittelpunkt nach aufwärts entwickeln und sah in diesem Bestreben die Lösung und Weiterentwicklung der „Menschheitsfrage“, die ihm die große „Menschheitsseele“, mit der er gleichsam in geheimer, uns unfaßbar scheinender Verbindung stand, anvertraute. (Sascha Schneider hat diesen Gedanken in vielen Bildern Ausdruck gegeben.)

Verwundert wird man fragen: Was heißt das? Das entzieht sich dem Realen. Ja, so ist es. Karl May wandelte zuzeiten in Regionen, wohin ihm niemand folgen konnte. Wie der Mondsüchtige unter dem Einfluß magischer Gewalten selbst mit seinem erdenschweren Körper hinausgleitet, wohin der Fuß des realen, normalen Menschen ihn nicht zu folgen vermag, so Karl May. Nur war da sein Körper nicht beteiligt. Allein seine Seele wandelte, magisch angezogen, in unbekannte Fernen. Er kannte diese Zustände. Sie beglückten ihn. Ja, sie befähigten ihn, die Dünste Ardistans zu atmen. Diese visionären Zustände wurden im Alter stärker, klarer. Sein ganzes Sein bekam etwas Prophetisches. Aus diesen Erscheinungen heraus hoffte er die Fortsetzung von „Dschinnistan“, die Fortsetzung von „Jenseits“ zu schreiben. Darum glaubte er, er müsse die „Fülle der Gesichte“ noch seinen Lesern geben und dazu seien noch 20 Jahre Zeit vonnöten²⁵. Die abwärts **[117]** führenden Mächte und ihre Helfer wollten das nicht. Vielleicht hätte es ihr buntes Spiel im Halbdunkel zu früh beenden helfen, zu viele angelockt von ihrer Bahn? Wer vermags zu sagen? Genug. Der Körper Karl Mays zerschellte an den scharfen Klippen menschlicher Gemeinheit. Seine Seele aber löste sich von allen Hemmungen los, und grad seine Sterbestunden bewiesen, daß er in die Berge Dschinnistans eingedrungen war an der Hand seiner Marah Durimeh, umgeben von seinen Gestalten.

Also reine Phantasiegebilde hätten diese letzten Werke enthalten. Innerlich Erschautes, wenn man so sagen darf. Der Grundton dieser überirdischen Symphonie wäre aber wieder „Friede“ gewesen, denn dieses Thema umschwebte alle seine Bilder, die er mir zeigte. Mir ist es heute, nachdem all das Furchtbare durch den Krieg über uns hereingebrochen ist, als ob Karl May hätte dem Unheil vorbeugen wollen. Sein „Friede auf Erden“, sein „Ardistan und Dschinnistan“ sollten vor allen Dingen vom Kaiser, von den Diplomaten, vom einflußreichen Menschen gelesen werden; das war seine mir angedeutete Hoffnung. Fieberhaft arbeitete er an diesen Werken, es war eine Hast in ihm, als ob er sie gar nicht schnell genug beenden könne. Mehr als je marterte es ihn, daß grad in der Zeit, als diese flehenden Bitten der Menschheitsseele durch ihn hinausgetragen wurden in die Welt, die Stimmen seiner Gegner sich erhoben, wie Sturmesbrausen in wild bewegter See, so seine Bitten, seine Warnungsrufe ertötend und wirkungslos machend.

Es drücke ihn tief nieder, daß sein heiligstes Bestreben **[118]** am wenigsten Beachtung fand, und dieser Erkenntnis ist es vielleicht auch mit zuzuschreiben, daß er in seinen letzten Lebensjahren den Gipfel seines Schaffens, die Berge von Dschinnistan nicht eifriger zu ersteigen strebte. Der Vortrag, den er

²² Vgl. hierzu Band „Ich“, S. 561, 573, 578.

²³ 3. Jahrbuch (1920), S. 89.

²⁴ Abgedruckt in Band „Ich“.

²⁵ Vgl. Band „Ich“, S. 581.

8 Tage vor seinem Tod in Wien²⁶ hielt, schien einen Wandel bringen zu wollen. Der berauschte Jubel, der ihn dort umfing, und das Uebermaß von Liebe, die ihm entgegenströmte, ließen sein ganzes Sein neu aufleben; begeistert rüstete er sich zu neuem Höhenflug, um Schönes und Großes für seine Leser herabzuholen. Vielleicht ging sein Flug zu weit, vielleicht waren es andere Hemmungen? Der Flieger kehrte nicht wieder, und so kann man mit Friedrich Nietzsche in einem seiner Aphorismen auch im Hinblick auf Karl May sagen:

Wir Luftscharfer [Luft-Scharfer] des Geistes! – Alle diese kühnen Vögel, die ins Weite, Weiteste hinausfliegen, – gewiß! irgendwo werden sie nicht mehr weiter können und sich auf einen Mast oder eine kärgliche Klippe niederhocken – und noch dazu so dankbar für diese erbärmliche Unterkunft! Aber wer dürfte daraus schließen, daß es vor ihnen keine ungeheure freie Bahn mehr gebe, daß sie so weit geflogen sind als man fliegen könne! Alle unsere großen Lehrmeister und Vorläufer sind endlich stehen geblieben, und es ist nicht die edelste und anmutigste Gebärde, mit der die Müdigkeit stehen bleibt: auch mir und dir wird es so ergehen! Was geht das aber mich und dich an! Andere Vögel werden weiter fliegen! Diese unsere Einsicht und Gläubigkeit fliegt mit ihnen um die Wette hinaus und hinauf, sie steigt geradewegs über unserem Haupte und über seiner Ohnmacht in die Höhe und sieht von dort aus in die Ferne, sieht die Scharen viel mächtigerer Vögel, als wir sind, voraus, die dahin streben werden, wohin wir strebten und wo alles noch Meer, Meer, Meer ist! – Und wohin wollen wir denn? Wollen wir denn über das Meer? Wohin reißt uns dieses mächtige Gelüste, das uns mehr gilt, als irgendeine Lust? Warum doch gerade in dieser Richtung, dorthin, wo bisher alle Sonnen der Menschheit untergegangen sind? Wird man vielleicht uns einstmals nachsagen, daß auch wir, nach Westen steuernd, ein Indien zu erreichen hofften, – daß aber unser Los war, an der Unendlichkeit zu scheitern? Oder, meine Brüder? Oder? –
(„Morgenröte“.) [Viertes Buch, Nr. 575]

²⁶ Band „Ich“, S. 507.

Meine Stellung zum Karl-May-Problem

Von Dr. Richard von Kralik

Seit Jahrzehnten erschien mir die literarische Gestalt des Reiseerzählers Karl May als ein Problem, wie es in der Weltliteratur fast einzig dasteht und darum von hohem Reiz für die Literaturhistoriker sein muß. Die Art, wie Karl May spannende Geschichten aus allen Weltteilen um seine eigene, zu diesem Zweck künstlerisch gehobene Person gruppiert und um einige ebenso treffend gefundene Begleitfiguren von starker Kontrastierung, dies ist – man kann es nicht anders sagen – eine geniale Eingebung von verblüffender Einfachheit und von schlagender Wirkung. Karl May mag darin seine Vorgänger haben, aber so fest, so souverän wie er hält keiner die Zügel seines Reisepegasus in der Hand. Er hebt sich durch seine Erfindungsgabe, durch seine originelle Mischung von Roman und Reiseerlebnis weit hervor aus der Menge der Reiseschriftsteller etwa von der Art Gerstäcker oder der Indianerromane von der Art des Lederstrumpfs. Er ist ein Typus ganz eigener Art und zwar ein Typus höherer Ordnung. Ich kann ihn nur den großen Epikern an die Seite stellen, ohne damit eine Rangordnung einführen zu **[121]** wollen. Aber er fabuliert wie Homer, wie Firdusi, wie das deutsche Heldenbuch von den Nibelungen und Amelungen, wie die Dichter der Karl- und Rolandsage bis auf Palci, Bojar und Ariosto. Besonders die geniale Freiheit und Leichtigkeit dieses letzten Ausläufers einer nationalen, volkstümlichen, ungezwungenen, unbekümmerten Erzähltechnik kommt mir immer wieder in den Sinn, wenn ich in der Literatur nach etwas Ähnlichem suche, wie es das ist, was Karl May seinem innersten Wesen nach bietet. Es sollte mich nicht wundern, wenn in einigen Jahren oder Jahrzehnten oder Jahrhunderten ein Epigone die verschiedenen Rhapsodien der Karl-May-Geschichten zu einem einheitlichen Prosaepos zusammenredigierte, schön nach der Ordnung und Folge, aber doch abgekürzt, zusammengezogen in eine übersichtliche Reihe von Bänden gebracht.

Ich wollte vor Jahren selber einmal darangehen, wenigstens für mich allein das Schema einer solchen Schlußredaktion aufzustellen, nur um zu sehen, ob und was dabei herauskäme. Ich glaube fast: der eigentliche, klassische Standard-May für alle Zeiten. Erst so würde man die organische Entwicklung seiner Kunst wie seiner Persönlichkeit verfolgen können. Und ich glaube, das wäre eine starke Gabe für das deutsche Volk, denn ich sehe hinter allem Sprühfeuer der Phantasie Mays eine gerade die Zeitstimmungen bedeutungsvoll begleitende Entwicklung. Durch eine solche Redaktion würde auch die einzige Schwäche entfallen, die man etwa dem großen Werke Karl Mays mit Recht **[122]** vorgeworfen hat: nämlich die Weitschweifigkeit und das Wiederholen ähnlicher Situationen. Mich hat das übrigens bisher auch nicht geniert. Aber Schopenhauer hat ja doch wohl recht mit seiner Mahnung, wenn ein Schriftsteller die lange Reise nach der Unsterblichkeit antreten will, dann soll er sein Ränzel nicht allzusehr beschweren. Karl May verdient indes, in die Unsterblichkeit der Weltliteratur einzugehen und es ist im Interesse deutscher Kunst sehr zu wünschen, daß sich eine Gemeinde von Karl-May-Kennern mit diesem Problem andauernd beschäftigt, ähnlich wie sich die Zeiten nach Homer mit der Ordnung, Reinigung, Herausgabe, Kritik, Erläuterung der homerischen Dichtungen fortgesetzt beschäftigt haben, von den Homeriden an bis zu den alexandrinischen und pergamenischen Philologen. Mit dem Karl-May-Verlag und dem Karl-May-Jahrbuch ist all das, wie es scheint, in die rechten Wege geleitet, so daß nicht mehr zu befürchten ist, der Ascheregen des feuerspeienden Philisteriums deutschen Kritikerdünkels könne jemals mehr die farbenglänzenden Bauten der Karl Mayschen Phantasiewelt gänzlich begraben.

Ebenso wie ich für den unbedingten reinen Kunstwert des Karl Mayschen Reisewerkes eintrete, ebenso trete ich für die national-ethische Bedeutung dieses Werkes ein. Das Wort „Karl May als Erzieher“ ist mindestens ebenso sehr berechtigt gewesen, wie irgend eines dieser Prägung, gewiß noch mehr berechtigt als Nietzsches „Schopenhauer als Erzieher“ oder als Langbehns gewiß höchst bedeutsamer und vortrefflicher „Rembrandt als **[123]** Erzieher“. Aber das Wort vom Erzieher Karl May ist einfach eine Tatsache: er hat die Generation der Jugend vor dem Weltkrieg erzogen und gewiß nicht Unbedeutendes dazu beigetragen, daß diese Jugend über 4 Jahre im Feld sich heldenhaft und erfolgreich gegen eine lange vorbereitete feindliche Uebermacht verteidigend zur Wehr setzen konnte. Ohne bis zum Wahnwitz von Nietzsches Uebermenschentum vorzugehen, hat Karl May der deutschen Jugend den echten deutschen Mann gezeigt, der, allen Nationen, allen Rassen, allen Religionen, allen Charakteren gerecht werden will

und gerade darin sein deutsches Weltmenschentum zeigt und den überragenden Geist des deutschen Wesens in der Welt. Sein vielbändiges Werk ist eine der verdienstvollsten Apologien des echten Deutschtums ohne Ueberhebung, ohne Gehässigkeit gegen irgendeine andere Nation.

Ebenso rühmlich und vorbildlich ist seine konfessionelle Haltung. May war von Geburt Protestant, gläubiger Christ, aufrichtiger Bekenner seines Christentums, für das er überall in seinen Reisebüchern in bescheidener und kluger Weise zu wirken suchte, praktisch durch Bewährung christlicher Nächstenliebe wie theoretisch durch Belehrung und Richtigstellung falscher Begriffe. Geradezu genial finde ich auch hier wieder seine Stellung dem Islam gegenüber. Er erkennt in dieser Mischreligion ein starkes christliches Element und sucht es überall in seinen theologischen Gesprächen hervorzuholen. May berührt damit ein Hauptproblem unserer Zukunftskultur, deren Entwicklung zweifellos davon abhängt, ob es uns Europäern, uns Mitteleuropäern gelingen wird, den **[124]** Islam dem Christentum zu nähern. Diese Aufgabe ist vielleicht weniger verzweifelt als die andere, die russisch-orientalische Christenwelt dem Europäertum zu gewinnen, denn der Islam hat eine bei weitem höhere Kultur hinter sich, eine Kultur, die ihn dem Christentum auch dadurch verwandt macht, daß beide sich der antiken Kultur nicht verschlossen haben, weder in Wissenschaft noch in Kunst. – Noch näher berührt uns Karl Mays Verhalten den christlichen Konfessionen gegenüber. Auch darin darf er als Erzieher gelten. Er hat jede konfessionelle Polemik vermieden. Seinen Protestantismus hat er so ganz zurückgestellt, daß er eine Zeitlang als Katholik galt und als solcher besonders in katholischen Kreisen sehr verehrt wurde. Jedenfalls hat er mit dieser seiner Haltung dieselbe Absicht verfolgt wie seinerzeit der Altmeister Klopstock, der ja auch als Protestant den Katholiken seiner Nation voll gerecht werden wollte und gerecht wurde. Und jedenfalls hat auch hier Karl May ein Hauptproblem deutscher Kultur in musterhafter Weise behandelt. Wenn irgendein nationaler Schriftsteller imstande ist, die Kluft der Gegenwart zu überbrücken und von einer ruhmvollen nationalen Vergangenheit zur Regeneration deutschen Wesens hinüberzuleiten, so ist es Karl May gewiß eher als irgendeiner jener Modedichter, die nur dazu beigetragen haben, dem politischen Zusammenbruch von 1918 durch eine jahrzehntelange geistige Wühlarbeit vorzubereiten. Ich denke dabei an die ganze dramatische und die Romanliteratur jener Zeit, die alles zum Problem gemacht hat, die alles in Frage gestellt hat: Sitte, Volkstum, **[125]** Gesellschaft, Staat, Autorität, Religion, alle Ideen des Wahren, des Guten und des Schönen, und an deren Stelle den Zweifel, das Laster, die Häßlichkeit zu Gegenständen eines modernen Kultus erhob.

Aber Karl May soll ja auch neben seinen Reiseerzählungen Romane geschrieben haben, die sittlich nicht einwandfrei sein sollen. Ich habe sie nicht gelesen, ich habe in keiner Buchhandlung, bei keinem Menschen jemals ein Exemplar dieser Nebenliteratur angetroffen; ich habe nur gehört, daß May selbst die Verantwortung für diese ohne sein Zutun pikant gemachten Bücher ablehnte, ich habe auch gehört, daß die angebliche Unmoral dieser anderen Schriften stark übertrieben wird, daß sie sich allerdings dadurch von den Reiseerzählungen abheben, daß in diesen mit ungemeiner Zartheit das Problem der geschlechtlichen Liebe ganz ausgeschaltet ist, wie es dem Zweck von Jugendschriften zukommt. Ich halte mich an das Positive, das ich kenne, nicht an das Negative, das ich nicht kennen zu lernen Lust habe. Ich freue mich des Positiven, die Schnüffelei nach anderem ist nicht meine Sache. Es ist heute und war fast immer die Art der Dichter, in ihre Werke einiges sinnliches Gewürz zu legen. Das gehört zu jedem „modernen“ Roman, daß eine etwas schwüle Stelle darin vorkommen muß; aber auch schon der alte Homer hatte eine solche Stelle in jedem seiner beiden großen Gedichte. Im Ariost kommt ein Gesang vor, den vorsichtige Herausgeber lieber auslassen, um die Leser nicht zu verletzen. Goethe hat auch einiges geschrieben, das man schon zu seiner Zeit beanstandete, und er selbst hielt anderes noch **[126]** bedenklicheres ganz zurück, weil er es überhaupt nicht für passend hielt, publiziert zu werden. Es ist aber doch gegen seine Absicht veröffentlicht worden und steht heute in den meisten Goetheausgaben. Karl May ist in einer ähnlichen Lage, wenn er, wie er sagt und wie man ihm glauben kann, an jenen zu beanstandenden Stellen unschuldig ist. Er ist in einer besseren Lage, da ja niemand jene minderwertigen und unechten Bücher zugleich mit den anderen zu kaufen braucht, sondern sich an den echten Karl May halten kann. Der unechte Karl May geht uns nichts an, er scheidet durch das echte Urteil des Autors für uns aus, es wäre überhaupt von ihm gar nicht die Rede, wenn ihn nicht die Schnüffelei hervorgezogen hätte.

Karl May ist so recht der Prüfstein für den Philister deutscher Nation, für den Ungenialen, und Nicht-Adäquaten. Er ist eine geniale Erscheinung, welche die boshafte Dummheit des Kritikers geradezu aufreizen muß. Was, er schreibt von seinen abenteuerlichen Reisen in Amerika, Afrika, Asien, und war vielleicht gar

nicht dort? Nun, um so mehr ist sein Beschreibungstalent zu bewundern. Wer verlangt denn von Dante, daß er auch wirklich in Hölle, Purgatorium und Himmel gewesen sein muß, um uns davon zu berichten? Aber dieser Karl May hat uns beschwindeln wollen, daß er wirklich alles das erlebt habe! Um so dankbarer sollen wir ihm sein, daß er seine phantasievolle Dichterrolle auch noch im Leben weitergespielt hat. Wäre man ihm kongenial gewesen, so hätte man mit ihm humorvoll mitgespielt. Ein altgermanischer Heldensänger, Nornagest, [127] hat im zehnten Jahrhundert vor seinen Zuhörern gefabelt, er habe die Zeiten des Siegfried miterlebt, der ein halbes Jahrtausend früher gelebt hat. Es stand den Hörern frei, es mitdichtend zu glauben, oder verständnisvoll darüber zu lächeln, in beiden Fällen dem Sänger dankbar für eine so kühne Erfindung von symbolischer Bedeutung. Ja, symbolisch, bildlich konnte der alte Dichter sagen, daß seine Phantasie mit Siegfried zugleich lebte, und symbolisch, bildlich konnte Karl May sagen, daß er innerlich, wesentlich, in der Idee, im Geiste all das miterlebt habe. Gerade durch die Fiktion, durch diesen Symbolismus gewinnt erst der innere Kern der Reisegeschichten, das Kulturpädagogische den tieferen Sinn, den höheren Wert. Karl May hat nicht gelogen, er hat nur in gleichnishafter, poetischer, parabolischer Form Dinge gesagt, die nicht anders seinerzeit seinem Volke gesagt werden konnten. Das ist das Wesen jener Kunst. Karl May ist diesem Wesen näher gekommen als mancher andere Dichter, der unverdient in hohen dichterischen Ehren steht, obwohl er nur ein Banause, ein Handwerker, ein Techniker, ein Dreckbildner ist. Aber May hat sittlich nicht einwandfreie Bücher geschrieben! Er hat sie von sich gewiesen; das genügt. In der Poesie wird der Mann, wie Wilhelm von Humboldt treffend sagte, nach seinen höchsten, nicht nach seinen tiefsten Leistungen gewertet. Aber May hat Anstände bei Gericht gehabt, er ist im Zuchthaus gewesen! Nun, was geht das seine Poesie an? Ihr Heuchler und Pharisäer, war der Mann, der seine Jugenderinnerungen [128] gestanden und allzu schwer gebüßt hat, nicht unendlich liebenswerter als ihr mit eurer pharisäischen Heuchelei? Seid ihr Menschen? Seid ihr Christen? Er aber war ein Mensch, der unablässig an sich gearbeitet hat, der sich zur Vollendung durchzuringen suchte, der Reinigung und Höhe für sich und sein Volk erstrebte, dem das auch in ungewöhnlicher Weise gelungen ist. Er gefällt einigen pedantischen Schulmeistern nicht, er war und ist aber ein Liebling der deutschen Jugend, der deutschen Nation und wird es voraussichtlich bleiben, mag der Erdenpfuhl darüber quaken, soviel er will. Meßt ihn nicht mit euern allzu kleinlichen Maßstäben! Lernt ihn an sich selber messen! Lernt an ihm einen echten Dichter echtester Dichterart kennen, lernt an ihm einen echten deutschen Mann echtester Deutschheit würdigen!

Karl May und das Deutschtum

Von Franz K andolf

Mit den Büchern Mays ist es eine eigene Sache. Es geht einem mit ihnen, wie – nun ja, wie es eben einem aufmerksamen Leser mit guten Büchern zu gehen pflegt – er entdeckt auf jeder Seite neue Vorzüge. So wäre eine kritische Würdigung von Mays Lebenswerk nicht vollständig, wollte man den Einfluß unbesprochen lassen, den May in vaterländischer Hinsicht auf seine Leser auszuüben imstande ist. Gerade die jetzige Zeit, da unser Vaterland bis in den Staub darniederliegt, und ein großer Teil des Volkes sich des deutschen Namens beinahe schämt, schreit förmlich nach einer Literatur, die den Deutschen ihr vaterländisches Gewissen schärft und das gesunkene Nationalbewußtsein mit der frohen Zuversicht erfüllt: Deutschland kann nicht untergehen!

Man beachte: es besteht eine auffällige Parallele zwischen dem Deutschland von heute, dem unsere Feinde fluchen, und jenem, da man noch nicht 1870 zählte und der deutsche Name im Ausland nichts weniger als geachtet war. Eine ganze Reihe der Erzählungen Karl Mays spielt gerade in jener Zeit, vor 1870, da der Schimpfname „*damned Dutchman*“ zum stehenden Ausdruck geworden war, mit dem man in Amerika jeden Deutschen beehren zu dürfen glaubte. Das Deutschtum hatte sich damals noch nicht in Achtung gesetzt, es hatte sich noch nicht **[130]** zur Nationalität entfaltet, es war im Völkerkonzert eine Nummer, die nicht zählte. Ganz so, wie heute auch! Der Advokat Gibson in „Unter Geiern“ ist der Typus des damaligen Amerikaners, wenn er sich zu dem langen Davy über dessen Freund Jemmy folgendermaßen äußert: „Auf diesen Namen (Pfefferkorn) braucht er sich nicht das mindeste einzubilden, denn so kann nur ein Deutscher heißen, und Leute dieser Abstammung gelten hier zu Lande gar nichts“.

Und doch, wie erquickend und ermutigend liest es sich, wie da die echt deutschen Helden der Mayschen Erzählungen es verstehen, sich inmitten der fremden Nationen zur Geltung zu bringen. Es ist die deutsche Seele, das deutsche Gemüt und die deutsche Tatkraft, die schließlich über ausländischen Eigendünkel triumphieren. Etwas vom Allerköstlichsten ist z. B. der Werdegang, den das „junge deutsche Greenhorn“ im wilden Westen nimmt, bis es ihm gelingt, sich als „Old Shatterhand“ einen allseits geachteten, ja gefürchteten Namen zu machen. Dieser junge kerndeutsch gesinnte Mann wird von seinen Kollegen in den Bahnvermessungsarbeiten gering geschätzt und ausgenützt, dem alten, von sich nicht wenig eingenommenen Sam Hawkens dient er als Zielscheibe gutmütigen Spottes – und das Ende vom Liede ist, daß er schließlich die allein bestimmende Persönlichkeit wird, der nicht nur seine Freunde, sondern auch seine erbittertsten Gegner, die Apatschen, Achtung, ja Liebe zollen müssen. In Old Shatterhand siegt das Deutschtum über Yankeegeist und indianisches Vorurteil. Und kein deutscher Leser wird den ersten Band „Winnetou“ aus der Hand legen, ohne, **[131]** wenn auch unbewußt, etwas von der sieghaften Kraft der deutschen Volksseele in sich aufgenommen zu haben.

Besonders unserer Jugend kann man von diesem Standpunkt aus die Bücher Mays nicht warm genug empfehlen. Old Shatterhand – im Orient: Kara Ben Nemsi – der sich in den schwierigsten Lagen bewährt, ist ja ein Deutscher mit Leib und Seele, und dem jugendlichen Leser, der sich unwillkürlich mit dem Helden eins fühlt, wird so unmerklich felsenfestes Vertrauen auf deutsche Kraft und deutsches Können eingepflegt. Ich kann darin auch keine Gefahr erblicken, als ob jugendliche Seelen durch May zu jener Selbstüberschätzung angeleitet würden, die uns tatsächlich im Auslande in den letzten Jahren viel geschadet haben mag. Von Selbstbewußtsein zu Selbstdünkel ist ein weiter Weg. Denn so selbstbewußt Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi auftritt, so sehr ist er auch ein Mann felsenfesten Gottvertrauens. Dieses Gottvertrauen ist freilich kein müßiges, tatenloses. Es lebt sich in den seltensten und erstaunlichsten Heldentaten aus. Wer möchte aber deswegen Old Shatterhand des Eigendünkels beschuldigen? „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott“, heißt ein bekanntes und bewährtes Sprichwort, und genau so denkt und handelt auch das „Ich“ in den Büchern Mays. – Ein von sich eingenommener Mensch würde mit innigem Wohlbehagen die Weihrauchwolken der Dankesbezeugungen einatmen. Das tut indes der Held in Mays Büchern niemals. Stets weiß er jeglichen Dank von sich selbst auf Gott abzulenken, der sich seiner als Werkzeug bedient. Kann man da noch von übertriebener Eitelkeit **[132]** sprechen, an der die Jugend Schaden nehmen könnte? Gottvertrauen und Eigendünkel wachsen doch nicht mitsammen auf einem Holz! Darum bilden die Bücher Mays für die Jugend

keine Gefahr, sondern dienen in hervorragender Weise zur Stärkung des nationalen Bewußtseins.

Von schädlicher Renommiersucht kann in Mays Büchern auch deshalb nicht die Rede sein, weil der Held bei aller Erstaunlichkeit der Leistungen von einer Weichheit des Gemüts ist, die beinahe an Schwäche grenzt. Abgesehen vielleicht von seinen allerersten Indianererzählungen, wo allerdings öfters Blut fließt, ist der Ton stets auf Versöhnlichkeit gestimmt, was uns Junge häufig genug geärgert hat. Old Shatterhand, alias Kara Ben Nemsis, bekämpft seine Feinde offen und mit List, mit betäubenden Schädelhieben und mit Schüssen in das Knie, aber nicht fällt er seinen Gegner persönlich, und wäre es selbst sein Todfeind gewesen. Meist ist es ein Gottesurteil, das über den Sünder hereinbricht: der Schut wird von der Erde verschlungen, der Mörder Nscho-tschis und Intschu tschunas fliegt durch eine selbstgelegte Mine in die Luft, der „General“ in „Old Surehand“ wird von einem Felsen zerdrückt. Manchmal stirbt der Verbrecher durch eigene Hand, wie Thomas und Jonathan Melton, oft wird er durch die Hand anderer gefällt: der Kianglu durch Frick Turnerstick, der Sendador durch Gomorra, Harry Melton durch seinen Bruder, der „alte Wabble“ durch feindliche Utahindianer. Mehr als einmal wird der Held seiner Weichheit wegen von seinen Gefährten gescholten und für alles kommende **[133]** Unheil verantwortlich gemacht, aber er läßt sich nicht irre machen. Er ist ja ein Christ und – ein Deutscher, und der Deutsche ist, wie er in „Satan und Ischariot“ sagt, überhaupt der einzige, der Gemüt besitzt.

So steht der Maysche Held vor uns, stahlhart wie unsere deutschen Krieger im Kampfe, aber auch weich wie jene, die, nachdem sie wie Teufel gefochten, andern Tags hinter der Front ihre dürftige Mahlzeit mit den hungernden Kindern ihrer Feinde teilten. Und der lange Davy trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er zum dicken Jemmy, seinem Busenfreunde, meint: „Ja, ihr Deutschen seid eigenartige Kerls. Mild, weich wie Butter, und nachher, wenn es sein muß, so stellt ihr euern Mann wie sonst keiner. Ihr möchtet alle Welt mit Handschuhen von Samt anfassen, und doch schlägt ihr gleich mit dem Kolben drein, wenn ihr meint, daß ihr euch endlich wehren müßt. So seid ihr alle, und so bist auch du.“

Ein weiteres Moment kommt bei May in Betracht. Seine Helden haben es zu tun mit vielen Schwindlern, Gaunern und Verbrechern aus aller Herren Länder, aber nie ist ein Deutscher der Schuft. Das gibt es einfach nicht. Manchmal ruht zwar der Verdacht eines Verbrechens auf einem Deutschen, aber es versteht sich bei May von selbst, daß es dem Helden gelingt, den Betreffenden von aller Schuld reinzuwaschen, so daß auf dem Deutschtum kein Makel bleibt. So erfahren wir „In den Kordilleren“, daß der junge Deutsche, den die Tobakönigin haßt, und an den sie trotzdem ihr Herz verloren hat, kein Schuft ist, sondern ein ehrlicher Mann, der ohne seine Schuld von ihr fern gehalten wird. Desgleichen **[134]** wird dem alten „Desierto“, der eigentlich Alfred Winter heißt und ein Verbrechen sühnen zu müssen glaubt, durch Aufklärung des Tatbestandes die Ruhe des Gewissens wiedergegeben. In „Weihnacht“ ist es wieder der junge Reiter, der sich für einen Mörder hält und deswegen von einem Schurken ausgebeutet wird, obgleich er gar keine schlimme Tat begangen hat. Durch Old Shatterhand wird das Verbrechen aufgeklärt und der wahre Täter entdeckt. Reiter ist eben ein Deutscher, folglich kann er nichts Schlimmes verbrochen haben. – Ob diese ideale Auffassung der Wirklichkeit entspricht, darnach fragt May nicht. Tatsächlich gab es auch unter den Deutschen genug unsaubere Elemente, die im Ausland ein ergiebiges Feld für ihre Verbrechertriebe suchten und fanden. Aber für May handelt es sich darum, dem Leser, namentlich dem jugendlichen, begeisterungsfähigen Leser einzureden, daß alle Niedertracht und Gemeinheit dem deutschen Wesen fern liegt, und daß ein Deutscher einfach kein schlechter Kerl sein könne, selbst wenn alle Anzeichen gegen ihn sprechen sollten. May will seinen deutschen Lesern das moralische Rückgrat stärken.

Daß die übrigen Helden Mays fast alle deutscher Abstammung sind, wird uns bei all dem nicht wundern. Old Firehand ist selbstverständlich ein Deutscher, der dicke Jemmy, der Hobble-Frank, die Tante Droll, der Bärenjäger, Bloody-Fox sind Deutsche mit Leib und Seele. Wer kennt nicht die originellen Gestalten des alten Sprachverderbers Krüger-Bey und des Seebären und virtuosen Sprachkünstlers Frick Turnerstick? Sie alle tragen, wenn **[135]** sie auch Jahrzehnte im Auslande gelebt haben, ein kerndeutsches Herz in der Brust. Old Death ist der Sohn einer deutschen Mutter und Sam Hawkens, der in Winnetou I als Vollblutamerikaner erscheint, entpuppt sich im „Oelprinzen“ als ein Kind des hellen Sachsens. Man könnte die Liste der deutschen Helden noch um ein Erkleckliches vermehren, und schließlich wären wir gar nicht besonders erstaunt, wenn May am Ende die Entdeckung machte, daß ein Ahne Winnetous, seines Indianerhelden, aus Deutschland nach Amerika ausgewandert und daß die Wiege der Großmutter seines Hadschi Halef im Schwabenlande gestanden sei. – Und diese Deutschen hängen alle mit rührender Liebe an ihrem

Vaterlande und ihr Bestreben geht dahin, dem deutschen Namen Ehre zu machen. Wie oft und gern redet beispielsweise der Hubble-Frank von seiner sächsischen Heimat! – Wenn die Bücher Mays sonst keinen Vorzug hätten, dieser vaterländische Zug allein ist Grund genug, daß sie der deutschen Jugend in die Hände gegeben werden sollten. Ich glaube, daß manch ein deutscher Schriftsteller von May lernen könnte, wie er vaterländisch schreiben soll, ohne aufdringlich zu werden.

Denn das ist ein weiterer Vorzug Mays, daß bei ihm das Deutschtum so ungezwungen und natürlich, so von innen heraus, zum Ausdruck kommt, ohne daß es gegen andere Nationalitäten ausfällig wird. Deshalb wurden auch die Werke Mays unbedenklich im Auslande verlegt, sogar in Frankreich, das doch sicher nach 1870 nichts für uns übrig hatte. Das einzige Land, gegen das May wiederholt scharfe **[136]** Worte findet, ist England (vgl.: „Der Kaperkapitän“²⁷ und „Der Boer van her Roer“²⁸). Aber auch hier wirkt die Kritik Mays nicht verletzend, da ihre Schärfe sich nicht gegen die Rasse, sondern gegen ihre Politik richtet, während uns andererseits auch sehr sympathische Engländer begegnen, wie John Raffley und David Lindsay, deren Gestalten May mit wirklicher Liebe und Wärme zeichnet.

Für den im Ausland lebenden Deutschen, sowie für jenen, der dorthin abzuwandern im Sinne hat, kommt als weiteres Moment in Betracht, daß er von May lernen kann, wie der Deutsche sich an Land und Volk anpassen soll ohne dabei seine nationale Eigenart aufzugeben. Es ist erstaunlich, welche Gewandtheit der Maysche Held an den Tag legt, was die Kenntnis von Sprache, Sitte und Gewohnheiten fremder Völker betrifft, eine Gewandtheit, die ihn den Angehörigen anderer Nationalität als einen der ihrigen erscheinen läßt. Diese Anpassung an fremde Sitte wird indes nie so weit getrieben, daß dadurch die eigene Nationalität aufgegeben wird. Allüberall, z. B. im Orient, verblüfft der Held durch feine Kenntnis der Sitten und Gebräuche, und durch die Schlaueit, wie er diese Kenntnis für seine Zwecke auszunützen versteht, am Schlusse läßt er jedoch die Betreffenden nie im Unklaren, daß derjenige, der sich ihm als der Ueberlegene gezeigt, ein Nemtsche gewesen.

Solche Bücher sollen unsere Auswanderungslustigen lesen. Es kann nur zu ihrem Vorteil und **[137]** zum Nutzen des Deutschtums dienen. Es ist jedenfalls besser, als wenn sie zu diesem Zwecke sich von der Leihbücherei Bücher ausländischer Autoren geben lassen, die, wie z. B. Dumas, für Deutschland aber auch gar nichts übrig haben.

Es mag im Weltkrieg für die deutschen Orienttruppen ein unvergeßlicher Tag gewesen sein, als sie mitten im Kaukasus auf eine kleine Anzahl Dörfer stießen, die ihnen wie Oasen in der Wüster erscheinen mußten, blühende deutsche Gemeinden, mit einem deutschen Bürgermeister, einem deutschen Pfarrer und einer kerndeutschen Bevölkerung. Zur Zeit der Kaiserin Katharina eingewandert, haben diese Gemeinden Jahrhunderte hindurch ihren deutschen Charakter vollkommen bewahrt. Ehre diesen Pionieren deutscher Kultur im fernen Osten! Und Ehre allen jenen, die im gleichen Geiste in Nord und Süd, in Ost und West bei aller äußerer Anpassung an das Land, das ihnen zur zweiten Heimat geworden, deutsche Gesittung und deutsche Eigenart bewahren! Vielleicht haben die Bücher Mays nicht wenig dazu beigetragen. Wenigstens schreibt der Hauptmann Hans-Erich v. Tzschirner-Bey im Karl-May-Jahrbuch 1918, daß er auf seinen vielen Reisen, die ihn in die fernsten Gegenden der Erde führten, „kaum einen Deutschen traf, von dem sich bei einem gelegentlichen Gespräch nicht herausstellte, daß May in der Jugend sein tägliches Brot gewesen“. Und der Autor kommt zu dem bemerkenswerten Urteil, daß durch May „hunderttausend deutschen Jünglingen der kühne, begeisterte Wagemut und die volle Hingabe in die Brust gepflanzt wurde, ohne die da **[138]** draußen nicht nur der Kampf ums Dasein, sondern auch die Arbeit für die Größe und das Wachstum des Vaterlandes ein nutzloser, wenn nicht schädlicher ist“.

Wie ein goldener Faden zieht sich durch alle Bücher Mays ein prächtiger nationaler Optimismus, ein lebensfroher Glaube an die sieghafte, aber friedliche Kraft deutscher Kultur: glühendste Vaterlandsliebe bei aller Nächstenliebe, tatkräftigste Lebensbejahung bei allem Gottvertrauen, eiserne Festigkeit bei aller Weichheit des Gemüts, klügste Anpassung bei aller Wahrung deutscher Eigenart. Wer möchte bezweifeln, daß diese Eigenschaften, wenn sie wieder ins Mark des deutschen Volkes eingedrungen sein werden, eine sichere Grundlage abgeben, auf der ein starkes und gesundes Deutschtum erstehen kann, eine Brücke, auf der Deutschland und das Ausland achtungsvoll und freundschaftlich sich begegnen und in friedlicher

²⁷ In Bd. 38 der Gesammelten Werke.

²⁸ In Bd. 23 der Gesammelten Werke.

Verständigung einander die Hand reichen können.

In friedlicher Verständigung! Karl May hat oft und scharf eine Gewaltpolitik gegeißelt, die nur darauf ausgeht, fremde Nationalitäten vollständig aufzusaugen. Man denke beispielsweise an sein mannhaftes Eintreten für den roten Mann in seinem Verzweiflungskampfe gegen eine Rasse, deren Kultur diesem wie eine tödliche, alles überschwemmende Woge erscheinen mußte. Stets hat May dagegen seine Stimme erhoben. Immer suchen seine Helden, und meistens glücklich, als Vertreter der germanischen Rasse die feindlichen Gegensätze auf friedlichem, unblutigem Wege zu versöhnen. Und **[139]** gerade dadurch erwerben sie sich die Achtung ihrer Feinde. Sie alle sind eine Verkörperung jener Gesinnung, die Kara Ben Nemsî bekennt, wenn er einerseits im „Mahdi III“ gesteht, daß er auf seine deutsche Abstammung stolz wie nur irgendeiner sei, andererseits aber sich in „Und Friede auf Erden“ freimütig äußert: „Wenn man mich fragte, für welche Nationalität ich kein Faible habe, so käme ich wohl in Verlegenheit, denn ich bin ihnen allen, allen gut. Und das soll man wohl auch“.

So gewinnt, richtig betrachtet, das Schaffen Mays weit über seine unleugbare nationale Bedeutung hinaus eine solche auch in internationaler Hinsicht. Wahres, echtes Deutschtum ist eben nicht ausschließend, und wer national empfindet, kann und wird sein Herz den großen Fragen von internationaler Tragweite nicht verschließen. Auch May hat dies nicht getan. Lesen wir nur sein vielleicht reifstes Buch, das er geschrieben, und das den bezeichnenden Titel führt: „Und Friede auf Erden“, wo er mit der ganzen Wärme seines Herzens für den allgemeinen Völkerfrieden eintritt. Nie hat May deutscher gedacht und gefühlt, als da er dieses Buch schrieb. Gebe Gott, daß das deutsche Volk in seiner Gesamtheit die Ideen zu den seinigen mache, denen Karl Mays Feder ein Leben lang geweiht war!

Ist Karl May gereist²⁹?

Von Bernhard L o e p k e

Fällst Du ein Urteil, so prüfe alle Für und Wider,
Damit Dein Ausspruch weise und gerecht ausfällt.“
„Schatz morgenländischer Weisheit“.

„Was – Sie lesen Karl May?“

„Ja, er nimmt einen bevorzugten Platz in meiner Lektüre ein. Schon als Junge habe ich May gerne gelesen.“

„Wie kann man nur! Wissen Sie denn gar nicht, daß May überhaupt keine Reisen gemacht hat, daß alle seine Schriften nur Phantasieerzeugnisse sind?“

[141] „Daß seine Gegner und eine urteilslose Masse das behaupten, weiß ich. Erlauben Sie mir, daß ich für meinen May Partei ergreife und – den Gegenbeweis antrete.“

„*Well!* Ob Sie aber mein Urteil umstoßen werden, bezweifle ich.“

„*All right*, Mijnheer. Hören Sie mich erst an! Wir haben ja Zeit und können darüber plaudern.“

Das Gespräch führte ich Mitte 1912 auf dem Promenadendeck des von Südafrika heimkehrenden Ostafrikaners mit einem Gentleman, dessen Visitenkarte lautete:

S h m i d
Weltreisender
Korrespondent der World
Berichterstatter der deutschen Tagespresse.

Dieser Mister oder Mijnheer Schmid – so nannten wir Passagiere ihn immer – war Deutscher. Seine Eltern wohnten in Cöln. Er selbst hatte das fabelhafte Glück gehabt, drüben in Frisco, jenseits des großen Wassers, schnell und mühelos zu Geld zu kommen. Außer Frisco hatte er so gut wie nichts von Amerika kennen gelernt. Er hatte keinen Claim in den Bergen, nicht die wunderbaren Yosemitefälle und nicht einmal den so nah gelegenen Sacramento geschaut. Dafür kannte er aber die Spielklubs von S. Francisco zur Genüge. Und da er sehr viel Geld hatte und sich vieles leisten konnte, „machte er jetzt in Weltreisen“.

Ich lernte Mister Schmid auf besagtem Ostafrika-Steamer kennen. Legte der Dampfer irgendwo an, **[142]** so ging Mijnheer Schmid nur an ganz großen Hafentplätzen an Land. Bei all diesen Ausflügen war ein gutes Diner die Hauptsache und erst kurz vor Abfahrt des Schiffes kehrte er auf einer gemieteten Barkasse zurück. Obwohl er nie einen Abstecher in das Innere des Landes machte und somit außer dem Bord- und dem gerade durchkreuzten Hafentbild nichts sah und hörte, rühmte er sich doch, auch Afrika genau zu kennen – fuhr er doch schon sechs lange Wochen um den schwarzen Erdteil herum! Er sprach über alles, kannte alles und wußte alles besser als die vielen anwesenden Farmer und Kolonialsoldaten, von denen freilich keiner ein Rundreiseticket in der Tasche hatte. Daß gerade diese Leute jahrelang im Innern gelebt hatten, war für ihn nicht maßgebend. Sie wagen ja keine wahren Weltreisenden!

Also diesem Herrn gegenüber wollte ich May verteidigen. Wir hatten ein Paar Liegestühle in die warme Sonne gestellt und lagen nun behaglich nebeneinander. Ich überlegte. Kurz entschlossen wandte ich mich an meinen Nebenmann.

„Mister Schmid, Sie kennen Frisco?“

„*All devils* – das sollte ich meinen!“

„*Well!* Kannten Sie es schon, bevor Sie dort waren?“

²⁹ Unsere Feststellungen zu den von Karl May tatsächlich und nachweisbar unternommenen Weltreisen und ebenso für weitergehende Mutmaßungen habe ich in Band „Ich“, S. 542 f., niedergelegt; man vergleiche hierzu ferner: zweites Karl-May-Jahrbuch, S. 170, Fußnote 24.

Der Verfasser des nachfolgenden Beitrags behandelt die Frage von einem ganz anderen Standpunkte, gleichsam von dem eines „Indizienbeweises“ aus, doch sei auch seinen Ausführungen Raum gewährt, und zwar um so lieber, als er ein Schüler Karl Mays ist und durch das Lesen seiner Schriften angeregt wurde, die ferne, weite Welt zu bereisen.

Da der Name des „Helden“ des Aufsatzes zufällig mit dem meinigen gleich lautet, habe ich beim Verfasser rückgefragt, ob es sich dabei vielleicht um ein Pseudonym handle. Herr Loepke verneinte dies unter Vorweis von Belegen. So bleibt mir nichts anderes übrig, als die Erklärung, mit Mister „Schmid“ aus Cöln weder verwandt noch verschwägert zu sein. Ich bin überhaupts ka Preuß' net, sondern a Bayer!

Dr. E. A. S c h m i d.

„Caramba – wie soll ich das verstehen? Wollen Sie sich über mich lustig machen? Was hat das mit May zu tun?“

„Ruhe, Mijnheer Shmid. Ich habe mich etwas schlecht ausgedrückt, wie ich merke. Ich werde die Frage etwas anders formulieren. Haben Sie sich **[143]** von Frisco schon eine Vorstellung gemacht, als Sie noch in Cöln wohnten und die Stadt des Goldes noch nicht kannten?“

„Yes. Sehr sogar.“

„Und deckten sich die Bilder Ihrer Phantasie annähernd mit der Wirklichkeit, als Sie in Frisco landeten?“

„No – nicht im entferntesten!“

„So, so – es ist interessant, das gerade von Ihnen zu hören. Nun zu May! Dieser große Volksdichter hat Länder und Völker wahrhaft naturgetreu skizziert. Man genießt auf Grund seines Anschauungsunterrichtes die schönsten und eigenartigsten Eindrücke. Die Prärien Nordamerikas, der Llano Estakado, das Felsengebirge, die Wüste Arabiens, die stillen Tropennächte an den weltfremden Ufern des Nils, all das wird uns in seinen Werken so geschildert, wie es in Wirklichkeit ist, wie es namhafte Reisende bestätigt und wie ich es zum Teil selbst gefunden habe. Kann ein Mensch aus reiner Phantasie derartige Wirklichkeiten gebären?“

„Yes!“

„Erklären Sie mir den Widerspruch, Mister Shmid. Sie haben es nach Ihren eigenen Angaben nicht vermocht, denn Ihr Phantasiegebilde deckte sich nicht mit dem Frisco, das Sie bald darauf sahen.“

„Sehr goed, Mijnheer. Mir stand aber damals keine Literatur, kein Atlant, keine Reisebeschreibung und kein bedeutendes Nachschlagewerk zur Verfügung. Hätte ich nur einige dieser Unterlagen gehabt, **[144]** so wäre mir ein derartiges Fiasko nicht passiert.“

„Sie wollen damit ohne weiteres sagen, daß Karl May seine so umfangreiche, geradezu wunderbare Länderkunde lediglich aus Werken anderer geschöpft hat?“

„Yes, das – gerade das will ich sagen.“

„Well – haben Sie schon selbst einmal etwas geschrieben? Sagen wir einmal einen Reisebericht?“

Mein Stuhl schwankte. Ich bekam einen heftigen Stoß. War eine Sturzsee über Bord gegangen? Ich sah mein Gegenüber in die Höhe fahren. Ich sprang gleichfalls empor, um mich gegebenenfalls vor der vermeintlichen Sturzsee in Sicherheit zu bringen. Aber siehe da, die Schiffsschraube arbeitete ruhig. Nicht das leiseste Schwanken machte sich bemerkbar. Ich sah, um Aufklärung heischend, Mister Shmid an. Was war mit ihm geschehen? Sahen meine Augen recht? Krebsrot im Gesicht, stand er mit wütender Gebärde vor mir. Fast bellend stieß er die Worte hervor, eines das andere überstürzend.

„Mein Herr, wenn Sie mich beleidigen wollen, so werde ich – – –“

Ich ließ Mister Shmid nicht weiterreden. Ich erkannte das Unheil, das ich angerichtet hatte und suchte es nach Möglichkeit gutzumachen. Schnell entschlossen drückte ich den zartbesaiteten Weltreisenden in den Liegestuhl und setzte mich wieder zu ihm. Beruhigend wandte ich mich an ihn.

„Hallo, Mister Shmid, warum denn gleich so hitzig! Natürlich werden Sie als Weltreisender von Ruf, als Korrespondent der World und als Berichterstatter **[145]** der deutschen Tagespresse mehr als einen Artikel und Forschungsbericht in die alte und neue Welt gekabelt haben. Ich wollte Sie nicht kränken und am allerwenigsten beleidigen. Wir wollen doch nur Mays Schreibweise und seine – – Reisen kritisch beleuchten.“

„Yes, das wollen wir. Aber Ihre Frage von vorhin – –“

„ – – war nicht böse gemeint, Mijnheer Shmid. Sie haben also Reiseberichte verfaßt. Haben Sie immer Selbstgeschautes geschrieben?“

„Nicht immer.“

„So – so! Es würde mich nun außerordentlich interessieren, gerade von Ihnen zu erfahren, an Hand welcher Unterlagen Sie dann eine fremde Materie behandelt haben.“

„Das ist kein Geheimnis. Ich verfüge jetzt über sehr gute Nachschlagewerke. Es dauert freilich etwas lange, bis man sich mit dem Stoff vertraut gemacht hat – aber es geht ganz gut.“

„Sind Ihnen dabei keine Fehler mehr unterlaufen?“

„Yes – ab und zu doch noch.“

„Well, Sie sind aufrichtig, Mister Shmid. Sie sagen, May habe alles auf Grund dieser Nachschlagewerke geschrieben – – geben dabei aber selbst zu, daß solch ein Verfahren schon für eine kleine Arbeit eine

Unmenge Zeit erfordert, um sich mit dem Stoff so vertraut zu machen, daß man ihn leidlich beherrscht. Fehler unterlaufen nach Ihrer eigenen Aussage nur zu leicht bei solch einem Verfahren. Nun hat aber May in verhältnismäßig **[146]** kurzer Zeit allein zirka 40 riesenhafte Bände einer Reiseliteratur veröffentlicht, die einzig in der Welt dasteht, was auch die zahlreichen Uebersetzungen in die bekannten Kultursprachen bestätigen. Wäre diese Arbeitsleistung aber möglich, wenn May nichts, aber auch absolut nichts von all diesen Ländern gesehen hätte, wenn er all das, die fremden Sprachen, die Lebensgewohnheiten der vielen, vielen Völker, deren Sitten und Gebäude mühsam aus Büchern zusammengesucht hätte? Und dann so gut wie gar kein Widerspruch! Bekannte Reisende sahen jene Länder und fanden fast alles voll bestätigt. Nun sagen Sie selbst, Mister Shmid, kann ein Mensch eine solche Fülle von wahren Lebensstoff zusammenholen, ohne auch nur eines dieser Länder zu kennen?“

„Hm, hm – ich kann mich Ihrer Logik nicht ganz verschließen, zumal Sie mich mit meinen eigenen Worten schlagen. *Well*, mag Ihr May also gereist sein, ich möchte es jetzt beinahe zugeben – aber wie erklären Sie die Unstimmigkeiten, die Ihrem Helden gewissermaßen nachgewiesen sind, wie z. B. seine falschen Nilberichte? Die können Sie nicht widerlegen!“

„Direkt falsch sind auch Mays diesbezügliche Reiseschilderungen nicht. Ich will Ihnen gerade diesen Fall erläutern und auch diese sogenannten Unstimmigkeiten in Mays Werken völlig zugunsten des Schriftstellers May lösen.“

„Dessen bin ich aber neugierig!“

„Hören Sie, Mister Shmid:

[147] Bevor die Hetze gegen May einsetzte, war ich davon überzeugt, daß May irgendwelche Reisen nach irgendeiner tropischen Gegend gemacht haben mußte, denn kein Mensch kann so schreiben, wenn er nicht einen Teil dieser Länder gesehen hat. Ich kann das wohl mit am besten beurteilen. Nun wird es aber May ebenso ergangen sein wie mir. Lassen Sie mich berichten.

Einmal führte ich in wenigen Wochen eine Reise von Kapstadt nach den Viktoriafällen aus. Teils per Bahn, teils zu Pferd und Ochsenwagen. Orte kamen und gingen. Ich habe nur jene Ansiedlungen im Gedächtnis behalten, die mich durch irgendein kleines Abenteuer fesselten. Wo diese Orte aber in Wirklichkeit liegen, habe ich im Lauf der Jahre vollkommen vergessen, zumal sie in keinem Atlanten verzeichnet sind. Die genaue Lage kann ich daher von vielen kleinen Flecken, die ich auf meinen Reisen passierte, nicht mehr angeben.

Ein kleines Beispiel noch zur näheren Erläuterung:

Auf einer Farm in Rhodesia passierte es mir, daß Affen die Maiskulturen überfielen. Rhodesia ist sehr groß. Ob es nun im ganzen Gebiet von Rhodesia diese Tiere gibt, weiß ich nicht. Lasse ich nun unglücklicherweise in einem meiner Reiseberichte – ich schreibe auch, Mister Shmid³⁰ – gerade im Norden von Rhodesia den Ueberfall geschehen – **[148]** und vorausgesetzt, es gibt dort keine – so kann es sehr leicht der Zufall fügen, daß irgend jemand, der ausgerechnet lange im Norden war, mich Lügen straft und womöglich behauptet, ich sei überhaupt nicht dort gewesen. Dabei bedenkt aber dieser Angreifer nicht, daß ich, bzw. vor allem Karl May, doch in erster Linie den Leser unterhalten will. Auch hat sich sicher Karl May gleich mir nur überall ganz kurze Zeit aufgehalten. Die Eindrücke sind also logischerweise verwischt und nicht ganz rein. Auch glaube ich nicht, daß Karl May schon in allererster Zeit seiner literarischen Tätigkeit eine umfangreiche Bibliothek zur Verfügung gestanden haben wird, so daß er an Hand von Büchern noch manches berichtigen konnte. Er wird nach bestem Wissen und Können geschrieben haben.

Leuchtet Ihnen dieses, aus eigener Erfahrung gegebene Beispiel ein, Mister Shmid?“

„Yes – Sie reden *very well* für Ihren May. Die Sache ist plausibel.“

„Goed, Mijnheer Shmid. Ziehen Sie die Lehre darauf für die Nilreise Mays und eventuell ähnliche kleine Unstimmigkeiten. So etwas ist nur zu leicht erklärlich und spricht eher für als dagegen, daß May dort gewesen ist. Wollen Sie nun Ihre Ansicht über May nicht ändern? Sie würden mir eine Freude bereiten, wenn Sie den großen Volksschriftsteller gerecht beurteilen und nicht mehr auf das Geschrei seiner Feinde weiter hören würden.“

„*Well, well* – Ihre Worte haben dazu beigetragen, mir die Sache ernstlich durch den Kopf gehen **[149]** zu

³⁰ Einige Afrika-Novellen des Verfassers erscheinen im „Guten Kameraden“ des Union-Verlags Stuttgart. Die erste Erzählung: „Das Schlängennest von Oli-Domba“ findet sich im Jahrgang 1920 der genannten Zeitschrift.

lassen. Ich werde Ihnen morgen mein Urteil über May sagen.“

„Goed, Mister Shmid und nun *toot wederziens!*“

Ich hatte Mister Shmid verlassen. Ich wollte ihn meine Wahrheiten in aller Ruhe verdauen lassen. Wenn er auch von seiner Persönlichkeit außerordentlich eingenommen war, so hatte ich doch bei dieser Unterredung zum erstenmal bemerkt, daß er noch Charakter genug war, um eine Sache wenigstens einer Prüfung zu unterwerfen. Halb hatte ich ihn schon auf meiner Seite. Auf das Endergebnis, das er mir morgen abend kund tun wollte, war ich gespannt. – – –

Es war eine wunderbare Mondnacht.

Das Kreuz des Südens leuchtete und all die andern Sterne funkelten in schier unheimlicher Größe. Weit spiegelte sich der Schein des Mondes in den langsam auf und ab tanzenden Wellenbergen. Ich stand an der Reling, schaute auf die Unendlichkeit des Meeres und dachte an – May.

Ich hatte ihm viel zu verdanken.

Als Achtzehnjähriger war ich hinausgegangen, ohne jedes praktische Wissen und ohne jede Erfahrung. So landete ich an der Küste Südafrikas. Der Wunsch und der Wille, fremde Völker und Länder kennen zu lernen, war schon in der Schule mächtig in mir erwacht. Trotz meiner Jugend und meiner so gut wie gar nicht bestehenden Lebenserfahrung war ich mir dennoch bewußt gewesen, daß ich mein Ziel nur auf Grund irgendeines Erwerbs in dem neuen Lande erreichen konnte.

[150] Das hatte mich Mays „Winnetou“ erster Band gelehrt.

Das Wie und Wo mußte freilich der Zufall ergeben. Ich war zu jeder Arbeit bereit. Mein guter Stern war mit mir. Nachdem ich zwei Tage durch die Straßen der Hafenstadt Südafrikas, in der ich landete, gerannt war, erhielt ich meine erste Stellung. In knapp einem halben Jahre war ich mit den Gebräuchen des Landes soweit vertraut, daß ich die Reise in das Innere auf Grund eines neuen Engagements und bedeutender, ersparter Mittel antreten konnte. Im Laufe von fünf Jahren hatte ich dann den größten Teil Mittel- und Südafrikas kennen gelernt. Unvergeßliche Tage lagen hinter mir – freilich auch mancher heiße Arbeitstag. Meine Knabenträume aber waren in Erfüllung gegangen. Und all das danke ich May! – – –

Mister Shmids hagere Gestalt tauchte vor mir auf und weckte mich aus meinem Sinnen.

„*Good evening*, Mijnheer, Sie träumen wohl von May!“

„Yes, Mister Shmid, das durfte Ihnen wohl nicht schwer gewesen sein zu erraten. Sie kommen wohl, um Ihr Versprechen einzulösen?“

„Yes – Sie sollen nunmehr meine Meinung über May erfahren.“

Ich war gespannt, von diesem Manne nach all dem Vorangegangenen das Schlußurteil zu hören. Ich suchte in seinen Gesichtszügen zu lesen. Leider fiel das Licht des Mondes ihm in den Rücken, so daß sein Gesicht im Dunkel der Tropennacht lag. So **[151]** lauschte ich denn um so gespannter. Endlich ließ er sich hören.

„Als Sie mich gestern verließen, ging ich zur Schiffsbibliothek und fragte nach Mays Werken. Es fiel mir schwer – aber ich wollte der Sache gerecht werden. Ich erhielt Mays ersten Band „Durch die Wüste“. Ich habe ihn gelesen. Zum erstenmal einen May von Anfang bis zu Ende! Seit heute Mittag lese ich das zweite Werk seiner Orientfahrt. Ich habe May Unrecht getan. Ich werde von heute ab für ihn eintreten. Genügt Ihnen das, Mijnheer?“

„Well, Mister Shmid, das genügt mir.“

Erfreut schlug ich in die mir dargereichte Rechte. Ich hatte einen argen Feind Mays bekehrt. Wir lehnten uns beide über die Reling und schauten nach dem Kreuz des Südens, das mir in diesem Augenblick noch herrlicher und intensiver zu leuchten schien. Lange unterhielten wir uns von May und seinen Werken. – – –

Drei Tage nach diesem Gespräch legte der Woermann-Dampfer an der Goldküste an. Mister Shmid stand wieder einmal reisefertig auf Deck und wollte mit der Barkaß an Land fahren. Keiner der Reisenden dachte daran, daß er Mijnheer Shmid zum letztenmal sehen würde. Mich machte plötzlich die Menge seines Reisegepäcks stutzig, das ein Bootsmann unauffällig in der Barkaß verstaute. Shmid sah meinen fragenden Blick. Langsam kam er auf mich zu. Ich glaubte meinen Ohren kaum zu trauen. Was ich nun hörte, erregte mein größtes Erstaunen.

„Leben Sie wohl! Ich werde das Schiff verlassen. Eine weite Reise wird mich in das Innere **[152]** des Landes führen. Sie werden von mir hören. Und nun grüßen Sie mir meine Heimat.“

Stumm drückte ich ihm zum Lebewohl die Hand. Ich drang nicht mit Fragen in ihn. Hatten Mays

Orientfahrten es ihm so angetan, daß er ihm nacheifern wollte?

Ein halbes Jahr später bejahte ein Kartengruß aus Algerien meine damals stumme Frage. Im Auftrage einer großen Zeitung nahm er – nach einer Reise durch ganz Nordafrika – als Berichterstatter im Lager einer europäischen Kolonialmacht an den gerade im Gange befindlichen Araberkämpfen teil. Er hatte sich Karl Mays Reisen und Abenteuern nicht verschlossen! So war er auf andere Art ein Anhänger Mays geworden. Leider raffte ihn ein Jahr darauf eine ernste Krankheit in Kairo dahin. Er war durch May ein anderer geworden – und erst seit jenem Gespräch auf Deck des Woermann-Dampfers war ihm das Reisen und das Schauen fremder Völker und Länder eine wahre Freude geworden.

Die weibliche Jugend und Karl May

Von Schwester Gertrud L a u d a h n

Es ist mir immer unverständlich gewesen, daß Karl May im allgemeinen nur für die m ä n n l i c h e Jugend da zu sein scheint. Als ich zur Schule ging, war das wenigstens so, und ich glaube nicht, daß sich inzwischen darin viel geändert hat. Leider! – Oder doch? Wer weiß darüber zu erzählen? –

Es würde auf jeden Fall nur ein Gewinn für die weibliche Jugend und die Frauen überhaupt sein, wenn sie recht viel Karl May und dafür etwas weniger weichliche „Backfischgeschichten“ und Romane lesen wollten! Sie würden dabei frische, reine Luft einatmen und es würde ihnen danach die Lust vergehen, sich an schwülstigen Romanen zu erbauen! Ein Mädels ist schon von Natur reichlich sentimental veranlagt, da tut ein gutes Gegenmittel not, und das findet es, wenn es mit Begeisterung Karl May liest. – Nach meinem Empfinden liegen die Grundgedanken, die dieser Dichter beim Schreiben seiner Bücher verfolgte, dem weiblichen Empfinden viel näher als dem männlichen. Der Knabe und der Mann wollen ihre Kräfte messen im Kampf und sie lesen gern das, was von ä u ß e r e m Kampf und Sieg erzählt. Dem Gefühl der Frau liegt der Sinn für die hilfsbereite Nächstenliebe näher und für den [154] i n n e r e n Kampf, der von Ardistan nach Dschinnistan führt. Eine Frau wird darum den tieferen Sinn der Karl-May-Bücher schneller und besser erfassen. – Dazu kommt noch eins: ein Backfisch muß für jemanden „schwärmen“, sonst ist es kein Backfisch! Schwärmt man aber für die B ü c h e r eines Schriftstellers, so will man unbedingt auch von dem V e r f a s s e r alles Mögliche wissen! Das bedeutet in diesem Fall folgendes: dadurch, daß sich das junge Mädchen auch mit dem M e n s c h e n Karl May näher befaßt, lernt es sein Streben und den Endzweck seiner Bücher kennen. Da einem Mädels dieser Endzweck sozusagen schon unbewußt im Herzen liegt, wie oben gesagt, so wird es ihm jetzt, wo er ihm bewußt wird, mit Begeisterung aufnehmen und weiterzutragen suchen, sei es auch nur dadurch, daß es selbst nach dem Grundgedanken Karl Mays zu handeln sucht. –

Karl May ist kein „Künstler“ im landläufigen Sinn. Er schrieb seine Bücher direkt aus dem Herzen und darum sprechen sie auch unmittelbar z u m Herzen. Die ä u ß e r e F o r m wird vielleicht manchmal dadurch vernachlässigt, aber ist es nicht viel wichtiger, daß der I n h a l t auf die Gemüter wirkt?³¹ Karl May hat nie die Absicht gehabt, „ästhetisch“ reine Kunstwerke zu schaffen, sondern er hat Brücken schlagen wollen von Herz zu Herzen. Und das ist ihm meisterlich gelungen! Wie nötig ist [155] einem gerade in jetziger Zeit ein lebensfroher Mut, voller Zuversicht auf den endlichen Sieg des Guten über alles Häßliche und Niedrige! Wie nötig sind uns jetzt Ideale, hohe Menschenziele, um nicht in dem augenblicklich herrschenden Schmutz von Selbstsucht, Gewinn- und Genußsucht zu versinken!

Karl May lehrt uns, wie wir gesunden können an Leib und Seele: Einfachheit, Selbstlosigkeit, froher Mut, Nächstenliebe, unerschütterlicher Glaube an das endliche Unterliegen des Schlechten, alles das und noch viel mehr predigt – oder besser gesagt – lebt Karl May in seinen Büchern seinen Lesern und flößt ihnen dadurch das Bestreben ein, den hohen Zielen nachzueifern. – Er will „nur“ Volksschriftsteller sein, nach meiner Ansicht das Höchste, was es gibt, denn wer das „Volk“ begeistern und zu Idealen aufsehen lehren kann, der tut das Beste, was überhaupt geschehen kann. Wenn das ungebildete Volk Karl Mays Idealen folgt, auch ohne zu verstehen, was „Ardistan“ und „Dschinnistan“ ist, sondern nur aus dem instinktiven Gefühl heraus „der versteht uns und wir verstehen ihn“, so wird es dadurch in einer Weise veredelt und trägt dadurch zur Veredelung anderer Völker bei, daß eben das Ziel, das Karl May vor Augen hat, das „Edelmenschentum“, immer näher rückt. Gerade dadurch, daß Karl May in seinen Büchern nie lehrhaft wirkt, sondern stets alles drin „lebt“, erzielt er diese Wirkung. –

Für mich ist das allerschönste seiner Werke ja „Ardistan und Dschinnistan“, aber das wird vom Volk wohl kaum voll verstanden werden, und es ist auch [156] nicht nötig. Denn in „Ardistan und Dschinnistan“ faßt er mir noch einmal kurz und in etwas anderer Weise, das zusammen, was er schon in all seinen andern Büchern gesagt hat. – Die Beschreibung der feuerspeienden Berge und des inneren Kampfes, den der Mir von Ardistan in der „Stadt der Toten“ auszufechten hat, halte ich auch k ü n s t l e r i s c h für unübertroffen. – Aber das ist nur meine gänzlich unmaßgebliche Ansicht und gehört eigentlich nicht hierher. –

³¹ Ges. Werke, Band 34, S. 477: „Ich will den Leser nicht von außen festhalten, sondern will Eintritt nehmen in sein Inneres, in seine Seele. Sonnenschein will ich in die Häuser und Herzen meiner Leser bringen.“

Und wie kommt es, daß Karl May so tief auf die noch „ungebildeten“ Menschen wirkt? Weil er selber aus dem Volk stammt und alles, was er sagt, erst in bitterschweren Kämpfen sich selbst erworben hat. Er hat sich, trotz vieler schwerer Zeiten, sein kindliches Herz und seine unbegrenzte Nächstenliebe bewahrt und seinen nie wankenden Gottesglauben. Er kennt die heiße Sehnsucht, die im deutschen Volke schlummert, weil er sie an sich selbst erlebt hat. Und weil ihm zur Stillung dieser Sehnsucht Steine statt Brot gegeben wurden, darum will er dafür sorgen, daß künftighin dies Verlangen ein Ziel vor sich sieht. Er ist Autodidakt in jeder Beziehung. Er mußte alle seine schweren inneren Kämpfe allein durchkämpfen, weil ihn niemand verstand. Um andre vor diesen Kämpfen zu bewahren, schrieb er seine Bücher.

Das Volk liebt Karl May, weil er ihm gibt, was es ersehnt: Unterhaltung („Ablenkung“, „Entspannung“), Belehrung, Sieg des Guten über das Böse, echten Gottesglauben, frischfröhlichen Kampf, Komik. Und vielleicht unbewußt nimmt es den tieferen **[157]** Gedanken der Bücher auf: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Die J u g e n d aber, die „gebildete“ Jugend wird bestrebt sein, diesen Grundgedanken: das Wandern des inneren Menschen von Ardistan nach Dschinnistan und die Nächstenliebe b e w u ß t in die Tat umzusetzen und hilft so durch ihr Beispiel, das Volk a u c h empor nach Dschinnistan zu ziehen. Und weil es für ein Volk so wichtig ist, edelmenschlich zu werden, darum können Karl Mays Bücher gar nicht genug gelesen werden! Und darum ist es so dringend erwünscht, daß die weibliche Jugend ihn noch viel mehr liest, als es jetzt geschieht. Sie kann durch ihr Leben und Wirken in hohem Maße auf die Entwicklung eines Volkes einwirken, denn aus ihr werden später die Mütter und Erzieherinnen des kommenden Geschlechts.

Es ist so notwendig, daß ein Volk sich Ideale bewahrt. Ohne Ideale verkümmert es und muß untergehen. Wenn ein jeder sich zum Grundsatz machte, das Ideal der Nächstenliebe nicht nur „ganz schön“ zu finden, sondern auch zu l e b e n – wie glücklich würde dann die Menschheit sein! Darum s t r e b e wenigstens ein jeder danach und überzeuge die ironisch lächelnden Zweifler durch die Tat!

[[158]]

Mein Weg zu Karl May und zur Jugendbewegung

Von Johannes Nixdorf, Breslau

©

Die Naturliebe bei Karl May

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther

Wir leben in einer Zeit der Naturentfremdung. Man würde jeden als einen ungebildeten Mann verachten, der nie etwas von Michelangelo gehört hätte, oder nicht wüßte, daß Alexander der Große das Perserreich erobert hat. Aber einen Buchfink, der täglich vor unserem Fenster singt, für ein Rotkehlchen halten, eine Fichte Tanne nennen oder Weizen für Roggen ansehen, das ist so gang und gäbe, daß kein Mensch durch solche Unkenntnis in der Achtung der anderen verlieren würde. Unsere Damen möchten gern als kluge Frauen gelten, und sorgen dafür, daß sie sich bei geselliger Unterhaltung in Kunst und Literatur keine Blöße geben. Es fällt ihnen aber nicht ein, sich einmal die Bäume vor ihrem Hause anzusehen, was es wohl für Bäume sein könnten. Sie suchen auch nicht dem wunderbaren Atmen und dem Herzschlag des eigenen Körpers nachzuspüren oder den eigentlichen und höchsten Mysterien ihres Wesens, dem Werden und der Entwicklung des Kindes. Und doch sind das alles Dinge, die sie und uns alle am nächsten angehen oder die uns täglich umgeben, während jener Alexander, so **[169]** gewaltig er auch die Menschenreiche erschüttert haben mochte, doch seit mehr als 2000 Jahren dahin ist. Möchte man da nicht geradezu lachen über die Menschheit, die so stolz ist auf „ihr Wissen und ihre Kultur“?

Und wie schädigt man sich nicht selbst durch ein solches Verhalten!

Es gibt keine Beschäftigung, die so frisch und gesund erhält, wie die mit der Natur. In der freien Luft stählt sich der Körper, und das Herz wird fröhlich von all dem Schönen, was uns umgibt. Im Museum ermüden wir schon nach wenigen Stunden des Schauens, niemals aber in der Natur. Um die Natur aber recht zu genießen, muß man sie kennen. Dann erst wird jeder Spaziergang zur Freude, dann erkennt man erst, wie schön die Vögel singen und findet Wunder über Wunder im Leben der Insekten. Wer das versteht, für den gibt es keine Langeweile mehr.

Als ich im Winter 1910/11 auf Ceylon³³ und in Aegypten war, machte es mir Spaß, meine Mitreisenden, die meist nach 8 – 14 Tagen die Insel wieder verließen, zu fragen, ob sie Papageien und Affen gesehen hätten. Fast alle verneinten enttäuscht. Dabei sind die Papageien dort so häufig, wie bei uns die Meisen, aber natürlich, die Leute hatten ja hier nie auf diese geachtet, hatten nicht gelernt, das Leben in Wald und Feld zu **[170]** beobachten. Wer aber zu Hause keine Vögel sieht, wird sie noch viel weniger in den Tropen erblicken, denn die Tiere drängen sich nicht auf.

Die meisten Menschen sehen die Natur etwa so an, wie einer, der nicht zu lesen versteht, ein schön gebundenes Buch. Seinen eigentlichen Wert offenbart ein Buch aber doch nur dem, der es lesen kann. Geredes so wie ein Buch, spricht aber auch die Natur eine Sprache. Man muß sie lernen, um sie zu verstehen. Trotz aller Naturentfremdung steht seinen Anlagen nach auch heute noch der Mensch der Natur am nächsten. Das merkt man da, wo diese Anlagen noch unverfälscht und unverbildet sind, beim Kinde. Das Kind interessiert sich zuerst viel mehr für die Tiere, als für die Menschen, seine ersten Namen gibt es dem Pferd, dem Hunde, seine ersten Fragen gelten den Geschöpfen, die sein Auge sieht. Aber je eingehender seine Fragen werden, um so mehr müssen die Eltern ihrer Unkenntnis wegen verstummen. Dann kommt die Schule, in der der Naturkunde leider nur ein bescheidenes Winkelchen gegönnt wird; zudem wird sie auch selten in der Frische gelehrt, die doch ihrem Wesen eigen ist und das Herz des Kindes anziehen muß. Es folgt das Leben mit seiner Kulturbetonung, die Großstadt mit ihren künstlichen Vergnügungen und ihrem nervenausspannenden Getriebe und so geschieht es, daß jener erste Trieb zur Natur aus Mangel an Nahrung schließlich einschläft. Es ist, als ob sich alles Mühe gäbe, das Kind nur ja von dem Wege, zu dem es seine Natur drängt und auf dem es sein Glück findet, abzubringen. Und gerade die berufenen **[171]** Erzieher des Kindes verhalten sich so, die Führer zu Pflicht, Beruf und Lebensstellung.

Wer aber dem Kinde etwas zu geben hat, was seinem Bildungsgang nicht vorgeschrieben ist, sondern wobei es in seinem freien Willen liegt, anzunehmen oder nicht, der wird natürlich den besten Erfolg haben, wenn er das vorlegt, worauf die natürlichen Wünsche des Kindes gerichtet sind; diese schlagen aber gerade auch dann kräftig heraus, wenn sie bisher den jungen Menschen unbewußt waren. Dafür ist das beste

³³ Guenther, Einführung in die Tropenwelt. Erlebnisse, Beobachtungen und Betrachtungen eines Naturforschers auf Ceylon. Leipzig 1911.

Beispiel die Jugendliteratur.

In unserem gewöhnlichen Leben sind wir ein Glied in der unzerstörbaren Kette von Ursache und Wirkung, sind abhängig von unserer Umwelt, müssen vorgeschriebene Bahnen wandeln. Frei sind wir nur im Spiele, ob wir nun Soldaten marschieren oder Tiefe kämpfen lassen, oder ob wir lesen, oder dem Kunstgenuß uns hingeben, denn alle diese Tätigkeiten gehen ineinander über, und schon Schiller hat als den Kernpunkt der Freude am Spiel die Freiheit erkannt. Die Bücher erschließen nun dem Knaben eine Welt, in der er sich frei bewegen kann, seine Phantasie versenkt sich in sie und es ist ihm, als sei er selbst der Held der Handlung. Dabei kommt aber der dem Menschen immer noch trotz aller Kultur innewohnende Drang zur Geltung, in freier Natur wirken zu wollen und zwar ist das besonders bei der Jugend der Fall, die in ihrem Handeln und Denken die Jugend der ganzen Menschheit verkörpert; es ist, als ob in dem Knaben die Erinnerung an jene längst entschwundene Zeit erwachte, als der Mensch kraftvoll und frei über [172] die Steppen eilte und durch Wälder schlich, die Lanze in der Hand, das flüchtige Wild zu jagen oder den Kampf mit dem Raubtier zu bestehen.

Wer diese Erinnerung wachruft, weckt damit auch den mächtigsten und freudigsten Teil der Jugend, vielfach aber auch noch des erwachsenen Menschen. Das ist das Geheimnis des Erfolges der Indianer- und Abenteurergeschichten und auch von Karl May. Der Trapper, der Westmann ist ein wahrhaft freier Mensch, in frischer Natur bewegt er sich, eine bunte Welt von Gestalten umgibt ihn, auf seinen Wegen entdeckt er neue Welten. So war es auch vor der Zeit des Erscheinens der Römer am Rhein. Welche Freude für die wandernden Stämme, ein stilles Tal mit Bach und Wiese und reicher Tierwelt zu finden! Man mag darüber streiten, ob wir oder jene es besser hatten, eines ist sicher, die Kinder haben ihr bestes Paradies verloren; denn besonders für Kinder ist Entdeckungsfreude groß. Und wie mögen die Germanenjungen gejubelt haben, wenn sie vom Hof der Eltern in den angrenzenden Urwald zogen und dort eine Höhle entdeckten, die ihren Spielen als Mittelpunkt dienen konnte!

Jedem ist die Erinnerung an die Jugendzeiten die höchste. Darum lasse man uns und unseren Kindern auch die Erinnerung an die Jugendzeit der Menschheit und verdamme die Abenteurer- und Reiseerzählungen nicht mit dem törichten Urteil, man lerne nichts dabei!

Nun hat die Jugend aber außer ihrer Phantasie auch einen ausgeprägten Wirklichkeitssinn. Etwas, was längst tot und dahin ist, vermag sie nicht in [173] dem Maße zu fesseln, wie das, was heute noch lebt und erreichbar ist. Der Knabe möchte seine Phantasiegebilde als Wirklichkeit wissen, und wie oft hört man einen Knaben sein Buch gerade deshalb besonders preisen, weil alles darin wahr sei! So mußten die Reiseerzählungen von Karl May wie eine Offenbarung auf die deutsche Jugend wirken. Der Held, ein Deutscher und Mensch wie sie selbst, aus der eigenen täglichen Umgebung! Der erzählt nun seine Erlebnisse auf seinen Reisen, als käme er soeben von diesen zurück, alle Verhältnisse sind so, wie man sie kennt und um sich sieht, und umgeben von der bekannten Wirklichkeit liegen nun da weite Felder freier Natur, die der Erzählende durchreitet, in denen noch heute jene aus alten Zeiten vertraute Natur lebt und webt und jenes alte freie Leben möglich ist. So bringen solche Erzählungen dem Knaben Freude an der Gegenwart und die Hoffnung, selbst einmal ähnliches erleben zu können. Deshalb wird jeder Knabe May über Cooper stellen.

Jedermann weiß, wie lebendig die Landschaft bei Karl May vor das Auge des Lesers gestellt wird. Schilderungen wie die Salzwüste des Schott Dscherid, die Schlucht im Balkan mit der geheimnisvollen Hütte, die weite Savanne und die bewaldeten Felsenberge in Nordamerika werden jedem unvergeßlich sein. Glaubt man doch alles vor sich zu sehen! Dabei werden solche Schilderungen immer mit wenigen Sätzen abgetan. Gerade wie die Natur selbst unaufdringlich und selbstverständlich uns entgegentritt, so wird sie auch bei May erblickt und ohne Aufwand behandelt. Sie ist niemals Selbstzweck [174] oder gar der Anlaß zur Entfaltung besonderen Geistes, an dem der Leser das tiefe Empfinden des Schriftstellers erkennen soll. Sie tritt vielmehr wie von selbst in die Handlungen hinein, und diese sind es, nicht langwierige Schilderungen, die sie mit so plastischer Deutlichkeit vor unser Auge stellen.

Ich erinnere an die Stelle, wo („Winnetou“ Bd. III) Old Shatterhand sich in der großen Steppe des amerikanischen Westens gelagert hat. In langen Wellen zieht das grasbewachsene Land vor seinem Auge sich hin. Ein anderer Schriftsteller würde nun wohl Gelegenheit nehmen, hier die Schönheit der Steppe zu schildern, etwa wie Gogol im „Taras Bulba“, er würde die langen Erhebungszüge mit Meeresswellen vergleichen oder einen Sonnenaufgang bringen. Karl May aber läßt sofort die Handlung beginnen. Der

Trapper Sans-ear kommt dahergeritten auf seinem merkwürdigen Maultier und hinter ihm tauchen verfolgende Indianer auf. Um seine Feinde zu besiegen, reitet Sans-ear nun in eines der Wellentäler hinunter, dann im Bogen umkehrend den Indianern in den Rücken und erscheint plötzlich auf einem Höhenrücken hinter ihnen, um gleich zwei bei dem ersten Anruf, die anderen bei der Verfolgung zu erlegen. Bei diesen Vorgängen tritt die Eigenart der Steppe so plastisch vor das Auge des Lesers, wie es eine bloße Schilderung nicht vermocht hätte.

In ganz ähnlicher Weise wird eine tief zwischen steilen Felsen dahinziehende Schlucht im Balkan durch Beschleichen der oben im Walde lauenden Räuber veranschaulicht, eine hoch oben über der [175] Schlucht vorspringende Felsenwarte durch den Kampf zweier Feinde, von denen der eine vor den Augen der unten Reitenden herabgestürzt wird. Und so ließen sich der Beispiele noch hunderte nennen.

Die Natur ist eben für May nicht Selbstzweck, aber sie hebt die Handlung und verwächst so innig mit ihr, daß gerade durch die Vereinigung beider das Ganze so tief sich dem Gedächtnis einprägt. Ähnliches finden wir auch bei einem anderen berühmten Indianerschilderer, Gabriel Ferry. Die schwimmende Insel und das Goldtal im „Waldläufer“ sind geniale Schöpfungen, voller Leben und Wirklichkeit, und zugleich voller Poesie.

Ich glaube, daß auch hier ein unbewußtes Gefühl für große, ursprüngliche Triebe der Menschheit zum Ausdruck kommt, daher die Wirkung besonders wieder auf die Jugend. Für unsere germanischen Vorfahren und noch mehr für die Urbewohner Europas, die, unter einem Wildreichtum ohnegleichen lebend, auf sonniger Steppe dem Wildpferd und Bison folgten, war sicher ebenfalls die Natur an sich niemals ein Gegenstand bewußter Bewunderung. Wir wissen, daß eine solche erst ganz allmählich kam. Das stimmungsvolle Wort „Waldeinsamkeit“ hat erst Ludwig Tieck gefunden, und die Schönheit des Hochgebirges wurde erst nach Goethes Zeit erkannt. Für das Zeitalter Friedrichs des Großen war die urwüchsige Natur überhaupt kein Gegenstand der schönheitssuchenden Anteilnahme des Menschen. Wir würden es heute nicht mehr verstehen, wie man die Residenzen aus dem Gebirge in die Ebene verlegen, statt Baden-Baden Durlach, statt Heidelberg Rastatt, [176] statt Karlsruhe Mannheim wählen konnte. Hier aber vermochte man eben der Natur jene künstlichen Formen aufzuprägen, die man allein für schön hielt.

Man glaube aber deswegen beileibe nicht, daß jene alten Bisonjäger keine Freude an der Natur gehabt hätten. Man kann auch voller Freude über etwas sein, ohne daß man sich klar wird, was es eigentlich ist. Solche unbewußten Freuden sind oft gerade die höchsten. Die Unendlichkeit der Steppe und später der Ernst des Urwaldes brachten die Seelen ihrer Bewohner sehr wohl zum Klingen, das erkennt man noch bei den Germanen an ihrer Religion, ihren Sagen und Liedern, die alle aufs engste mit der Natur verwoben sind, und gerade so freuen wir uns auch an den freien Landschaften bei Karl May, ohne daß diese uns als besonderer Gegenstand der Darstellung gegenübergestellt werden.

Aber die Natur besteht nicht nur aus Bodenformationen und Landschaften im großen. In ihrem Leben und Weben umgibt sie uns in einer unendlichen Fülle eigenartiger und reizvoller Gestaltungen. Hier muß man Bescheid wissen, um zu sehen, zu empfinden und zu verstehen, wie ja oben gesagt wurde. Daß das bei unseren Vorfahren der Fall war, die auf Jagd und Fischfang, Beeren- und Wurzelsuchen angewiesen waren, ist selbstverständlich, und noch in den alten Sagen klingt die reiche Kenntnis jener Menschen von Pflanzen und Tieren wieder. Der Schriftsteller aber, der uns die belebte Natur empfinden lassen will, muß sie zunächst selbst kennen und es bleibt ihm, will er nicht alles und [177] jedes umständlich beschreiben, nichts übrig, als die Namen zu nennen.

Man sollte meinen, daß einer, der seinen Leser in ferne Länder führt, in der menschlichen Kultur und Kunstwerke fehlen, dagegen eine reiche Natur voll merkwürdiger Formen alles ist, diese in den Mittelpunkt seiner Darstellung setzt. Das Gegenteil ist aber der Fall und, wäre unsere ganze Zeit nicht so naturentfremdet, so würde ihr der Mißklang auf jeder Seite ausfallen [auffallen]. Nehmen wir zum Beispiel Ceylon. Wer seinen Leser nach dieser Insel führt, sollte sie seinen Leser erleben lassen, und dazu müßte er ihr Charakteristisches zum Ausdruck bringen. Das liegt aber in der bunten Vielseitigkeit der Natur. Wir haben 36 eingeborene Baumarten, Ceylon etwa 1500, wozu dann noch hunderte von Lianen mit ebenfalls oft baumesdicken Stämmen kommen. Handgroße Schmetterlinge fliegen dahin. An den Stämmen sitzen prachtvoll gefärbte Schnecken, der Käfer und anderer Insekten sind unzählige. In den Lüften schweben adlergroße Raubvögel, wie sie bei uns längst verschwunden sind, im Schilf stelzen Reiher, bunte Eisvögel sitzen am Wasser und die Luft ist erfüllt von wechselvollem Vogelgesang. Was hören wir nun von alledem in

der Reiseliteratur? So gut wie nichts! Von den Vögeln wird höchstens das alte Märchen gebracht, daß in den Tropen die Vögel zwar farbenprächtig wären, aber nicht sängen. Das ist ebenso falsch, wie die Redensarten von der fehlenden Dämmerung in den Tropen, von der „saftstrotzenden tropischen Ueppigkeit“ und dem berausenden Duft der dortigen Natur. Die tropische **[178]** Ueppigkeit äußert sich vor allem in starker Holzentwicklung, während die tropischen Bäume an Blättern ärmer sind als die unseren, zudem meist lederartiges und glitzerndes Laub haben und so den in unserer Heimat gewonnenen Begriffen von Ueppigkeit durchaus nicht entsprechen.

Gustav Aimard, Gabriel Ferry, ^[Sophie] Wörishöffer, Robert Kraft, wie sie alle heißen, sind nicht imstande, uns die belebte Natur wiederzugeben, sofern sie überhaupt fühlen, daß hier ein Kernpunkt ihrer Aufgabe gelegen sei. Die neuere Zeit hat wenigstens ein paar weiße Raben gebracht. Nachdem C. W. ^[Carl Georg!!] Schillings in seinem „Mit Blitzlicht und Büchse“ eine künstlerisch empfundene und doch naturkundlich tief orientierte Schilderung der ostafrikanischen Tierwelt gegeben hat, versuchte Bronsart von Schellendorf ostafrikanische Tiernovellen zu schreiben, wie schon vorher ^[Rudyard] Kipling, Jack London, Thomson ^[Ernest Thompson Seton] die indische und amerikanische Natur glänzend veranschaulicht hatten und die unsere mit Heinrich Seidel und Hermann Löns als Gegenstand hoher Kunst erschienen ist.

Wie steht es nun mit Karl May? Es sei mir gestattet, zunächst wieder Ceylon als Beispiel zu nehmen. Der Naturforscher spricht eben am liebsten von dem, was er aus eigener Anschauung kennt.

Ceylon kommt in Mays Reiseerzählungen zweimal vor, in „Am stillen Ozean“ und „Friede auf Erden“. Dazwischen liegt eine Orientreise 1899 bis 1900, auf der May auch Ceylon besuchte. In dem ersteren Buche kommt die Natur ausführlicher, im zweiten nur kurz zur Schilderung, dennoch spürt, **[179]** wer Ceylon kennt, bei letzteren sogleich die eigene Anschauung. Das Hotel in Colombo ist so beschrieben, wie es nur einer vermag, der darin gewohnt hat, die charakteristischen Tiere der Stadt, die Krähen, sind genannt; sie sind zugleich das einzige Tierbeispiel in dieser Erzählung. Auch die Fahrt nach Galle gibt die Landschaftsszenerie in einigen kurzen Sätzen richtig wieder. Viel ausführlicher ist die Darlegung der Natur in „Am stillen Ozean“. Wirkliche Unrichtigkeiten sind auch hier nicht vorhanden, aber man merkt doch, daß der Schilderung der Tropennatur eine auf eigenem Studium beruhende Grundlage fehlt. Ein prächtiges Gemälde wird da zwar entrollt, aber eben doch eine europäische Natur in gesteigerter Pracht. Und wenn die Pflanzen auch richtig genannt sind, so ist ihre Einpassung in die Landschaft doch nicht so, wie ein mit Ceylons Natur Vertrauter sie geben würde. Der charakteristische Baum der Gegend sei der Papawbaum, wird da auf Seite 419 gesagt. Die Papaya ist nun freilich in den Gärten überall häufig, wird aber nur wie ein großes Gemüse und verschwindet neben den Palmen, Brotfrucht bäumen und Mangos. Die Umgebung von Kandy wird als Naturparadies geschildert. Freilich gibt es alle die genannten Tiere auf Ceylon, aber man sieht eben nicht die Vögel, wie „glänzende Blüten im dichten Laubwerk“ sitzen, geradesowenig, wie bei uns, und das Laubwerk ist, wie bereits gesagt wurde, in Ceylon weniger dicht, als in Europa, zudem ist die ganze Umgebung von Kandy seit langem kultiviert, den Urwald muß man im Norden, Osten und **[180]** Süden der Insel suchen, erst dort gibt es auch wilde Elefanten.

Es wäre aber pedantisch, nun Satz für Satz nachzuprüfen, etwa wie ein Lehrer, der ein lateinisches Extemporale korrigiert. Es wäre pedantisch, zu beanstanden, daß Kara Ben Nemsis vom Leuchtturm von Galle aus den Hafen schaut, während man von ihm aus den Hafen nicht sehen kann, oder daß Singhalesen als Rikscha-Kulis geschildert werden, während nur Tamilen diese einsitzigen Droschken Ceylons ziehen. Worauf es ankommt, ist festzustellen, daß aus den Ceylon-Erzählungen, wie überhaupt aus den Reiseerzählungen Mays dem Leser nicht eine Naturanschauung beigebracht wird, die im Widerspruch steht mit der, die ihm später Beschreibungen der fernen Länder bringen könnten und die er dann mühsam an diesen korrigieren müßte. Wer zu Mays Reiseerzählungen greift, tut das ja nicht deshalb, um die Natur fremder Länder kennen zu lernen; dafür gibt es andere Bücher. Wie oben gesagt, wird bei May die Natur nur nebenbei behandelt. Am bezeichnendsten dafür sind die drei Bände „Im Landes des Mahdi“. Wer wirklich die Natur schildern wollte, dem hätte die Fahrt auf dem oberen Nil Gelegenheit gegeben, die tausende verschiedener Vögel zu schildern, die hier dem Auge des Reisenden sich zeigen. May spricht von diesem überreichen farbigen Leben kein Wort, es kommen auch hier nur Tiere vor, die Gelegenheit zur Betätigung von Mut und Energie des Menschen geben könnten, wie Nilpferd und Krokodil. Auch als der Held in die Urwälder Zentralafrikas, die durch eine prächtige **[181]** Tier- und Pflanzenwelt ausgezeichnet sind, oder auf die afrikanische Steppe, dem reichsten Gebiet der Erde an Großwild kommt, wird von Tieren kaum

gesprochen, die hier doch geradezu die Staffage der Landschaft abgeben. May lehrt eben nicht die Pflanzen und Tiere, sondern Menschen. Diesen höher zu bringen, bezeichnet er ja auch selbst als den Zweck seiner Bücher. Auf sein Ideal richtet er ganz allein den Blick und gerade deshalb ist es ihm auch gelungen, es zu erreichen. Es ist aber besser, er schildert die Natur wenig, als ausführlich und falsch, wie das leider manche andere „Reiseerzählungen“ tun.

Nun haben wir aber von gewissen Tieren gesprochen, die bei May vorkommen, weil sie zur Betätigung und Charakterschilderung der Menschen notwendig sind. Der lustige Neger Quimbo wird durch Grimassen schneidende Affen (Auf fremden Pfaden S. 90) veranlaßt, das Gesichterschneiden zu erwidern, die Verwechslung eines Stinktiers mit einem Opossum gibt Gelegenheit zu komischen Bildern bei dem drolligen Neger in Amerika. Vor allem aber sollen sich die Helden in Kraft und List bei Gefahren aller Art betätigen, da würde ohne die großen Raubtiere die rechte Buntheit des Bildes nicht zustande kommen. Das gilt nicht nur für May, sondern für alle Reiseerzähler, besonders für die, die sich an die Jugend wenden. Denn gerade beim Lesen von Tierkämpfen werden in der Jugend uralte Gefühle des Menschen wach. Dem Germanen galt es als die rühmlichste Tat, den wilden Urstier seiner Wälder erlegt zu haben; und sicherlich war es auch **[182]** bei der damaligen Bewaffnung schwerer, einen solchen Tierriesen zu bewältigen, als einen menschlichen Gegner.

Das ist nun aber heute anders geworden. Kein Tier ist dem Menschen jetzt noch überlegen, ja die Partie steht nicht einmal mehr gleich zu gleich. Ein Schuß mit dem Präzisionsgewehr legt den stärksten Elefanten, das wildeste Nashorn aus weiter Entfernung nieder, von Löwen und Tigern ganz zu schweigen, und selbst wenn der erste Schuß nicht tödlich trifft, hat das Repetiergewehr noch andere zur Verfügung. Gefährliche Tiere gibt es heute nicht mehr, wenn man nicht die kleinsten Organismen rechnet, die Bakterien, die tödliche Krankheiten übertragen, die Stechmücken, die die Malaria verbreiten, und eine Reihe von Parasiten.

Da ist nun der Schriftsteller von heute in einer üblen Lage; er braucht gefährliche Tiere und die gibt es nicht mehr. In seiner Not greift er nach dem Tiere, das noch am ehesten nach Größe und Kraft den Eindruck eines gefährlichen Räubers machen könnte. In Amerika gibt es von größeren Raubtieren nur den Jaguar, den Silberlöwen und dann den Bären. Die ersteren beiden braucht der Mensch nicht zu fürchten, und was die Bären anbetrifft, so kann man sie alltäglich am Hotel des Yellowstoneparks bewundern, wo sie sich am Abfallhaufen gütlich tun, man darf freilich nicht zu nahe gehen, sonst laufen sie davon. Jaguar und Puma erscheinen aber in den Erzählungen nicht selten als gefährliche Menschenverfolger, was sie in Wirklichkeit niemals sind, lieber aber noch wählt man den stattlichen Bären, **[183]** besonders den größten von ihnen, den Grizzly. Wie eitel würde dieses, von seinen Kennern, wie [Eduard] Pechuel-Loesche und [Randolph Barnes] Marcy als dem Menschen gegenüber durchaus harmlos bezeichnete Tier werden, wenn es wüßte, wie viele hunderte von Heldentaten es bereits vollbracht haben soll!

In Afrika und Asien ist der Schriftsteller besser daran. Wenn Löwen und Tiger im allgemeinen auch den Menschen fliehen, so kommt es doch vor, daß alte Stücke, die das flüchtige Wild nicht mehr erbeuten können, sich an die Herden oder auch an deren Hüter zu machen suchen. Dem mit dem Gewehr bewaffneten Weißen werden freilich auch sie lieber aus dem Wege gehen. Auch aus der Herde ausgestoßene alte Elefanten bilden sich zu Störenfrieden aus. Hier hätte man also Gelegenheit, von Tierkämpfen zu berichten, und Karl May hat denn auch mehrfach die Erlegung solcher „Herden- und Menschenwürger“ erzählt. Angriffslustig werden ferner verwundete und in die Enge getriebene Tiere, denen es ja auch nicht zu verdenken ist, daß sie, da ihnen die Flucht versagt ist, die „ultima ratio“ zu gebrauchen suchen. Ist doch sogar von einer Ratte berichtet worden, die in eine Ecke getrieben, sich plötzlich wandte, dem Verfolger ins Gesicht sprang und ihn so zurichtete, daß er an den Wunden starb.

Den Schriftstellern, die Tiergefahren bringen, kommt nun die unglaubliche Unwissenheit des Publikums in allen Naturdingen entgegen. Auf diese kann man ruhig spekulieren! Und was für geradezu groteske Dinge werden da auch gebracht, die ganz ruhig geglaubt werden! Ferry schildert im **[184]** Waldläufer einen grauen Bären von Elefantengröße, Rider Haggard von riesigen Krebsen, die die Reisenden in einem unterirdischen Kanal angreifen und dabei „furchtbar kreischen“. Jules Verne läßt gewaltige Kraken (Mollusken des Meeres) sich auf das Schiff schlingen und einen Matrosen rauben, im „Großen Weltpanorama“ werden vier Leute von einem Schwarm (!) Adler überfallen und übel zugerichtet, ja es wird sogar eine Photographie der Seealpen beigelegt, mit Bezeichnung der Stelle, „wo der Ueberfall stattfand“; von solchen Unrichtigkeiten, die Tiere in ein Land versetzen, wo sie gar nicht vorkommen – so bringt Kraft Truthühner in Indien – und anderen

Unmöglichkeiten, falschen Schilderungen usw. gar nicht zu reden.

Mögen solche Dinge auf den Naturfreund halb ärgerlich halb lächerlich wirken, so darf ein anderer Einfluß auf die Jugend, den sie haben, nicht leicht genommen werden. Wenn die Jugend nämlich in ihren Büchern die Tiere immer nur als Material behandelt sieht, das keinen eigenen Wert hat, mit dem der Mensch nach Belieben schalten und walten und an dem er jede Laune auslassen darf, so gewöhnt sie sich daran, auch ihrerseits die Tiere in Wald und Feld als wertlose Objekte anzusehen, sie zu töten oder mitzunehmen, wie es ihr paßt. Das wirkt natürlich verrohend auf die Jugend, und es zeugt von Verkennung der sich entwickelnden Menschenseele, wenn so viele Mütter gleichgültig ihre Kinder die Tiere töten oder gar quälen lassen.

Wie schon oben ausgeführt wurde, ist es von größter Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes, **[185]** daß dieses den Wert jeder Tier- und Pflanzenart erkennt und vor dem Ausgerottetwerden behütet. Denn nur, wenn unsere Natur reich an bunten Gestalten ist, ist sie lebendig und schön, nur dann kann man sie und damit die Heimat lieben, was doch die Wurzel der Volkskraft ist³⁴. Darum müssen wir die Jugend lehren, die Tiere und Pflanzen zu achten, an ihnen Herz und Verstand und nicht die Tasche zu bereichern. Und die Bücher, die diesen Bestrebungen entgegenwirken, müssen wir als schädlich verwerfen. Wie ist nun von diesem Gesichtspunkt aus Karl Mays Stellung zu den Tieren?

Um ein gerechtes Urteil zu gewinnen, muß man sich zunächst vor Augen halten, daß zur Zeit, als May seine Erzählungen schrieb, von Naturschutz noch nicht die Rede war. Wir kennen ferner seine schwere Jugend. Wenn schon die heutigen Kinder so wenig zur Natur geführt werden, wieviel weniger war das bei Karl May der Fall! Er hatte es schwer genug, sich selbst durchzuringen, woher sollten ihm Kenntnisse der Natur oder Naturschutzgedanken kommen?

Um so höher ist es zu bewerten, wenn Karl May doch das erste Frühlicht des Naturschutzgedankens, das in Amerika aufging, mit vollem Verständnis und mit wahrer Begeisterung begrüßte. Das fünfte Kapitel von Winnetou III beginnt nämlich mit der Wiedergabe der Verordnung über das Yellowstonegebiet **[186]** als Nationalpark und May fügt hinzu, wie herzlich er sich gefreut habe, als er dieses Gesetz gelesen habe. „Die Zukunft wird beweisen,“ fährt er fort, „und hat schon bewiesen, daß diese ganz ohne Beispiel dastehende Handlung einer der dankenswertesten Vorgänge ist, den Millionen seiner Zeit noch segnen werden.“ Wie sich nachweisen läßt, hat May diese Stelle schon 1887 veröffentlicht, im „Deutschen Hausschatz“, wo dieser Teil von Winnetou unter dem Titel „Der Scout“ erschien [recte: bereits 1883 „Im ‚wildem Westen‘ Nordamerikas“ / Verlag Theissing: Feierstunden im häuslichen Kreise]. 1872 war die Erklärung des Parks als Freistätte geschehen.

Auch über die Bisonschlächtereien findet May in „Old Surehand“ III, Seite 427 Worte der Empörung, für die wir ihm danken werden. Er erzählt, wie Eisenbahnzüge bei den Bisonherden gehalten haben und man aus reiner Mordlust in die Tiere hineinknallte, ohne irgendetwas zu verwerten. Ja freilich, das ist ein Schandfleck auf der Geschichte Nordamerikas. Und es ist nützlich, daß diese Rohheit im Großen nicht vergessen wird, damit man die immer noch vorkommenden Rohheiten im Kleinen gehörig als solche erkennt.

Darum gehören Mays Bücher nicht zu denen, die aus obigen Gesichtspunkten der Jugend entzogen werden sollten. Wohl wäre es heute nicht mehr am Platze, Tiere zu töten, um Kraft und Geschicklichkeit zu erproben, auch habe ich es immer bedauert, wenn Kara Ben Nemsis Pferde oder Kamele niederschloß, um sich fliehender Räuber zu versichern oder sie zu bestrafen. Mir schienen da immer die Tiere wertvoller und bedauernswerter als die Menschen. Derartige Stellen werden aber überstrahlt von **[187]** solchen, wo des Verfassers Liebe zu den Tieren hervortritt. Um dieser schönen Stellen wegen werden wir Tierfreunde May immer als einen der Unseren betrachten können.

Wer Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis nennt, denkt immer auch gleich an die beiden Rappen Hatatitla³⁵ und Rih³⁶ und an den Hund Dojan³⁷. Mit welcher Liebe, welchem Verständnis und warmen Eindringen in die Tierseele sind diese Tiere geschildert! Wohl mancher Knabe wird beim Tode Rihs nicht weniger geweint haben als bei dem Winnetous. Auch wo sonst edle Pferde, aber auch Kamele und Hunde geschildert werden, geschieht das so liebevoll und eingehend, wie kam in anderen Erzählungen mit ähnlichem Inhalt.

³⁴ Näheres in meiner kleinen Broschüre: „Heimatlehre als Grundlage aller Volksentwicklung. Ein Programm für den Wiederaufbau.“ Freiburg i. Br., 1920, und „Der Naturschutz.“ Stuttgart, 11. Tausend 1919.

³⁵ Ges. Werke, Bd. 7 – 9.

³⁶ Ges. Werke, Bd. 1 – 6.

³⁷ Ges. Werke, Bd. 2. [+ 3.]

Wer einem Käfer auf die Beine helfe, büße eine Sünde ab, und wer ein Tier liebe, sei kein schlechter Mensch, sagt das Volk. Karl May aber war ein Tierfreund. Seine Abneigung gegen „Buffalo Bill“, diesem Schlächter der Bisonherden, die einst zu Millionen die amerikanischen Steppen bevölkert hatten, dann in wenigen Jahren gemeuchelt wurden, nur um der Häute willen, während man das Fleisch verfaulen ließ, hat mich immer sympathisch berührt. Aber ich habe Mays Tierliebe auch selbst gesehen, als ich, nun schon vor langen Jahren, ihn einmal in Radebeul besuchte. Er und seine Gattin hatten immer kleine Hunde um sich, an denen sie eine herzliche Freude hatten, und ich erkannte damals in **[188]** anregenden Stunden lebhafter Unterhaltung, welch großes Interesse Karl May für die Natur hatte. Er las mit besonderer Vorliebe Naturschilderungen, und wie gepflegt war sein Garten, wie liebevoll wurden die Blumen behandelt! Als ich sein schönes Heim verließ, nahm ich ein freundliches und dauerndes Bild von ihm und seinen Bewohnern mit mir, und es war das Bild eines Heims eines warmen Naturfreundes.

Was wäre aus May geworden, wenn ihm ein freundliches Schicksal die Wege geebnet hätte? Hätte er Möglichkeit und Zeit gefunden, seine ihm angeborne Naturliebe ausreifen zu lassen, hätte er da bei seinen großen Gaben nicht ein Naturforscher werden können, der zugleich Dichter war, etwa wie der unvergleichliche [John James] Audubon? Liest man seine Erstlingswerke, vor allen die „Geographischen Predigten^[1]“³⁸, so möchte man meinen, daß ein solcher Weg ihm sehr gut gelegen hätte. Das Kapitel „Mensch und Tier“ ist mit feinem Verständnis geschrieben. Die erzählten Tatsächlichkeiten aus dem Leben der Tiere werden da zu einem Bilde verwoben, das man auch heute noch jedem, besonders dem jungen Menschen, vor Augen stellen kann. Denn immer wieder tritt da der auch in diesem Aufsatz betonte Gedanke vom Eigenwert der Tierwelt hervor. „So hat jedes Wesen seine Bestimmung, um deretwillen ihm der denkende Mensch die wohlverdiente Achtung zollt,“ heißt es da. Und ferner: „Dem Forscher sind all die vielen und verschiedenartigen **[189]** tierischen Daseinsformen ebenso viele Offenbarungen einer aus dem Staub in das Reich Gottes emporführenden Wesenskette, deren jedes einzelne Glied zur Bildung des Ganzen erforderlich war und gerade so und nicht anders ist, als sein Zweck erforderte“.

Das sind schöne Worte, wie sie jederzeit Alt und Jung vor Augen gehalten werden können. May aber hat das Schicksal nicht zum Prediger der Natur, sondern zu dem des Menschen werden lassen und hier hat er immer gelehrt, den Menschen jeder Kulturstufe verstehen zu lernen, zu lieben und zu achten. Für ihn ist der Indianer niemals der Wilde, sondern ein Mensch, wie wir selbst, und jede Völkerkunde könnte mit den wundervollen Worten Mays über den Indianer in der Einleitung zu „Winnetou“ beginnen, um dem Leser von Anfang an den Weg zu weisen, auf dem man Verständnis und Herz für fremde Völker gewinnt.

Ist aber auch der Mensch der Gegenstand der Bücher Mays, so ist es eben doch nicht der in Kultur und Zivilisation eingepreßte, sondern der freie, der natürliche Mensch, der umgeben ist von Völkern, die noch als rechte Naturkinder bezeichnet werden können. Und alles umwebt die freie Luft der ungehemmten Natur. Bei May lernt man auf die natürlichen, edlen Stimmen in der Brust, die das Getriebe der Stadt nur zu oft übertönt, zu horchen, man lernt zu atmen in freier Natur. Hat man aber erst gesehen, wie schön ein solches Leben ist, hat man erst einmal die Augen aufzumachen gelernt, dann ist es kein großer Schritt mehr dazu, sich nun auch **[190]** umzuschauen und die Schönheiten des Einzelnen zu suchen, zu erkennen. May läßt uns Kulturmenschen zunächst einmal wieder leben in der Natur; tritt sie uns in seinen Werken auch wenig vor Augen, so ist sie doch der Strom, der seinen Menschen und Ereignissen die lebendige Kraft gibt, von dort in die Seele des Lesers übergeht und ihn mit Freude an der Darstellung erfüllt.

Darum führen auch die Werke Karl Mays der Natur entgegen.

³⁸ Enthalten in Ges. Werke, Bd. 34, „Ich“.

Ueber arabische Pferde³⁹

Von Hans-Erich v. Tzschirner-Bey

Wohl keiner, der das Innere Arabiens und seine Grenzgebietet bereist hat, oder dem der Feldzug eine, wenn auch nur oberflächliche Kenntnis von Land und Leuten vermittelt hat, wird sich der Verhältnisse erinnern, ohne der arabischen Pferde zu gedenken. Die Beschäftigung mit ihnen entschädigt in der Einsamkeit der weiten Gebiete dort unten für manche stumme Entbehrung, und das Angewiesensein auf ihre Hilfe und restlose Hingabe in vielen Fällen einer Gefahr auf Leben und Tod, das stets Zusammenleben und die Gemeinsamkeit der zu ertragenden Strapazen bringt Mensch und Tier in eine viel innigere Verbindung, als man sie in den Ländern der Zivilisation findet.

In meinen „Streifzügen um den persischen Golf“⁴⁰ habe ich ausführlicher über das arabische Vollblutpferd gesprochen – im Anschluß an die Schilderung meiner Flucht aus einer der heiligen, allzeit von fanatischen Pilgern erfüllten Städte in **[192]** die Steppe hinaus, die nur durch die Schnelligkeit und Ausdauer eines aus dem Nedschd, der Heimat der edelsten Rassen stammenden Hengstes gelang. Ich habe aber auf meinen Reisen in Arabien selbst und seinen Grenzgebieten mein Leben mehr als einmal meinen Pferden zu verdanken gehabt, und ich kann auch in diesem Buche nicht an diesen treuesten und edelsten Helfern des Menschen im Kampfe mit Wildnis, Wüste und Einsamkeit vorübergehen, ohne ihrer erneut zu gedenken.

Wie überall, so gibt es auch im Verbreitungsgebiet des arabischen Vollblutpferdes halbedles und unedles Blut mit der Einschränkung, daß man Kaltblut in unserem Sinne, verbunden mit Stumpfheit des Intellekts, unter einer heißeren Zone überhaupt nicht findet. Die kleinen, oft ganz entarteten Tragpferde und Maultiere, ja selbst die Esel sind kluge und temperamentvolle Tiere. Im Nachfolgenden soll nur die Rede sein von den höchstgezogenen Pferden, die aus den alten arabischen Vollblutfamilien stammen und deren Herkunft festgelegt ist, genau wie bei uns in England und Frankreich ein Halbblutpferd eingetragen sein muß, um als reines Vollblut zu gelten und zu den großen Rennen zugelassen zu werden.

Die arabischen Pferde sind die schönsten, dabei genügsamsten, schnellsten, ausdauerndsten und intelligentesten der ganzen Welt. Alles, was es an edlen Blutpferden gibt, selbst in so entlegenen Erdteilen wie Australien und Amerika, in die das Pferd erst spät von Europa eingeführt wurde, leitet seine Vorzüge von der Kreuzung mit arabischem Blute **[193]** ab. Die neun edelsten Pferdefamilien, deren Ursprung der Sage nach gemeinsam auf eine Stute und neun Hengste zurückgeht, pflanzten sich bis vor gar nicht langer Zeit auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiet Zentralarabiens nachbarschaftlich fort und sind alle mehr oder weniger untereinander verwandt. Feindliche Stämme raubten sich gegenseitig abgeirrte oder bei ihren erschossenen Herren zurückgebliebene Hengste und verwandten sie in ihrer eigenen Zucht, nachdem sie legitimiert waren. Denn es ist das Eigentümliche bei dem räuberischen Charakter der wilden Nomadenstämme Arabiens, daß ihnen die Ehre ihrer Pferde der eigenen gleichkommt, daß sie nie verhehlen, den beraubten Stamm nach der Abstammung der geraubten Pferde zu fragen und daß ihnen die Auskunft nie verweigert wird in der Gewißheit der Gegenseitigkeit, wenn es einmal umgekehrt kommt. Die Fohlen, die aus einer solchen Kreuzung hervorgehen, erhalten ein geheimes, nur dem Besitzer vertrautes Zeichen und werden als Blutauffrischer mit besonderer Sorgfalt herangezogen, wie ja in Arabien bei den Wanderstämmen die Fohlen es überhaupt besser haben als die Kinder, die ihren geschützten Platz in einer Ecke des Zeltens und oft auch ihre Decken ihren vierbeinigen Rivalen abtreten müssen, wenn scharfe Winde oder seltene Regengüsse es verlangen. Trotz dieser Verwöhnung sind die Bedingungen noch hart genug, unter denen das arabische Pferd aufwächst. Es hat oft nichts als die dürftige Weide der Wüste, die es mit den von der Natur viel genügsamer veranlagten anderen Haustieren des Beduinen, den **[194]** Kamelen, Schafen und Ziegen teilt. Gerste im Ueberfluß gibt es nur in wenigen Gebieten mit seßhafterer Bevölkerung, Weizen ist noch seltener. Beides muß oft auf weite Strecken mitgeführt werden und ist zu kostbar, um es täglich zu verfüttern. So wird den rittigen Hengsten nur vor Raubzügen und Anstrengungen, den Mutterstuten erst dann, wenn sie beim Säugen ganz heruntergekommen sind, etwas Kraftfutter verabfolgt,

³⁹ Aus dem beim Verlag Borngraeber, Berlin erschienenen Werk des bekannten Arabienforschers: „In die Wüste. Meine Erlebnisse als Gouverneur von Akaba während des Weltkrieges.“

⁴⁰ Verlag Borngraeber, Berlin.

zu dem man auch die Datteln rechnen muß, die den Fohlen hin und wieder zugesteckt werden. Aber nicht zuletzt diese harte Aufzucht ist es, der das arabische Vollblut die wertvollsten Eigenschaften, seine Fähigkeit im Ertragen von Entbehrungen, seine Ausdauer und Genügsamkeit zu verdanken hat. Im Leben des Arabers spielt das Pferd die erste Rolle, allein die natürlichen Verhältnisse versagen ihm ganz von selbst eine schädigende Verwöhnung.

Der Araber liebt sein Pferd mehr als sich selbst. Es geht ihm über seine geliebte Waffe, das Gewehr, und weit über Weib und Kind. Es ist selbstverständlich, wenn sich dadurch im Laufe der Jahrhunderte die Intelligenz des arabischen Pferdes so heraufentwickelt hat, daß es in allem, was Klugheit, Eindrucksfähigkeit, ich möchte fast sagen, seelische Empfindung betrifft, unvergleichlich viel höher steht als unser Vollblutpferd, das bis auf die kurze Zeit seiner täglichen Galopparbeit oder Bewegung den ganzen Tag in einem halbdunklen Stall mit dem Kopf an der Wand oder an den Gittern seiner Box vegetiert. Wer sich viel mit Tieren beschäftigt, findet diesen Unterschied in der **[195]** Intelligenz leicht aus der steten Gemeinschaft und dem engen Zusammenleben mit dem Menschen erklärt. Hat doch auch ein Stubenhund, mit dem sich sein Herr oder die ganze Familie tagaus, tagein unterhält, eine ganz andere Auffassungsgabe und ein viel schärferes Verständnis als etwa ein Kettenhund. So liegt dem arabischen Vollblutpferde nicht nur die Gewohnheit des steten Umgangs mit dem Menschen im Blut, sondern auch die Anpassung an die Lebensweise und Denkart der Menschen. Im Laufe der Zeit haben sich in ihm Eigenschaften und Besonderheiten entwickelt, die man sonst nur bei Menschen anzunehmen geneigt ist. Einer der hervorstechendsten dieser Besonderheiten ist das Heimweh, das bei dem arabischen Vollblüter nie ganz einschläft, wenn er aus seiner gewohnten Umgebung, in der er seine erste Jugend verbracht hat und in der die Traditionen seines Blutes seit Jahrhunderten wurzeln, herausgerissen wird. Viele der edelsten Pferde, die man exportiert, gehen ohne äußere Veranlassung schon auf der Reise an Heimweh ein, besonders, wenn sie nicht von arabischen Pflegern begleitet werden, die den ganzen Tag bei ihnen sitzen und sich selbst und ihren Pferden in der wildfremden Umgebung und ungewohnten Lebensweise Mut durch stundenlanges Absingen heimatlicher Lieder zu machen suchen. Auch die ungewohnten und harten Laute einer fremden Sprache, in der sich das Pferd angedet fühlt, und nicht zuletzt die nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen unzweifelhafte Verschiedenheit in der Witterung der fremden Menschenrasse spielen mit.

[196] In dem engen Verhältnis von Pferd und Mensch liegt auch der Grund, warum sich der Araber so unendlich schwer von seinen Hengsten und nie von seinen Stuten und Stutfohlen trennt, ja, daß er seine Hengstfohlen lieber schlachtet – wie ich es erlebt habe – als daß er sie fremden Händen übergibt. Moritz Strachwitz hat in einem seiner bekannten Gedichte einen ähnlichen Fall besungen, in dem ein Araber sein kostbares Pferd in dem Augenblick tötete, da ein Pascha, in dessen Hände er geraten war, es ihm rauben wollte. An diesem Widerstande aber auch liegt es, daß sich die Zucht im Nedschd, dem Zentrum den edlen Rassen, im Gebiet der Schammar und Wahhabiten im Laufe der Zeit nicht immer weiter vergrößert hat, wie es bei der großen Nachfrage und den gewaltigen Preisen, die Liebhaber und Züchter aus aller Herren Länder für arabisches Vollblut bieten, nur natürlich gewesen wäre, sondern daß sie – nicht an Güte des Materials, wohl aber an Zahl der Produkte – sehr zurückgegangen ist, so daß man jetzt nur noch durch freundschaftliche, jahrelange Beziehungen zu einem der Emire oder Scheichs in den Besitz eines Hengstes aus dieser Gegend mit der Garantie völliger Reinheit des Blutes gelangen kann, während man im allgemeinen auf die Nachzucht der in den Grenzgebieten, besonders den syrischen und mesopotamischen Steppen nomadisierenden Stämme angewiesen ist.

Für das Heimweh des edlen arabischen Pferdes habe ich auf meinen Reisen viele Beweise erhalten. Ich will nur einen der klarsten, der sich oft wiederholt hat, hervorheben.

[197] Das erste, woran man bei der Ankunft auf einem Platze denkt, auf dem man die Nacht zubringen und lagern will, ist die Versorgung der Pferde. Die Sättel werden abgenommen, eine Halfter ohne Kette oder Riemen tritt an die Stelle des Zaumes, das ganze Pferd wird abgerieben und schließlich die Vorhand an den Fesseln zusammengekoppelt, so daß das Pferd nur ganz kleine Schritte machen kann oder känguruhartig hüpfen muß, um sich von der Stelle zu bewegen. Dann läßt man die Tiere laufen, um sich ihr Futter zu suchen, wenn man ihnen nicht vorher noch etwas Gerste oder anderes Krafffutter verabreichen kann. Gegen Morgen gehen dann die Pfleger auf die Suche und treiben oder führen sie zurück. In der Regel halten sie sich die ganze Nacht hindurch in der Nähe des Lagers, besonders, wenn der edelste und stärkste Hengst zu

seinem Reiter in dem persönlichen Verhältnis steht, das da unten das natürliche ist: wenn es seinen Reiter kennt und liebt. Nach diesem Hengst richten sich alle anderen. Er trägt eine kleine Glocke, die man in der Totenstille oft die ganze Nacht hindurch hören kann, bald näher, bald ferner. Vor mir steht ein Messingglöckchen, auf das in zierlichen Buchstaben: „Erinnerung an Berchtesgaden“ gemalt ist und das manche Nacht der arabischen Einsamkeit durchläutet hat. Jedes Leittier einer Karawane oder Expedition trägt ein solches Glöckchen, dessen Klang Mensch und Tier, besonders bei Nachtmärschen, zu denen die Hitze oft zwingt, zusammenhält und Abgeirrte wieder herbeiruft. Es ist der Herdentrieb, dem die Tiere folgen und man kann die Gliederung **[198]** in Führer und Gefolgschaft nicht nur beim Wilde, sondern auch bei uns in größeren Koppeln beobachten, wo das temperamentvollste Fohlen die Führung an sich nimmt. Es sind Urinstinkte aus der Zeit, wo das Pferd noch in freier Wildbahn lebte und sich gegen reißende Tiere zusammentun mußte. In unserem Falle kommt noch dazu, daß Pferde, die aus einem Stalle sind oder zusammen ihr Tageswerk verrichten, sich stets untereinander genau kennen, eine Gemeinschaft für sich bilden und sehr aneinander hängen, wenn man von den gelegentlichen Zänkereien der Hengste untereinander absieht. Ist nun der stärkste Hengst noch nicht lange im Besitz seines Reiters oder hat er kein Vertrauen zu ihm, dann ist es nicht selten, daß er in einer Nacht trotz seiner Fesseln viele Meilen zwischen sich und das Lager bringt und – nun kommt das Eigentümliche – immer schnurgerade in der Richtung des Bezirks, in dem er gezogen wurde. Das Heimweh treibt ihn fort. So würde ein Hengst, der aus dem Nedschd stammt, von Mesopotamien nicht weniger als vom Sinai über Hunderte von Meilen mit Sicherheit seine Heimat und seinen Stamm wiederfinden, denn nicht nur die Anhänglichkeit der arabischen Vollblutpferde an ihre Heimat, sondern auch ihr Ortssinn grenzt an das Fabelhafte.

Mehr als einmal ist es mir nahegegangen, sehen zu müssen, wie sehr sich ein junger Hengst, den ich bei befreundeten Scheichs eingehandelt oder eingetauscht hatte, wochenlang grämte oder an Heimweh krankte, bis ich mir seine Zuneigung und sein **[199]** Vertrauen soweit erworben hatte, daß er wieder aufblühte.

Mit Strafen muß man sehr vorsichtig sein, da die Pferde ein großes Ehrgefühl haben und an einer rohen Behandlung eingehen können. Sie nehmen kein Futter mehr an und grämen sich buchstäblich zu Tode. Ein Pferd zu quälen und zu mißhandeln, gilt daher auch in Arabien für eine ehrlose Handlung. Hat ein Hengst Strafe verdient, dann muß man ihn möglichst kurz, wenn auch nachdrücklich strafen und ihm dabei mit entsprechend verächtlicher Stimme Vorhaltungen machen. Man kann auf diese Weise ziemlich sicher erreichen, daß sich Unarten, die fast immer aus dem überschäumenden Temperament stammen und sich gegen fremde Menschen und andere Hengste richten, nicht einbürgern, und ein scharfes Wort genügt oft, um ihnen vorzubeugen oder sie im Keime zu ersticken. Ich hatte einmal einen jungen Hengst, den ich frei mit der Expedition laufen ließ, wenn ich ihn nicht ritt. Es war eine kleine Eilexpedition, die nur aus zwölf Tieren bestand, die er alle gut kannte, so daß er sie nicht belästigte. Eines Tages war er zurückgeblieben und verschwunden. Da er bis zum Abend nicht wieder auftauchte, war ich in Sorge, fürchtete, er könnte gestohlen sein und schickte einen der mich begleitenden Beduinen zurück, um ihn zu suchen. Der Beduine kam ergebnislos zurück. Als wir am nächsten Morgen kaum eine Stunde marschiert waren, fand sich der Hengst sehr beschnitten, mit angelegten Ohren und eingeklemmtem Schweif im Zuckeltrab von hinten ein. Ich gab sofort Befehl, **[200]** ihn gar nicht zu beachten und mit der Reitpeitsche fortzujagen, wenn er sich etwa in die Kavalkade eingliedern wollte. Nach dem Empfang einiger tüchtiger Hiebe übers Kreuz hielt er sich in vorsichtiger Entfernung und trabte neben oder hinter uns. Im Laufe des Tages wiederholte er den Versuch, sich wieder ganz zu uns zu rechnen, mehrmals, und nachdem er auch während des Abfütterns fortgejagt war und keine Gerste bekommen hatte, blieb er weiter zurück und folgte unserer Spur mit gesenktem Kopf in einigen Hundert Metern Entfernung. Abends kam er wieder näher heran und legte sich, als im Lager Ruhe eingetreten war, auf die Steppe, den Kopf den Zelten zugewandt. Bevor ich mich hinlegte, sah ich noch einmal nach ihm aus und entdeckte einen meiner Hunde, der sich zu ihm gelegt hatte, um ihm Gesellschaft zu leisten. Ich begab mich zur Ruhe, und da der Tag ziemlich anstrengend gewesen war, schlief ich tief und fest. Umso größer war der Schreck, der mich plötzlich erwachen ließ. Der Hengst stand in dem halb umgeworfenen Zelt, schnaubte mich an und kniff mit den Zähnen in meinen Arm, was er immer tat, wenn ich ihn lieblosen sollte. Es war seine Bitte um Entschuldigung und der Ausdruck des Wunsches, daß ich wieder gut zu ihm sein möchte. Und solcher rührenden Züge könnte ich viele erzählen.

Den Unterschied zwischen ihrem Herrn und ihrem Pfleger kennen die Pferde ganz genau. Sie wissen, wer

zu befehlen hat und wer gehorchen muß und richten oft ihr Verhalten danach ein. Trotzdem der Pfleger sie füttert und trinkt, ihnen die Wohltat **[201]** des Abreibens und Eindeckens antut und überhaupt für ihr leibliches Wohl sorgt, sie auch häufiger bewegt und auf Reisen reitet, also viel mehr mit ihnen lebt als ihr Herr, nehmen sie sich ihm gegenüber ganz andere Freiheiten heraus, und manchmal möchte man glauben, sie machten sich über ihn lustig. Der kleine Schimmel Pikkolo, von dem noch öfters die Rede sein wird und der, wo ich ging, hinter mir herlief wie ein Hund, konnte sehr unangenehm werden, wenn ihn sein Pfleger Abdullah, der einem heimlichen Schnaps nicht abgeneigt war, aber rührend für seine Pflegebefohlenen sorgte, einfangen und in den Stall zurückführen wollte. Er stieg und schlug mit den Vorderbeinen, bis ich ihm sehr bestimmt zurief, sich schleunigst nach Hause zu begeben. Dann erst ließ er sich tänzelnd und katzbuckelnd abführen. Er kam mir oft vor wie ein Kind, das ins Bett gehen soll, es nur ungern tut und vor seiner Nurse keinen Respekt hat.

Der Farbe nach findet man Schimmel aller Schattierungen häufiger als Braune und Fuchse. Rappen gibt es selten und sie sind nach meinen Erfahrungen nie reinen arabischen Ursprungs. Eine alte Legende, über deren Wert an manchen Lagerfeuern gestritten wird, gibt den Braunen die Krone. Bei einem langen Rennen, zu dem die besten Vertreter der verschiedenen Farben ausgesucht waren, versagten zuerst die Rappen, auf dem steinigen Boden entzündeten sich die Beine der Fuchse, im tiefen Sande blieben die Schimmel zurück, so daß schließlich die Braunen, die alle Hindernisse überwand, gewinnen mußten. Viele der mir bekannten **[202]** Scheichs, mit denen ich darüber sprach, lächelten zu diesem ihnen seit früher Jugend bekannten Urteil. Mit Recht. Denn die Farbe ist Liebhaberei und gültige Regeln lassen sich nicht aufstellen. Ausnahmen möchte ich aber die Rappen, die nach meinen persönlichen Erfahrungen durchschnittlich in der Tat etwas weich sind und deren Ursprung sicher nicht auf Arabien zurückzuführen ist. Schon ihre Farbe spricht dagegen. Die häufigsten Pferde, Schimmel und Fuchse haben in ihrem Fell einen Schutz, beide schwimmen schon auf kurze Entfernung im leuchtenden Sande der Wüste. Wie unangenehm in besonderen Lagen das Mimikry der Schimmel werden kann, erzähle ich an anderer Stelle. Sie sind in mond hellen Nächten schon nach wenigen Schritten in der Wüste verschwunden, wie vom Sande verschluckt.

Die Braunen sind im Verhältnis weniger zahlreich, und wenn ich auch bei ihnen die besten Eigenschaften ihres edlen Blutes vorherrschend fand, so habe ich doch auch weniger gute gesehen. Im Temperament sind sie fast immer weniger empfindlich als Schimmel und Fuchse. Ich ritt in Damaskus einen Braunen, der wirklich das Bild eines schönen Pferdes war. Die Afghanistanexpedition, die auf Grund einer vollendeten Unfähigkeit des Auswärtigen Amtes und des Mangels an Initiative von seiten der bunt zusammengewürfelten Teilnehmer endlos lange Monate untätig in Aleppo saß, hatte ihn in einem Beduinenversteck im Libanon angekauft und der Oberstabsarzt Dr. Jungels brachte ihn bei seinem Uebertritt in die Militärmission nach **[203]** Damaskus mit. Dieser, durch ungewöhnliche Schönheit ausgezeichnete Braune war ziemlich weich und ohne den ungestümen Drang nach vorwärts, der das arabische Vollblut sonst auszeichnet. Mehr als Mittelgalopp gab er gutwillig nur ungern und auch in Begleitung anderer Pferde war er ohne Ehrgeiz und Temperament. Aber er fiel in seiner Schönheit überall auf und seine große schneeweiße Blässe, die sich von der Stirn bis über das Maul herabzog und die von den Arabern als Siasat, als Glückszeichen, besonders hoch geschätzt wird, sprang jedem in die Augen, dazu war er verhältnismäßig groß und gut gebaut. Ich nahm ihn in die Schule und brachte ihn etwas auf den Schwung, aber sein Besitzer hat ihn nie geritten. Man kann ein ganz ausgezeichneter Arzt und Tropenhygieniker, dazu ein hervorragender Kamerad sein, auch ohne auf dem Rücken der Pferde das Glück dieser Erde zu spüren.

Ich persönlich muß gestehen, daß mir Schimmel von [vor] meiner ersten Reise durch arabische Gebiete nie besonders sympathisch gewesen sind. In der Armee waren sie im Laufe der Zeit als zu auffällig immer seltener geworden, und ich könnte noch heute die wenigen Schimmel aufzählen, die mir während meiner Jungensjahre und meiner Leutnantszeit auf Grund ihrer Leistungen einen bleibenden Eindruck gemacht haben. Es war die alte faule Quillon, eine Vollblutstute, die viele erste Steeplechases gewonnen hat, dann der Halbblüter Monarchist, der auf den östlichen Bahnen Deutschlands fast mit Sicherheit jedes Rennen gewann, in das er eingesetzt wurde, **[204]** und schließlich der hannoversche Halbblutwallach Halloh, der so stämmig gebaut war, daß sein Galopp nie den Eindruck des völligen Gestrecktseins machte, so daß er seine Konkurrenten stets im Jagdgalopp zu schlagen schien. Wenn einem geborenen Liebhaber so viele Pferde zur Beobachtung kommen, will diese Erinnerung an diese drei Schimmel als an die einzigen, durch

besondere Leistung ausgezeichneten Vertreter ihrer Farbe etwas heißen. Allerdings sind bei uns Schimmel im Vollblut und Halbblut im Verhältnis zu den anderen Farben sehr selten geworden. Bei der großen Masse des Volkes sind sie aber noch heute bevorzugt und jeder Zirkus trägt dieser Vorliebe des Publikums Rechnung. Selbst die Fürsten ritten früher fast ausschließlich Schimmel, man findet die Herrscher der Kaiserzeit fast nur auf schneeweißen Milchschildern abgebildet und als Streithengste ihres Gefolges die stolzen Andalusier, deren imposante Formen sich so vollkommen in den Lippizanern der leider auch aufgelösten Hofburgreitschule erhalten haben. Der Große Kurfürst ritt mit Vorliebe Schimmel und die Apfelschilder Friedrichs des Großen und des alten Kaisers leben noch heute in vielen Erinnerungen.

Nicht nur die Menschen, auch die Tiere reifen unter der südlichen Sonne schneller als im Norden. Unter den sechs Vollblütern, aus denen sich mein Stall in Damaskus zusammensetzte, waren vier dreijährige und ein zweijähriger, die ich alle zum Dienst geritten habe. Natürlich ist ein so junges Pferd dauernden Anstrengungen noch nicht gewachsen [205] und an manchen Uebungstagen im Divisionsverbande, an denen ich als Schiedsrichter über große Entfernungen umhergeworfen wurde, so daß ein Pferdewechsel unmöglich war, kam es wohl vor, daß das eine oder das andere nach dem Einrücken nachts das Futter verweigerte. Das hat jedoch bei arabischen Pferden, denen eine ganz ungewöhnliche Lebenskraft innewohnt, nicht soviel zu sagen wie in unseren Ställen. Wohl das beste arabische Vollblut, das ich je geritten und mit dem ich tagelang hundert Kilometer und mehr zurückgelegt habe, ging bis zur letzten Sekunde ganz frisch und wäre, wenn es die Nähe des Stalles witterte, mit einer solchen Leistung im Leibe am liebsten durchgegangen. War es aber im Stall, und abgerieben und getränkt, dann warf es sich auf die Streu, wälzte sich einige Male, streckte die Beine von sich und schlief erst einmal zwei Stunden wie tot, ehe es sich über die Gerste hermachte. Es war ein Schammar aus Haïl, aus der edelsten Familie, den ich wegen seiner Unverwundlichkeit und Durstfestigkeit in die Wüste mitnahm und fast täglich ritt, bis er mir beim Aufsitzen von einer Granate zerrissen wurde. Viel Sorge machte es mir, ihm im Freien die nötige Ruhe zu verschaffen. Die auf der Weide geborenen und aufgezogenen arabischen Pferde gewöhnen sich schwer an Ställe und der Instinkt ihres ehemaligen freien Lebens bleibt immer in ihnen wach. Wenn sie aber längere Zeit eingestellt sind, fühlen sie sich in ihrem Stalle auch sicher und geben sich unbekümmert der Ruhe hin. Nimmt man sie dann aber wieder auf eine Expedition mit, bei [206] der sie im Freien übernachten müssen, dann erwachen die Instinkte der Jugend wieder in ihnen. Sie sind unruhig und sichern die ganze Nacht hindurch, besonders, wenn sie allein stehen und angepflockt keine Bewegungsfreiheit haben. Ich versuchte mir dadurch zu helfen, daß ich um den Hengst eine kreisförmige Mauer aus Steinen zusammentragen ließ, die ihm zugleich vor Zug und Wind Schutz bot. Er stieß mit der Nase nach allen vier Seiten Scharfen in die lose aufeinander gelegten Steine, so daß er überallhin sichern konnte, machte sich aber erst lang und streckte die Beine von sich, als ich rechts und links von seiner Steinbox zwei andere Pferde stellen ließ, von denen er wohl glaubte, daß sie ihm die Wachsamkeit abnahmen. Auch bei anderen Pferden habe ich in Wüste und Steppe nur sehr selten, nur in Fällen völliger Ermüdung und Erschöpfung die Sorglosigkeit beobachtet, die das Aufderseiteliegen und wirklich tiefe Schlafen voraussetzt. Je edler ein Pferd, umso vorsichtiger ist es. Wenn ich spät abends im Zelte noch Berichte an das Oberkommando geschrieben hatte und vor dem Schlafengehen in die oft wunderschöne, sternensäte Nacht hinaustrat, hoben die im Kreis umherstehenden oder liegenden Pferde sofort die Köpfe, nur dieser Hengst und mein anderes Leibpferd blieben ruhig liegen. Sie kannten meinen Schritt und meine Witterung, wußten, daß ich zu ihnen kam und ließen es sich behaglich stöhnend gefallen, daß ich mich auf ihre Schultern setzte und sie liebte. Kam aber nachts eine Meldung von vorn oder zogen in der Nähe meines Lagers [207] Beduinen oder Ablösungen vorbei, dann sprang „Schammar“ auf und meldete durch ein lautes Stampfen, Schnarchen und Schnauben, daß irgend etwas Ungewohntes in der Annäherung sei, früher als der äußerst scharfe und wachsame Wüstenhund Bob.

Neulinge, die das arabische Pferd nicht kennen, bewundern zunächst immer die Unermüdlichkeit dieser edlen Rasse. Nicht tot zu kriegen, hört man immer wieder. In Wirklichkeit hat das arabische Pferd zu viel Blut, zu viel Stolz und Feuer, um eine Ermüdung merken zu lassen. Es galoppiert so lange, bis es einfach umfällt und einem Herzschlage erliegt. Der Kenner fühlt aber aus der schwindenden Elastizität der Bewegungen, aus dem Auseinanderfallen der Vor- und Hinterhand und aus dem Hartwerden im Maule den Grad der Erschöpfung der Kräfte, wenngleich Stolpern, das bei unseren Pferden häufig eine große Ermüdung anzeigt, nicht nur wegen der verhältnismäßig hohen Aktion der arabischen Pferde kaum

vorkommt, sondern auch wegen der Energie, die dem Pferde selbst innewohnt. Ein völlig erschöpftes und überangestregtes arabisches Pferd erscheint dem Laien nicht anders als ein frisches. Es trägt den schönen edlen Kopf hoch und seine Ohren spielen. Aber sie sind heiß und der Kenner sieht dazu, daß das Haar den Glanz verloren hat, daß die Flanken eingefallen sind, daß der Atem schneller und kürzer ist, daß das Auge einen starren Ausdruck hat und daß die Wurzel des Schweifes fast unmerklich zittert. Solche Symptome zu erkennen, wird mancher nie lernen.

[208] Stuten kommen als Gebrauchspferde dort unten nicht in Betracht, es gibt große Städte mit Hunderten von Pferden, unter denen man nicht eine edle Stute finden würde. Die Araber geben auch Stutfohlen kaum ab, sondern behalten sie zur Zucht oder tauschen sie gegenseitig mit anderen Stämmen, die Pferde einer gleichartigen Familie ziehen, ein. Die Stuten, die ich auf meinen Streifzügen im Innern Afrikas traf und die mich immer besonders interessierten, zeichneten sich durch ungemeine Sanftmut und Temperament aus. Sehr oft findet man Scheichs kleiner und armer Stämme, die ihre einzige Mutterstute reiten, in der Regel aber hat die Stute nichts zu tun als zu weiden und ihre Fohlen auszutragen und zu säugen. Hengstmanieren kommen daher in der Türkei sehr selten zum Vorschein, soweit sie das Verhalten zu Stuten betreffen. Da der Koran das Legen der Hengste verbietet, gibt es auch keine Wallache. Die Hengste sind, besonders in der Jugend, nicht immer ganz leicht zu reiten und eine türkische, nur auf Hengsten berittene Schwadron ersetzt oft eine ganze Musikkapelle durch ihr Brüllen, Quietschen und ihre meist harmlose Keilerei. Da aber der Mohammedaner, besonders der Araber, der die edlen Pferde zumeist auch in der Stadt pflegt, die Tiere gut behandelt, gibt es unter den Hengsten kaum eigentliche Verbrecher in unserem Sinne, die wirklich böse von Charakter sind. Wohl aber sind sie oft übermütig bis zur Unzähmbarkeit, beherrschen ihren Pfleger wie ein verwöhntes Kind und müssen alle Tage ihre gehörige Bewegung haben.

Solange ich in Damaskus war, machte ich oft **[209]** Herren, die durch die unterschiedlichsten Missionen in die Stadt geführt wurden, beritten und nahm sie des Spätnachmittags mit mir auf einen Spazierritt durch die wundervollen, von Bächen durchrieselten Gärten, die einem großen Teile der Stadt vorgelagert sind. Ich mußte es aber bei meinen jungen Hengsten bald aufgeben, da man sich seines Lebens nicht sicher war, wenn es sich nicht um ganz vorzügliche Reiter handelte.

Die Pferde aus einem Stalle pflegen sich zu kennen und sich nichts zu tun, auch wenn sie Hengste sind. Meine Pferde aber waren in verschiedenen Ställen untergebracht und kannten sich nicht. Wenn ich nun mit einem meiner Gäste Pferde aus verschiedenen Ställen ritt, lag die stete Gefahr einer Karambolage vor, die durch die mangelnde Vertrautheit der Gäste mit den Charaktereigentümlichkeiten der Pferde verstärkt wurde und durch ihre Unsicherheit auf diesen „lebendigen Kratern“, die die Pferde sofort merkten. Schon im Schritt mußte jeder Reiter ängstlich die andere Straßenseite halten, damit man einen Abstand von sechs bis acht Metern hatte und die Hengste, die ständig kampflustig zu einander drängten, auseinander halten konnte. Ein junger Rittmeister von den 10. österreichischen Husaren, der wie die meisten k. k. Kavalleristen sehr viel besser ritt als unsere durchschnittlichen Kavallerieoffiziere, wäre fast aus dem Sattel gekommen, als sein Pferd gelegentlich eines Spazierrittes plötzlich die Straße mit einem Satz übersprang, kerzengrade in die Luft stieg und wild mit den Vorderbeinen herumtrommelte, um meinem **[210]** Pferde auf den Kopf zu schlagen. Ich hatte genug zu tun, mein ebenfalls steigendes und angriffswütiges Tier zurückzuhalten. Ungewohnt der Hilfen, mit denen man diese steigenden Hengste pariert, überschlug sich inzwischen der Oesterreicher und der seines Reiters ledige Hengst hatte nichts Eiligeres zu tun, als mein Pferd aufs neue anzugreifen. Es war keine erfreuliche Situation und man mußte sich ganz mit Pferden eingelebt haben, um ihr gewachsen zu sein. Mit Hilfe meines ausgiebigen Kommandostimmmaterials, das allein meinen Pferden zur Genüge bekannt war und einer starken Nilpferdpeitsche, die es in sich hatte, blieb ich der obsiegenden Teil und wechselte schließlich unter vielen Vorsichtsmaßregeln mit meinem Gastfreund das Pferd, da ich ihm ansah, daß er das Zutrauen zu dem bisherigen verloren hatte. Herr v. M. aber wurde mit dem anderen Hengste, der bisher unter mir in der Furcht des Herrn ganz manierlich gegangen war, noch weniger fertig, schämte sich ganz furchtbar, und ich weiß nicht, wer von uns beiden froher war, als mein grinsender Stallmeister Mohammed Ali mit seinen Trabanten uns die Pferde abnahm.

Mit einem anderen Gast ging es mir noch schlechter. Der Hengst, auf dem ich ihn beritten gemacht hatte, schlug mir in einer ganz ähnlichen Situation mit einem Vorderhuf so haarscharf am Kopf vorüber auf die Schulter, daß ich den Arm mehrere Tage nicht heben konnte.

Ein weiteres Ereignis ließ mich dann schließlich von den Freuden einer gern gewährten Gastfreundschaft in Bezug auf meine Hengste absehen. Eines **[211]** Tages bat mich der einzige deutsche Kriegskorrespondent, der bei den Operationen gegen den Suezkanal zugelassen war, ob er in meinem Stabe nicht einmal dem Exerzieren des Regiments beiwohnen könnte, dessen Instrukteur ich war. Ich kam dem Vertreter des Berliner Lokalanzeigers um so lieber entgegen, da er sich während der Vorbereitungen für unsere Expedition dadurch sehr nützlich machte, daß er als Freiwilliger im Generalstab des VIII. Armeekorps, das die Vorbereitungen betrieb, geheime schriftliche Arbeiten erledigte. Ich machte ihn auf dem kleinsten und intelligentesten meiner Hengste, dem noch nicht dreijährigen Pikkolo, beritten, den ich am Tage vorher auf einer langen Uebung geritten hatte, so daß ich ihm keine Sperrenzien mehr zutraute. Allein schon mehrere hundert Meter nach dem Aufsitzen gefiel ihm ein im Winde flatterndes Zelt nicht, er stieg, machte auf der Hinterhand Kehrt und mein Schützling lag mit einem verstauchten Arm auf dem glücklicherweise weichen Rasen⁴¹, während Pikkolo das Weite suchte.

In der vielen Zeit und den langen Jahren, in denen ich mich mit arabischen Pferden beschäftigt habe, ist mir trotz mancherlei Unarten nie ein vom Charakter bösesartiges Pferd vorgekommen. Der Kraftüberschuß der Jugend und des Temperaments **[212]** drängt sie zu übermütigen Streichen, und ihre für den Reiter gefährlichen Einfälle sind nichts als Spielerei. Im richtigen Augenblick wenige derbe Schläge mit der Reitpeitsche, einige Vorsicht und eine eiserne Energie lassen sie ihrem Herrn und gewohnten Reiter gegenüber bald gehorsam werden, während jeder Reiter, auch der nach unseren Begriffen beste, sich sehr schnell festreitet, wenn er den Charakter des arabischen Pferdes nicht kennt und seine Methode nach ihm von Grund aus ändert. Ich habe manche guten Reiter siegesbewußt einen arabischen Hengst besteigen und nach allen möglichen Versuchen sehr niedergeschlagen und vorsichtig wieder absitzen sehen. Viele, die sich ihrer Kraft und Sicherheit im Sattel bewußt sind, versuchen schließlich das Pferd zu brutalisieren, wenn alle anderen Künste versagen – und sind sofort und ein für alle Mal festgeritten. Es bleibt ihnen nichts übrig, als den Hengst zu verkaufen, wenn er ihnen gehört, denn das Pferd, das den Sitz des Reiters genau wiedererkennt und unterscheidet, prellt ihn fortab auf Schritt und Tritt und ist für jede Ausbildung durch ihn verloren. Manch überheblicher, im Sattel groß gewordener und bei uns allseitig anerkannter Reiter hat da unten sein Wissen und Können recht beschämt um ein großes Kapitel erweitern müssen, soweit er sich mit jungen, uneingebrochenen arabischen Vollblutpferden befaßt und nicht mit den gewöhnlichen Reitpferden begnügt hat und schließlich soweit er Talent genug besaß.

Vom fünften Jahre ab etwa sind die Hengste **[213]** leichter zu reiten und von ihren Unarten bleibt meist nichts als das stete Vorwärtsdrängen ihres Temperaments und eine damit verbundene Neigung zum Durchgehen.

Der einzige Deutsche, den ich auf jedes meiner Pferde setzen konnte, war der Leutnant Heyden, der aus der preußischen Gardeartillerie stammte, ursprünglich nicht Offizier, aber vom Chef der Militärmission auf dem Umwege über Enver Pascha zum Offizier befördert war. Als selten pflichtgetreuem Soldaten war ihm nicht wohl, wenn er nicht Dienst tat. Er brachte die Richtvorrichtungen der Geschütze selber in Ordnung, beaufsichtigte den Stalldienst und die Bedienungsmannschaften der Geschütze mit gleicher Unermüdlichkeit. Ihm gebührt das Hauptverdienst an der artilleristischen Ausbildung des Regiments und ich bedauere noch heute, daß ich ihn nicht mit mir nach Akaba nehmen konnte, weil er dem Regiment unentbehrlich geworden war. Er ritt ungewöhnlich gut und vorsichtig und häufig machte ich mit ihm genußreiche Spazierritte in die Umgebung von Damaskus, die fast regelmäßig im Internationalen Jockeiklub bei einer Flasche Moët-Chandon endigten, zu der ich ihn einlud. Man saß ein Stündchen unter der Entente, freute sich, die einzelnen Generalkonsuln und Konsuln zu beobachten und fuhr mit der Leibdroschke in das Hotel Viktoria zurück, um sich für das Diner umzukleiden.

Von Hause aus kennt das arabische Vollblut nur zwei Gangarten: Schritt und ganz gelösten Galopp. **[214]** Große Ruhe und weicher Sitz gehören dazu, die jungen Pferde gut einzutraben. Der Beduine legt die weiten Entfernungen, über die sich seine Züge oft erstrecken, im Schritt zurück. Der große Troß, den er mit sich führt, Weib, Kind, Vieh, Ziegen, Schafe und die schweren Kamele zwingen ihn dazu, wie auch alle

⁴¹ Der hier erwähnte Kriegsberichterstatte des Berliner Lokalanzeigers, dessen Mißgeschick Hauptmann v. Tzschirner so humorvoll schildert, war – es sei verraten! – unser lieber Freund und Mitarbeiter E. S e r m a n , von dem unsere Leser einen Aufsatz „Auf den Spuren Kara Ben Nemsis“ im 1. Jahrbuch (1918) finden. Die Herausgeber.

größeren Karawanen und Expeditionen sich nur in dieser Gangart vorwärtsbewegen können.

Der Verfasser, der viele Durchquerungen von Wüsten und Wildnissen hinter sich hat, fand diese langsame Fortbewegung tagaus, tagein zuerst unerträglich, besonders, wenn das Gelände zu einer schnellen Gangart einlud. Aber auch er mußte sich daran gewöhnen und half sich dadurch, daß er des morgens später aufbrach, die Expedition mittags überholte und kontrollierte und abends früher auf dem Lagerplatz eintraf. Die Dauer der Reise ließ sich aber dadurch nicht verkürzen. Und so beschränkte er in allen Fällen, in denen es die Bedingungen irgend zuließen, Troß und Bagage auf das geringste, verwendete nur Vollblutkamele oder Maultiere als Lastenträger und erreichte so durch lange Trabreisen Marschleistungen, die ihm oft von Eingeborenen und europäischen Kennern der gewöhnlichen Reisezeiten kaum geglaubt wurden.

In unsicheren Gegenden hat eine kleine, gut disziplinierte Expedition auf guten Hedschins den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß sie gegen Überfälle durch Beduinen ziemlich gesichert ist. In dem Gefühl, daß ihnen die Beute inmitten der ungeheuren Entfernungen nach allen Seiten doch **[215]** nicht entrinnen kann, schicken die Beduinen, die von der Durchreise der Fremden durch ihr Gebiet gehört haben, fast immer erst Kundschafter aus, die die Stärke der Expedition und ihre Bewaffnung feststellen sollen und ihr meist als einzelne, harmlose Reiter einen Besuch abstatten. Der erfahrene Reisende ist natürlich sehr bald im Bilde, was ihm bevorsteht, und ein langer Trab seiner schnellen Hedschins bringt ihn und seine Expedition in wenigen Stunden aus der Nähe und der Verfolgungsmöglichkeit seiner Feinde. Allahs Hand hat ihn mit den Seinen in die Erde gedrückt, sagt dann der verblüffte Beduine, der sich das spurlose Verschwinden nicht erklären kann, denn er denkt an die schweren Kaltblutkamele, deren sich die Expeditionen und Karawanen in der Regel bedienen und die Schritt für Schritt, Schritt für Schritt, wochenlang, monatelang durch die Einöde der Steppe oder den Sand der Wüste ziehen.

Um mit dem längsten Paßtrab eines Hedschins gleichen Schritt zu halten, muß sich ein Pferd schon sehr im Galopp strecken und wenn es so in seiner schnellsten Gangart das Hedschin auch überholt, so ist das Hedschin doch unendlich viel ausdauernder. Der Fürst von Udaipur in Zentralindien, als dessen Gast ich die Weihnachtstage 1911 verlebte, bewies mir auf seiner mehrere Kilometer umfassenden Rennbahn, daß eins seiner höchstgezogenen und gut trainierten Vollblutkamele acht der besten Pferde aus seinem Marstall, die immer eins nach der Erschöpfung des anderen eingesetzt wurden, in Grund und Boden trabte und in stets gleicher **[216]** Schnelligkeit weiterraste, nachdem das letzte Pferd völlig fertig abgeführt war.

Da ich meine jungen Pferde auch im Dienst ritt, verzichtete ich darauf, mir ein Dienstpferd aus dem Regiment auszusuchen, bis der brave Heyden eines Tages vor meinem Hotel mit einem großen Milchsimmel erschien, der dem Gebäude nach eines der schönsten Pferde war, die ich je gesehen habe. Heyden, der den ganzen Tag in der Kaserne, im Stall oder auf den Exerzierplätzen hockte, kannte jedes einzelne Pferd des Regiments, und sein besonderes Wohlwollen hatte mir diesen Schimmel zgedacht, den er für das beste hielt. Es war ein großes, tiefes Pferd, breit, mit starkem Rücken, starker Schulter, wundervoll und fehlerlos gemacht. Die Türken, bei denen große Pferde zu den Ausnahmen gehören, nennen diese, durch Ankauf in ihre Hände gelangten Hengste mit mehr oder weniger Recht Ungarn, wohl, weil die Regierung häufig große Transporte ungarischer Stuten eingeführt hat, aus denen sie durch Kreuzung mit arabischen Hengsten die Bespannung der leichten Artillerie heranzog.

Der auffallend schöne und große Schimmel war das geborene Generalspferd und machte sich prachtvoll, wenn ich meinem Stabe, zu dem im Gelände noch der des Kommandeurs des von mir instruierten Regiments kam, vorausgaloppierte und alles andere weit hinter mir ließ. Ich tat mit ihm einen der schweren Stürze, die mir der Feldzug eintrug. Auf dem Rückritt von einer Nachtübung wollte ich mir auf dem trabenden Pferde eine Zigarette anzünden, **[217]** beugte mich vornüber, knipste mein Feuerzeug an – und lag im nächsten Augenblick auf der harten Straße unter dem um sich schlagenden Pferde. Der Lichtschein des Feuers in der Stockdunkelheit hatte dem am Auge von Haus aus empfindlichen und nervösen Tier einen so tödlichen Schreck eingejagt, daß es wie der Blitz gestiegen und buchstäblich auf den Rücken gefallen war. Ich lag ein paar Minuten regungslos, deutsche Kameraden bemühten sich um mich, dann kam ich schwankend wieder auf die Beine und stellte beruhigt fest, daß es sich nur um eine gebrochene Rippe und eine sanfte Gehirnerschütterung handelte, kletterte etwas mühsam auf das heftig zitternden Pferd, klopfte es tröstend und ritt nach Hause. Nach ein paar Tagen Uebelkeit, Kopfweh und Schmerzen in Brust und Gliedern war der Vorfall vergessen. Gebrochene Rippen und Schlüsselblätter heilt man am besten durch Nichtbeachtung aus.

Leider konnte ich diesen Prachtschimmel, als ich bald darauf mein selbständiges Detachement mit der Bestimmung Akaba übernahm, nicht bei mir behalten. Als ich ihn zum Abschied in seinem Stall besuchte, stand er in hohem Fieber bei heftiger Lungenentzündung und sah ganz erbärmlich aus.

Seine Abstammung war unbekannt, aber er verkörperte edelstes Blut und hat mich oft an einen wüst aussehenden arabischen Räuber erinnert, der mir eines Tages in El Kuweit einen ebenso wundervollen Nedschhengst anbot, der sicher aus dem Bestande des Emirs von Schammar gestohlen war und den ich meiner eigenen Sicherheit wegen nicht [218] ohne Kenntnis der Herkunft kaufen wollte, obgleich er so billig war, daß ich ihn als Gegengeschenk für einen Karabiner an mich gebracht hätte. Sein fragwürdiger Besitzer, der sein Zelt außerhalb der Lehmmauern Kuweits aufgeschlagen hatte, wollte ihn durchaus los sein und bot ihn mir schließlich als Geschenk an, trotzdem er mich für sehr reich hielt. Jeder Europäer gilt da unten für reich und sehr oft auch für dumm, weil er sich der Reisesstrapazen unterzieht, anstatt sich zu Hause in aller Bequemlichkeit seines Daseins zu erfreuen und Allah für sein Glück zu danken.

„Nimm ihn,“ sagte er, „ich schenke ihn dir! Du allein bist würdig, ein solches Tier zu besitzen, denn ich weiß, daß du es besser behandeln wirst als dein eigenes Kind. Bei mir muß es hungern, denn ich bin arm und kann ihm keine Gerste kaufen. Du aber bist reich und wirst den Hengst in deiner Heimat berühmt machen für alle Zeiten als Stammvater des schnellsten und schönsten Pferdes des ganzen Landes.“

Und auf meine erneute Frage nach der Herkunft des Hengstes fügte er hinzu:

„Höre mich an, Sahib! Wenn du eine Dattel ißt oder eine besonders schöne Apfelsine, fragst du nicht nach der Palme oder dem Baume, auf dem sie wuchsen. Warum willst du wissen, woher dieser Hengst stammt, von dem mir das Leuchten deines Auges sagt, daß er dir gefällt?“

Karl Mays Kunst der Erzählung

Von Dr. Max Fischer

In ein schallendes Gelächter brachen die beiden Literaturjünglinge aus, als ich auf die Frage nach den großen Romandichtern Westeuropas den Namen Karl Mays hart hinter demjenigen Balzacs nannte. Sie, die wohl nie jung genug gewesen waren, um mit Old Shatterhand und Winnetou Fahrten zu lesen, den Tomahawk zu schwingen und des Calumet zu rauchen; sie, deren blasierte Halbbildung es ihnen verbot, die mythischen Spätwerke dieses als blutrünstigen Indianerschriftstellers verrufenen Dichters eigener Lektüre zu würdigen – sie hatten geglaubt, ich habe einen übermütigen Scherz zum besten gegeben. Mir aber war es durchaus Ernst mit meiner Behauptung: denn ich lese und liebe seit frühen Jugendjahren Karl May als spannenden Erzähler von hohem künstlerischem Rang.

Unserem Zeitalter ist das Gefühl für epische Kunst so sehr verloren gegangen, daß ihm als literarisch minderwertig erscheint, was in Wahrheit dem Epiker zu höchstem Lobe gereicht: spannende Handlung, die durch die Fülle farbiger Geschehnisse den Leser in Atem hält. Derartige Erzählungskunst wird heute meist oberflächlicherweise als bloße „Unterhaltungsliteratur“ abgetan, während die als **[220]** eigentlich literaturfähig geltenden Romane und Novellen der jüngsten Vergangenheit fast alle durch sezierende psychologische Analyse und äußerste Armseligkeit epischer Handlung gekennzeichnet sind. Der überquellende Drang zu fabulieren ist in der modernen Literatur von unbewußtem Intellektualismus verdrängt worden; zerwühlende Probleme sind an die Stelle fesselnder Ereignisse getreten.

Aus diesem Umstand erklärt es sich vor allem, daß die zünftige Literaturkritik, von vereinzelt Ausnahmen abgesehen, das Werk Karl Mays nicht in seiner künstlerischen Bedeutung erkannt und gewürdigt hat und durch diese Unterlassungssünde Vorschub leistete für jene ebenso infame wie stumpfsinnige Karl-May-Hetze, die das Ansehen dieses Schriftstellers systematisch zu untergraben bestrebt war und durch ihre boshaften Verunglimpfungen erreicht hat, daß einer der begabtesten Dichter Deutschlands von sehr vielen, die ihn nur dem Namen nach kennen, für einen effekthaschenden Kolportageschriftsteller gehalten wird. Die Wirkungskraft dieser Verhetzung ist so groß und nachhaltig, daß gegenüber einem so verleumdeten Schriftsteller jede liebevolle eindringende Würdigung unwillkürlich zu einer Art Apologie werden muß.

Karl Mays Prosaschriften sind, mit Ausnahme einiger noch nicht in die Gesamtausgabe aufgenommener historischer Erzählungen und wohl auch der mir noch unbekannteren sog. Münchmeyer-Romane, sämtlich Reiseerzählungen. In fast allen diesen Büchern ist Karl May selbst, der in Amerika Old Shatterhand, im Orient Kara Ben Nemsi, am Stillen Ozean Charley **[221]** genannt wird, der Held der Erzählung. Es scheint bei der Mehrzahl seiner Romane nicht angängig, in dem erzählenden „Ich“, wie es May später zu deuten suchte, eine Symbolisierung der „Menschheitsfrage“ zu erblicken oder mit einigen seiner Anhänger zu behaupten, er habe mit diesem Ich einen Idealtypus schaffen wollen. Eine solche Interpretation ist höchstens für seine Spätwerke seit etwa 1897 leidlich glaubhaft. Fast in jedem Bande seiner früheren Ich-Erzählungen ist Karl May hingegen nachdrücklich bemüht, die Illusion zu erwecken, als habe der Autor in eigener Person alle jene bunten Abenteuer erlebt, alle jene kühnen Heldentaten vollbracht, von denen er berichtet. Fast in jedem Buche weist er nachdrücklich darauf hin, daß Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi nur Decknamen sind, die ihm in fremden Ländern von seinen Gefährten gegeben wurden. Er betont immerfort mit größtem Nachdruck, daß er ein armer Schriftsteller ist, der Reisen unternimmt, um über fremde Länder berichten zu können und der doch damit so wenig Geld verdient, daß er oft ohne die Nuggets seiner indianischen, die Banknoten seiner englischen Freunde seine Reisepläne nicht hätte durchführen können. Er spottet über jene, die jeden Schriftsteller für einen Schreibtischmenschen halten; unzählige Male spielt er den Trumpf aus, daß der vermeintliche Stubenhocker zum Erstaunen seiner Reisebekannten Flinte und Revolver, Tomahawk und Lasso ebenso sicher zu gebrauchen weiß wie seine Feder. Zuweilen werden kleine Kunstgriffe nicht verschmäht, um den Leser an einem Höhepunkt **[222]** der Handlung noch einmal recht wirkungsvoll daran zu erinnern, daß der unüberwindliche Old Shatterhand kein anderer ist als eben Karl May. Als Judith in „Satan und Ischariot“ den berühmten Westmann wiedersieht, weiß sie sich seines Namens nicht mehr genau zu entsinnen. „Sie hatten, wenn ich nicht irre, zwei Namen, Ihren wirklichen und

einen anderen, mit dem Sie von den Indianern genannt wurden. – – Wenn ich mich nicht irre, hießen Sie wie einer von den zwölf Monaten⁴²?“ – Und eine ganz ähnliche Hindeutung auf die Identität Karl Mays mit dem erzählenden „Ich“ findet sich auch noch in seiner Erzählung „Weihnacht“⁴³, die er im gleichen Jahr veröffentlichte, in dem er die Serie seiner symbolisierenden Romane begann.

Die May-Gegner haben also darin völlig recht, daß sie behaupten, Karl May täusche seinen Lesern vor, seine Romandichtungen hätten autobiographischen Wahrheitscharakter. Nur ist es völlig verfehlt und unsagbar banausisch, aus diesem Umstand nachteilige Folgerungen über den Wert von Karl Mays schriftstellerische Leistung zu ziehen. Denn das ist ja eben das Wesen des Dichters, daß er sein Leben dichtet und seine Dichtungen lebt. Selbst einem wirklichkeitsfrohen Menschen wie Goethe wurde dank seiner Lust am Fabulieren die Geschichte des eigenen Lebens fast wider Willen zu „Wahrheit und Dichtung“, einem Liliencron zu „Leben und Lüge“. Und in den Werken einer Else Lasker-Schüler wandelt sich das Alltagsleiden der [223] darbenenden Berliner Schriftstellerin mit unwillkürlicher Selbstverständlichkeit in die Märchenträume Tinos von Bagdad oder die Abenteuer des Prinzen von Theben. Ist es nicht ein analoger psychischer Vorgang, wenn der sächsische Proletariersohn sich herausnehmend aus der bedrückenden Not enger Verhältnisse und der Scham über verbüßte Verirrungen ein Leben in fernen, exotischen Ländern träumt, in dem alle brachliegenden Kräfte, alle Sehnsüchte, alles edle Streben seines Wesens sich zu leuchtender Heldenhaftigkeit entfaltet? Unfruchtbares Unterfangen wäre es, in dem Versuch Karl Mays, sein gelebtes Leben zu verbergen und sein ersehntes Leben zu dichten, bewußte und unterbewußte Elemente scheiden zu wollen. Jeder echte Dichter lebt so tief in seinen Gestalten, daß er glaubt, ihr Leben gelebt zu haben. Wußte – um an Beispielen höchster Dichtung dies zu verdeutlichen – ein Goethe wirklich, wo in einem Faust oder Tasso erfundene Gestalt und gestaltetes Ich sich schieden? Weiß ein [Alfred] Mombert die scharfe Grenzlinie zwischen den Stunden, in denen er Medium Aeons, des ewigen Menschengestes ist, und jenen, in denen er ein vielen gemeinsames heutiges Europäerleben führt? So mußte erst recht bei Karl May, der mit dem ganzen Selbsterhaltungstrieb seines Willens die beschämende Wirklichkeit seines Lebens auszulöschen, sich selbst zu verklären, bestrebt war, das volle Bewußtsein verloren gehen, wo die Alltagswirklichkeit aufhört und die Dichtung anhebt. Trotz all seiner allzumenschlichen Eitelkeit, über deren naive Harmlosigkeit der wohlwollende Leser mehr lächelt als zürnt: nicht aus [224] niedrigen Motiven, sondern aus instinktivem Drang, aus qualvoller seelischer Not war Karl May immer wieder versucht, sich und andere über die Kluft seiner äußeren und inneren Erlebnisse zu täuschen. Dieses intensive Verlangen aber, sein empirisches Ich im Schatten des Ichs seiner Sehnsucht verschwinden zu lassen, wurde in Karl May schöpferisch, gab ihm die Gestaltungskraft des Dichters. Liegt hier wirklich, wie man oft gemeint hat, ein spezifisches „Karl-May-Problem“ vor – oder zeigt sich hier nur besonders kraß das Schicksal jedes Dichters, der die unerfüllten Hoffnungen seines Lebens zum Werk verdichtet, da sein Schmerz ihm die Kraft gibt, zu sagen, was er leidet, und im Worte zu formen, was er in der Welt seines äußeren Lebens entbehrt?

In der kahlen Zelle der Strafanstalt sitzt ein junger Mensch und träumt von kühnen Ritten durch Prärien und Urwälder, von bewegten Fahrten über weite Meere. Während er Tag für Tag Zigarren fertigen muß, kämpft er im Geiste mit dem Grizzlybären oder mit einem Häuptling der Komantschen, befreit eine Jungfrau aus einem ägyptischen Harem, dringt als Verteidiger des Guten und Verfolger des Frevels in die wilden Schluchten der albanischen Alpen. Er erlebt Schiffbrüche im malayischen Archipel, Abenteuer in China, in Tibet, in Sibirien, im Kaukasus.... Aus Büchern, die er in seinen kargen Mußestunden liest, erstehen wunderbar farbige Bilder der fremden Landschaften und Völker; die Kraft eines Dichters löst sie aus den toten Lettern nüchternen Reiseschilderungen; die enge, einsame Zelle ist voll satter, leuchtender Farben, voll bewegter [225] Gestalten. Der junge Mensch, der unter seiner Armut gelitten, war reich geworden: er trug in sich eine wunderbare Schauung von der bunten Herrlichkeit dieser Erde, von allen ihren Zonen und allen ihren Völkern.

Es ist stets ein beliebtes Argument der May-Gegner gewesen, darauf hinzuweisen, daß dieser Reiseschriftsteller die Länder, in denen er seine Abenteuer spielen läßt, nie mit eigenen Augen gesehen, sondern nur aus unzureichender Lektüre gekannt hatte. Ich vermute, daß diese Behauptung richtig ist. Es ist der Gegenpartei m. E. nicht gelungen, glaubhaft nachzuweisen, daß Karl May vor 1899 Auslandsreisen

⁴² Gesammelte Werke, Bd. 22, S. 34 f.

⁴³ Gesammelte Werke, Bd. 24, S. 166 f.

unternommen habe, die als reale Grundlage seiner Reiseschilderungen irgendwie in Betracht kommen. Seine Abenteuer in fremden Ländern wurden in der Zuchthauszelle konzipiert, am Schreibtisch ausgestaltet. Das äußere Leben dieses Mannes, der in seiner Dichtung die Meere und Kontinente durchquerte, spielte sich m. E. Jahrzehnte lang auf einem Raum von wenigen Quadratkilometern ab.

Seltene Verkennung dichterischer Leistung ist es, zu folgern, daß dieser Umstand den Wert der Mayschen Reiseerzählungen mindere. Um so bewunderungswerter nur erscheint uns sein Werk, dessen lebensvolle Farben und Gestalten ganz aus der Sehnsucht seiner Phantasie und seiner Seele geschaffen sind. Ich kenne kaum einen, auch noch so weit gereisten Schriftsteller, dessen Landschaftsschilderungen so plastisch und eindringlich das Charakteristische einer Gegend wiedergeben, wie die Erzählungen **[226]** Karl Mays. Wer seine sämtliche Werke gelesen hat, dem steht eine Fülle eindrucksvoller Naturszenarien Amerikas, Asiens und Afrikas lebendig vor Augen. Ich vermag nicht zu entscheiden, ob die durch Mays Schilderungen geweckten Vorstellungen getreue Abbilder der Wirklichkeit sind. Es hat den Anschein, als sei das Wesentliche einer Landschaft leicht ins Grandiose übersteigert. Aber dürfen wir denn von einem Dichter erwarten, daß er uns nüchterne Photographie-Wirklichkeit gibt? Die wollen wir uns doch lieber aus den Werken der Fachgeographen holen. Ein Dichter aber wirft die Glut der eigenen Seele in die Formen und Farben der Landschaft.

Es genüge, Mays Kunst der Landschaftsschilderung an einem seiner Werke, der Erzählung „Unter Geiern“⁴⁴ nachzuweisen. Zwei charakteristische Gegenden Nordamerikas werden dem Leser dieses Buches in unvergeßlicher Weise vor Augen geführt: der Yellowstone-Park und der Llano estakado. Es ist bewundernswert, wie lebendig Karl May Landschaftsschilderung und Gang der Handlung zu verbinden weiß, wie Naturbild und Menschenschicksal organisch miteinander verschmelzen. In den Reiseromanen Jules Vernes unterbrechen die geographischen Lese Früchte meist unvermittelt den Gang spannender Handlung, sind unverarbeitete nüchtern-belehrende Notizen, die man als unmotivierte Störungen der Erzählung empfindet. Karl Mays geographische Mitteilungen hingegen sind so sehr in den packenden Rhythmus der Darstellung eingewoben, **[227]** daß das Gefühl schulmeisterlichen Belehrtwerdens niemals aufzukommen vermag. Es wäre ein reizvoller und dankenswerter Gegenstand einer literaturgeschichtlichen Dissertation, einmal das Verhältnis Karl Mays zu den von ihm als Quellen benützten Landschaftsbeschreibungen zu untersuchen – wir würden einen gewiß hochinteressanten Einblick in die Werkstatt des Schriftstellers gewinnen.

Eben dadurch, daß die Landschaftsschilderung zum integrierenden Bestandteil der Erzählung geworden ist, daß sie mehr ist als bloße Beschreibung, dadurch haftet ihr Eindruck. Jedem Knaben, der mit atemloser Spannung seinen Helden durch die engen und steilen Kañons in das Reich der aufzischenden Geiser gefolgt ist, bleibt sein Leben lang eine Vorstellung lebendig von dem fremden, eigenartigen Naturschauspiel.

„Sie hielten, wie sie nun sahen, vor einer senkrecht mehrere hundert Fuß abfallenden Felsenwand, und unten lag das Tal des Feuerlochflusses. Gerade vor ihnen, am jenseitigen Ufer, stieg aus dem Erdboden eine wohl sieben Meter im Durchmesser haltende Wassersäule ungefähr fünfzig Fuß senkrecht empor, und in dieser Höhe bildete sie einen beinahe kugelförmigen Knäuf, woraus zahlreiche armstarke und noch stärkere Wasserstrahlen einzeln weit über hundert Fuß gen Himmel schossen. Das Wasser war heiß, denn eine Hülle von halb durchsichtigem Brodem umgab den gigantischen Strudel, der oben regenschirmartig auseinanderging. Gerade hinter diesem Wunderwerk der Natur trat die Uferwand zurück und bildete einen tief ausgeschnittenen Felsenkessel, auf dessen hinterem Rand scheinbar die untergehende Sonne lag. Ihre Strahlen fielen auf die Wassersäule, die dadurch als eine geradezu unbeschreiblich schöne Funkenquelle in den herrlichsten Farben leuchtete und **[228]** glitzerte.... Die Augen der entzückten Indianer hingen noch staunend an dem prächtigen Bild, da tat es plötzlich einen Donnerschlag ... und augenblicklich änderte sich die Szene. Die Wassersäule fiel in sich selbst zusammen; einige Augenblicke wurde das Erdloch frei, aus dem sie sich erhoben hatte; man hörte einen dumpfen, rollenden Ton, und dann stieß das Loch in einzelnen Rucken braugelbe Dampfringe aus. Diese Rucke folgten sich schneller und schneller, bis sie sich zu einem schrillen Zischen vereinigten; die einzelnen Ringe verbanden sich zu einer häßlichen Rauchsäule, und dann wurde eine dunkle, schlammartige Masse ausgeschleudert, die beinahe grade so hoch stieg wie vorher die Wassersprudel und einen entsetzlichen Gestank verbreitete. Einzelne feste Körper flogen weit über die flüssigen Massen hinaus, und wenn das geschah, so ertönte ein dumpf brüllendes Knurren, wie man es in Menagerien von hungrigen Raubtieren hört, kurz ehe sie gefüttert werden. Diese Ausbrüche erfolgten stoßweise, einer nach dem anderen, und in den Zwischenpausen

⁴⁴ Gesammelte Werke, Bd. 35.

erklang aus dem Loche ein Wimmern und Stöhnen, als ob da unten in der Tiefe die Seelen der Verdammten ihren Aufenthalt hätten.... Die Luft war förmlich verdunkelt von höllischem Brodem und von den umher- und durcheinander fliegenden Schlammgeschossen, die einen fast erstickenden Geruch verbreiteten. Es war unmöglich, zwanzig oder dreißig Schritte weit zu sehen. Ein jeder hatte mit sich selbst zu tun, von den heißen, ausgeworfenen Massen nicht getroffen zu werden. Es trat eine unbeschreibliche Verwirrung ein. Die Pferde rissen sich los und galoppierten davon; die Menschen schrien und fuhren wirr durcheinander. Im Hintergrunde des Talkessels erscholl das Angstgeheul der Sioux-Ogellallah. Auch ihre Pferde hatten sich freigemacht und stürmten fliehend dem Ausgang des Tales zu. Dabei stürzten viele von ihnen in die Löcher, deren Schlamm sich augenblicklich über ihnen schloß; andere jagten an den beim Ausgang des Tals haltenden Weißen und Roten vorüber oder brachen sich zwischen ihnen hindurch Bahn, indem sie den Wirrwarr verdoppelten.“

[229] Und nicht minder überzeugend als dieses Bild des Grauens prägt sich im zweiten Teil der gleichen Erzählung die Idylle des kleinen Sees mit seiner Passiflorenhütte ein, jener südlich-üppigen Oase inmitten der gefürchteten Dürre des wasserarmen Llano estakado. Während das Herz des Lesers erregt pocht vor gespannter Erwartung über das Schicksal der verdurstenden Auswanderer, während er noch bange zweifelt, ob Old Shatterhand und Winnetou es auch diesmal gelingen wird, die Verbrecher unschädlich zu machen und die Unschuldigen zu erretten – enthüllt sich ihm plötzlich eine Szene von unerwarteter Lieblichkeit.

„My darling, my darling,
My love child much dear,
My joy and my smile
My pain and my tear!

– so klang das alte, liebe Tennessee-Wiegenlied in die stille Morgenluft hinaus. Es schien, als ob die Zweige der nahen Mandel- und Lorbeerbäume sich dazu im Takt neigten, und Hunderte von Kolibris zuckten wie farbige Funken um die alte Negerin, die ganz allein am Wasser saß.... Ueber dem Gefieder niedriger Palmen, die sich im Wasser spiegelten, breiteten hohe Zedern und Sykomoren ihre schützenden Wipfel, unter denen riesige, bunt schillernde Libellen nach Fliegen und anderen kleinen Insekten jagten, und hinter dem nahe am Wasser stehenden Häuschen zankte sich eine Schar von Zwergpapageien um die goldigen Körner des Maises.“

Wahrscheinlich hätte ein Reisender aus der Blicknähe seiner Beobachtung diese Landschaft nie mit so satter Konzentriertheit geschildert wie dieser Träumer in der sächsischen Heimat. Als er in späten Jahren, an der Schwelle des Greisenalters, wirklich **[230]** fremde Länder bereiste, um die Stätten seiner Reiseerzählungen aus eigener Anschauung kennen zu lernen – 1899/1900 der Orient, 1908 Nordamerika – da brachte er keine plastischeren oder realistischeren Reiseschilderungen mit nach Hause. Denn seine Phantasie hätte sich nicht mehr schöpferisch entzünden können an Natureindrücken, die in seiner Dichtung vielleicht schon über ihr reales Maß erhöht und verklärt worden waren. Seine Landschaftsschilderungen entrücken uns immer mehr den Naturgegebenheiten, werden immer typischer, symbolischer, märchenhafter:

„Ikbal ist eine der schönsten Residenzen Marah Durimehs. Ihre fürstliche Wohnung, mehr einem Tempel als einem Schlosse gleichend, hebt sich wie die aus weißem Marmor gedichtete Strophe eines salomonischen Psalms hell, klar, rein und leuchtend von dem dunklen Hintergrunde der himmelanstrebenden Berge ab. Diese liegen im Norden. Nach Süden dehnt sich die blaue, von silbernen Fäden durchzogene See, leise atmend, wie ein schlafendes, glückliches Kind, welches im Traume lächelt. Und wie köstliche, schimmernde Perlen, die von einer reichen, kunstsinnigen Fee aus der Meerestiefe hervorgeholt und am Ufer in grünende Gärten gebettet wurden, so haben sich die Häuser der Untergebenen dem Palaste der geliebten Gebieterin zu Füßen hingestreckt. Die Seeluft mildert die Glut der strahlenden Sonne. Schattige Wege führen vom Tale zu Berge, vom Berge zu Tal. Goldige Früchte winken aus dunklem Laub. Jede Bewegung der Luft spendet süßen Blumenduft. Ed Din, der Fluß, tritt, unberührt von dem Schmutze des alltäglichen Lebens, wie eine Offenbarung aus höheren Welten aus dem Gebirge hervor, schließt Ikbal in zwei schwellende Arme ein und tritt dann in die See, um ihre Flut zu läutern und zu klären⁴⁵.“

[231] Ueberhaupt ist Karl May mit einem seltenen Gefühl für das Seelische der Landschaft begabt. Es verrät sich schon in den Erörterungen seiner „Geographischen Predigten“ (1876)⁴⁶, es erreicht seinen Höhepunkt in seinem Meisterwerk „Ardistan und Dschinnistan“, in dem der Kampf der beiden Reiche auf sehr tiefe und anschauliche Weise auch im Gegensatz ihrer Landschaftsbilder und deren geologischer

⁴⁵ Gesammelte Werke, Bd. 31, S. 1 f.

⁴⁶ Gesammelte Werke, Bd. 34, S. 1–192.

Wandlungen versinnbildlicht wird.

Dennoch gewinnt das Geographische bei Karl May niemals in aufdringlicher Weise die Oberhand wie in sehr vielen Reiseromanen Jules Vernes, in denen rein geographische Momente äußerlichster Natur (eine Ortsbestimmung, ein Breitengrad, eine Reise um die Erde) mühsam die aneinandergestückelte Handlung zusammenhalten. An seelischem Gehalt steht Karl Mays Werk turmhoch über dem seines französischen Rivalen. Nur in wenigen, schwächeren Büchern sind es überhaupt äußere Motive: die Suche nach einem verborgenen Schatz, oder nach einer Erbschaft, die den Gang der Handlung bestimmen. In den Hauptwerken Karl Mays aber ist es ein tieferes Motiv, aus dem die Impulse der Ereignisse entspringen. Das Grundproblem seines Nachdenkens, der wesentliche Inhalt seiner Reiseerzählungen ist der Kampf des guten gegen das böse Prinzip.

Dieser Umstand gibt nicht nur den Werken Karl Mays einen erbaulich-moralischen Charakter, auf den wir noch weiter unten zu sprechen kommen; er rückt auch die epische Handlung auf ein höheres **[232]** Niveau. Schon in der sinnlichen Fülle der frühen Werke wird der Kampf zwischen Winnetou und Santer, zwischen Kara Ben Nemsis und dem Schut fast zum Entscheidungskampf zweier metaphysischer Gestalten; in den Spätwerken sind der Ustad und der Aemir-i-Sillan und gar erst die Gestalten von „Ardistan und Dschinnistan“ fast nur noch Verleiblichungen geistiger Prinzipien. So haben die meisten Werke Karl Mays jene über das empirische Geschehen hinausführende Weite des Horizonts, die der echten Dichtung eigen ist, welche die zentralen Entscheidungen der Seele, oder – wie Karl May so gern sagte – „das Menschheitsproblem“, zum eigentlichen Gegenstand ihrer Kunst macht.

In den frühen Werken überwiegt noch ganz die Freude am Abenteuer, an klugen Listen, an buntem Geschehen. Zwei Welten sind es, in die Karl May seine Leser mit besonderer Vorliebe führt: zu den Indianern und in den Orient. Zwei Serien von Reiseschilderungen entstehen nebeneinander; mit gleicher Intensität lebt der Dichter in der Welt Old Shatterhands und Kara Ben Nemsis. Als er Redakteur zweier Familienblätter wurde, bestimmte er das eine für die Indianererzählungen, das andere für die im Orient spielenden Romane⁴⁷. Beide Welten gewannen, je mehr der Dichter sich in ihnen ausbreitete, festumrissene Typik.

Als im Jahre 1910 die schamlose Hetze gegen Karl May ihren Höhepunkt erreichte, da tauchte in der Meute seiner Gegner auch plötzlich ein indianischer Gentleman namens Ojjatheka Brant Sero auf, **[233]** ein „Vollblut-Mohawk-Indianer“ – wie versichert wurde, der mit echt angelsächsischer Sentimentalität darüber lamentierte, daß dieser blutrünstige Schundschriftsteller das edle Volk der Indianer als skalpierende, blutdürstige Wilde hingestellt habe. Diese biedere Rothaut, die man sich wohl am besten in Gehrock und Zylinder vorstellt, behauptete allen Ernstes, Mays herrlicher Winnetou-Roman sei „zu dumm, als daß er eine ernstliche Prüfung aushielte“. Allem Anschein nach hatte der von englischer Kultur überleckte Mohawk-Indianer nur geringe historische Kenntnisse, wie es in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in denen ja die meisten Indianererzählungen Karl Mays spielen, in Amerikas wildem Westen zugegangen ist. Gewiß sind nur die Elemente seiner Schilderung wirklichen Verhältnissen entnommen; im Verlauf seiner Reiseerzählungen verwebt sich ethnographisch Fundiertes mit ethnographisch Unwahrscheinlichem. Wie kann das aber denn auch anders sein, wenn nicht des Forschers zweifelnde Gewissenhaftigkeit, sondern des Dichters schaffende Phantasie das gefundene Rohmaterial gestaltet! Liest man denn Homer, um die Ethnographie der alten Griechen – liest man das Nibelungenlied, um ein historisch getreues Bild deutscher Vergangenheit zu gewinnen? O diese armseligen Banausen, welche die Lichtgestalten eines Achill, Siegfried und Winnetou – ja, ich wage es, diese drei Genossen waffenklirrender Jugendträume in einem Atem zu nennen – „ernstlicher Prüfung“ gnädigst unterziehen und für zu leicht befinden....

Alter Schulmeister – wie grolltest du, als wir, **[234]** statt stumpfsinnig die Paragraphen der lateinischen Syntax herunterzubüffeln – „*non scholae, sed vitae discimus*“ stand über der Pforte unseres Pennals: o, daß ich nicht lächle! – die Heldentaten des Häuptlings der Apatschen in uns aufnahmen gleich glühendem Wein. Wie überschlug, o zorniger Büffel, deine Stimme sich zu keifenden Mißtönen, wenn du gegen Karl May geifertest, der – du wähtest es – unsere Seelen verdarb. Hattest du vielleicht ebensowenig je ein Werk von Karl May gelesen wie von jenen anderen deutschen Dichtern, die du nur – *ars longa, vita brevis* [das Leben ist kurz, die Kunst ist lang] – aus Kluges Literaturgeschichte kanntest? Dir zu Ehren will ich es annehmen. Denn

⁴⁷ Gesammelte Werke, Bd. 34, S. 451.

warum fürchtetest du, die Taten des edlen Winnetou würden uns verderben, da du doch fast ein Jahr lang mit uns die Abenteuer des verschlagenen Odysseus lasest und unbekümmert warst um das Heil unserer Seelen, als du uns zwangst, des Horaz leichtfertige Gedichte auswendig zu lernen? Und – *nunc admireris, praeceptor putidissime!* – der doch immerhin nicht gänzlich unbegabte Schüler Fischer weiß keine einzige mehr von den läppigen, epigonischen Strophen des Horaz; er weiß auch nicht mehr, was wir in fünf qualvollen Stunden aus des Livius trockenem Latein über Hannibals Alpenübergang enträtselten; aber was Winnetou und Old Shatterhand, diese mutstärkenden, seelenerweckenden Helden in der Prärie und im Felsengebirge erlebt haben, das steht nach zehn, nach fünfzehn Jahren noch lebendig vor seinem Bewußtsein.

Es mag kein photographisch getreues Bild des [235] amerikanischen Westens sein, in das uns die Reiseerzählungen Old Shatterhands führen, aber es ist – und nur dies ist von Belang – ein lebensvolles, in sich selbst wahres Gemälde. Was ich von den geographischen Schilderungen Karl Mays sagte, das findet auch auf seine Darstellung der Sitten und des Lebens fremder Völker sinngemäße Anwendung. Selbst eine Romandichtung wie Eduard Stuckens „Weiße Götter“, die ein nicht nur jahrelanges, sondern gewiß jahrzehntelanges ethnographisches Studium zur Voraussetzung hat, ist nicht exakter Spiegel der Wirklichkeit, sondern gibt das Leben einer fremden Rasse, beblutet von dem Temperament ihres Dichters. In viel höherem Maße muß naturgemäß bei der weniger minutiösen, einfacheren und monumentaleren Linienführung Mays eine Gestaltung entstehen, die von der empirischen Wirklichkeit abweicht. Es sind wenige markante, aber einprägsame Züge, durch die das Leben der indianischen Jägerstämme charakterisiert ist. Belauschen des Gegners, Auffinden seiner Fährte, Locken in den Hinterhalt, Entscheidungsschlachten, Skalpieren, Wettkämpfe auf Tod und Leben, Versöhnung bei der Friedenspfeife – das sind immer wiederkehrende Motive, denen der Dichter aber doch stets wieder neue Varianten abzugewinnen versteht. Die naive Bildhaftigkeit des Indianers, der aus ihrem religiösen Leben einseitig hervorgehobene Glauben an Manitou, den guten, großen Geist, schaffen eine Atmosphäre, in die sich der Leser bald einlebt. Eine im Guten und Bösen einfältigere Welt, die allmählich von der komplizierteren europäischen Kultur [236] erdrückt zu werden droht und deren verzweifelt Widerstand wir mit tiefem Mitgefühl erleben. Das Mitgefühl mit dem einem sicheren Untergang geweihten Naturvolk finden wir auch schon in der Indianerliteratur vor Karl May. Aber, irre ich nicht, so hat dieser Dichter es religiös vertieft, indem er den edlen Vertretern jener Rasse, vor allem seinem Liebling Winnetou eine tief eingeborene *anima naturaliter christiana* gibt, die wirkungsvoll gegen das häufig nur scheinbare Christentum des Europäers kontrastiert. Unvergeßlich ist mir jene Stelle, da Winnetou ahnt, daß der feige Hartley seinen Gefährten in den sicheren Tod geschickt hat, um das eigene Leben zu retten. „Bist du seiner wert gewesen? Nur der große Manitou weiß alles; mein Auge kann nicht in dein Inneres dringen ...“ Sie begraben nun den Ermordeten. „Hierauf nahm der Yankee den Hut ab und faltete die Hände. Ob er dabei wirklich betete, war zu bezweifeln. Der Apatasche blickte ernst in die untergehende Sonne. Es war, als ob sein Auge jenseits des Westens die ewigen Jagdgründe suche. Er war ein Heide, aber er betete ganz gewiß“⁴⁸. Der einführende Leser wird immer wieder staunend in diesen angeblich blutrünstigen Indianerbüchern solche Aeußerungen finden, deren Erlebnistiefe, deren seelische Zartheit ihn erbeben macht.

Das Leben des von alten Kulturen durchdrängten Orients ließ sich nicht in so einfachen Linien bannen, wie die Welt des Indianers. Darin sehe ich die Ursache, daß Karl Mays Orientserzählungen nicht ganz die Popularität seiner Indianergeschichten erreicht [237] haben, die sie an dichterischer Qualität fast noch übertreffen. Für das Pathos des Orientalen besaß Karl May ein, ich möchte sagen, wahlverwandtes Gefühl; er hat diese Welt der großen Gebärden und blumigen Redewendungen mit außerordentlicher Meisterschaft gestaltet. Den prunkenden Faltenwurf im Rhythmus des Orientalen und die herbe, schlichte Art des Abendländers hat er packend kontrastiert. Köstlich typisierte Gestalten erfüllen diese Welt: aufgeblasene Offiziere, Beamte, deren Verhalten nur von der Höhe des Backschischs bestimmt wird, Weiber von abschreckender Häßlichkeit, deren Augen feucht werden, wenn man ihren verwelkenden Leib mit duftendsten Blumen und strahlendsten Gestirnen vergleicht. Auch hier ist das markante Uebertreiben der wirklichen Verhältnisse ein wirkungsvolles Kunstmittel, um ein zwingendes, in sich selbst geschlossenes und überzeugendes Gemälde zu schaffen.

⁴⁸ Gesammelte Werke, Bd. 36, 279 ff.

Dem gleichen Umstände verdanken auch die Mayschen Gestalten jene Eindeutigkeit, durch die sie sich dem Leser so tief einprägen. Nicht wie im modernen Roman zwiespältige, komplizierte Naturen, die psychologischer Analyse bedürfen – sondern wie im alten Epos und in der Charakterkomödie lebensvolle Typen, in denen sich wenige markante Eigenschaften mit unverkennbarer Deutlichkeit ausprägen. Vom Standpunkt des Naturalismus aus sind seine Gestalten „übertrieben“. Sie wachsen ins Uebermenschliche oder ins Grotteske. Vom künstlerischen Standpunkt gesehen liegt hierin aber gerade ihre Wahrheit und plastische Kraft. Dabei ist es erstaunlich, wie es Karl May gelingt, durch beharrliche Wiederholung **[238]** ganz einfacher Eigentümlichkeiten diese Wirkung hervorzurufen. Man denke etwa, mittels welcher lächerlich kleinen Kunstmittel es gelungen ist, daß wir Gestalten wie den langen Davy und den dicken Jemmy, den blauroten Methusalem und Mijnheern Willem van Aardappelenbosch niemals zu vergessen vermögen! Oft dienen sprachliche Mittel solcher eindringlichen Charakterisierung. Wie effektiv ist der sächsische Dialekt des Hubble Frank und der Tante Droll oder gar das köstliche Chinesisch des Kapitän Turnerstick! Auf wie billige und doch fesselnde Weise sind die Gestalten der reichen, spleenigen Engländer gezeichnet! Es ist eine volkstümliche, kraftvolle und nur ganz selten zu Geschmacklosigkeiten übersteigerte Kunst der Charakterzeichnung. Der Humor Karl Mays, der besonders in seinen Jugenderzählungen einen recht breiten Raum einnimmt, ist ganz ohne Finessen, derb und drastisch, nur an vereinzelten Stellen verflüchtigt er sich zu gehaltlosen Albernheiten.

Das Hauptinteresse des Lesers konzentriert sich bei den autobiographischen Charakter simulierenden Reiseerzählungen durchaus auf das erzählende „Ich“. Denn die Persönlichkeit des Erzählers ist ja der verbindende Faden der verschiedenen Bücher, in einzelnen lockerer komponierten Werken auch die naturgemäße Verknüpfung der novellistisch abgerundeten Episoden. Für alle Kränkung und Schmach, die ihm widerfahren, schuf sich Karl May die Genugtuung, daß er für die Tausende seiner Leser die fesselnde Hauptperson der Erzählung war, der durch seine Meisterschaft im Schießen, im Ringkampf, **[239]** im Ueberlisten, der durch seine beispiellose Tapferkeit, Verschlagenheit, Umsicht, Güte alle in Staunen und Bewunderung versetzt. Kaum hat der Held der Erzählung den Boden des wilden Westens betreten, so ist er bereits der siegesgewisse Ueberwinder, der selbst die Taten der erfahrensten Westmänner in den Schatten stellt. Die erste Büffelherde, die er erblickt – und schon erlegt er zwei mächtige Bullen; die erste Mustangherde, die an ihm vorbeihastet – und es gelingt ihm, ein wildes Maultier zu fangen und zu bändigen; der erste Grizzlybär – und er trifft ihn mit dem bloßen Jagdmesser mitten in sein Herz. Schon am Anbeginn seiner Laufbahn verfügt er über den gefürchteten Jagdhieb, der den Gegner nicht tötet, aber auf der Stelle betäubt; seine Kugel ist jetzt schon unfehlbar. Dennoch hat, im Gegensatz zu den Nebengestalten seiner Werke, das erzählende „Ich“ eine innere Entwicklung, denn gerade in dem „Ich“ seiner Träume muß sich die Entwicklung spiegeln, die Karl Mays Individualität durchmachte dank der herben Schule des Leidens, die ihm auferlegt war. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe des Verlages, statt der ziemlich willkürlichen Anordnung der Gesamtausgabe, die „Ich“-Erzählungen, soweit irgend möglich – und wäre es auch mit leisen Akkomodierungen – in chronologischer Reihenfolge aneinanderzureihen, so die Dichtung seiner erträumten Erlebnisse als einheitliches, wenn auch fragmentarisches Werk wirken zu lassen. Da würde sich zeigen, wie anfangs die Freude an der brutalen Kraft überwiegt, zuweilen bis hart an die Grenze **[240]** der Roheit streifend; dann die Mittel feiner List immer mehr an Stelle der physischen Kraft treten und schließlich Menschlichkeit, verzeihende Güte das einzige Mittel wird, mit dem der Held der Erzählungen seine Feinde überlistet. So spiegelt sich unwillkürlich in dem Lebenswerk des Reifenden das Lieblingsthema des greisen May: hinauf zum Edelmenschen – von den Niederungen Ardistan zu den lichten Höhen Dschinnistan – von den Prärien und Steppen zum Mount Winnetou und Dschebel Marah Durimeh.

Währenddessen hat sich freilich auch eine andere, schon angedeutete Wandlung in Mays Erzählungskunst vollzogen. Die sinnliche Konkretetheit tritt zurück und macht zunehmender Freude an symbolischer Absichtlichkeit Platz. Die Darstellung büßt ein an naiver Unmittelbarkeit, gewinnt an geistiger Bedeutung. Die konkreten Gestalten erhalten, soweit sie in die neuen Werke übernommen werden, plötzlich einen bestimmten symbolischen Sinn. Ich wenigstens habe mich, trotz gutem Willen, nicht überzeugen lassen können, daß etwa Nscho-tschi oder Marah Durimeh schon in den Frühwerken symbolisch gewollte Figuren sind⁴⁹. Ich vermag sie nur als konkrete Gestalten zu schauen. Ja, ich muß sagen, daß es mir

⁴⁹ Vgl. hingegen Otto Eicke, Der Wahrheitsgehalt in den Reiseerzählungen Karl Mays. („Hochwacht“, X, 89 ff.)

außerordentlich schwer wird, die sehr konkrete Marah Durimeh in „Durchs wilde Kurdistan“ und die einer Göttin gleichende Herrscherin von Ikkal in „Ardistan und Dschinnistan“ als ein und dieselbe Gestalt zu empfinden.

[241] Die Frage, ob Mays Kunst der Erzählung durch die Vertiefung des geistigen Inhalts gewonnen habe, ist strittig – wird es auch bleiben und stets je nach dem eigenen Naturell des Lesers beantwortet werden. Was mich selbst betrifft, so muß ich bekennen, daß es „Im Reiche des silbernen Löwen“ und in ersten Bande von „Ardistan und Dschinnistan“ Stellen gibt, wo die bewußte Absichtlichkeit, der Zwang, hinter der Erzählung den „eigentlichen“ Sinn suchen zu müssen, einen rechten Genuß nicht aufkommen läßt. Wenn aber dann im Fortschreiten der Handlung Mays Freude am Fabulieren die Oberhand gewinnt, dann fühle ich mich nicht mehr von den intellektuellen Absichtlichkeiten bedrängt, sondern beflügelt von den zu sinnigen Märchen verdichteten Schauungen. Besonders „Ardistan und Dschinnistan“ enthält symbolische Märchen, denen ich in der deutschen Literatur nur wenig Gleichwertiges an die Seite zu stellen wüßte, und doch ringt auch hier die neue Kunstform erst um ihren Durchbruch; ein Motiv wie die „Dschemma der Lebenden“ ist noch weit größer empfunden als gestaltet.

Bei der Lektüre von Mays Werken fällt eine gewisse Ungleichmäßigkeit, oft innerhalb des gleichen Bandes, auf. Die Ursachen sind wohl in der zuweilen schwankenden Stimmung und der oft hastenden Ueberproduktion des Autors zu suchen. Manche Kapitel sind wundervoll komponiert und in einem Zustand fast ekstatischer Steigerung geschrieben, andere sind matt und trocken, Lückenbüßer, die vielleicht rasch zu Papier gebracht werden mußten, weil ihr Erscheinen in einer periodischen Zeitschrift zur [242] Fortsetzung in unbereiter Stunde nötigte. Der Stil Karl Mays ist schlicht, einfach, sinnvoll; manche Flüchtigkeiten, die sich besonders in ungenauem Gebrauch der persönlichen und besitzanzeigenden Fürwörter äußern, sollte der Verlag, besonders im Interesse der jugendlichen Leser, bei Neuauflagen ausmerzen.

Es obliegt nun noch, von dem sittlichen und religiösen Gehalt der Mayschen Erzählungen zu reden, der mit ihrem ästhetischen unlösbar verwoben ist. Schon Werner Mahrholz hat in seinem bemerkenswerten Essay über Karl May⁵⁰ darauf hingewiesen, wie das Ethos Mays – das seinen Helden nicht gestattet, einen Feind zu töten, es sei denn in äußerster Notwehr – gradezu als spannungssteigerndes Motiv dient. Man wird aber noch weiter gehen dürfen und sagen, daß durch den religiösen Grundton, der seine Werke durchzieht, seine Erzählungen jene Schönheit und Tiefe gewinnen, die in der Geschichte des Reiseromans ganz vereinzelt dasteht. Man hat seltsamerweise an der Echtheit von Mays Religiosität zweifeln wollen und sogar die Verdächtigung nicht gescheut, sie sei nur ein Köder für das katholische Lesepublikum jener Familienzeitschrift gewesen, in der Mays Reiseerzählungen zuerst erschienen. Ich muß bekennen, daß ich die Maysche Religiosität als erlebt, echt und schlicht empfinde, so organisch mit seinem Werk und seinem Streben verbunden, daß solche Vorwürfe wohl nur aus verleumderischer Bosheit oder aus ungenügender Kenntnis seiner Schöpfung entspringen können. [243] Gewiß: May hat manchmal gewisse sentimentale Anwandlungen, die herberen Naturen auf die Nerven fallen können – aber sie gehören nun einmal zu seiner Natur und sind bei ihm echt. Zuweilen aber findet man auch Stellen von monumentaler Herbheit – ich denke etwa an das Selbstbekenntnis, ja an die ganze Erscheinung Klekih-petras. „Das Leben hatte tiefe Runen in sein Gesicht eingegraben, die langen Grundstriche des Grames, die durchquerenden Gedankenstriche des Zweifels, die Zickzacklinien der Not, der Sorge und Entbehrung. Wie oft mochte sein Auge düster, drohend, zornig, ängstlich, vielleicht auch verzweifelnd geblickt haben, und nun war es klar und ruhig wie ein Waldsee, den kein Windstoß kräuselt, der aber so tief ist, daß man nicht sehen kann, was auf seinem Grunde ruht⁵¹.“

Ich denke ferner an die herben Gefühlsäußerungen Winnetous, ich denke an jenes wuchtige Gespräch auf dem Dache eines Hauses in Bagdad:

„Effendi, glaubst du an Gott?“

Ich erschrak, als diese seine Frage so plötzlich und unvorbereitet durch die tiefe Stille klang.

„Ja,“ antwortete ich nur mit diesem einen Worte.

„Ich nicht!“⁵²

Ich denke auch an den ergreifenden Schluß von „Satan und Ischariot“, an seine Schilderung des

⁵⁰ „Literarisches Echo“, XXI, 129 ff.

⁵¹ Gesammelte Werke, Bd. 7, S: 127.

⁵² Gesammelte Werke, Bd. 26, S. 539.

Weihnachtsfestes in „Ardistan und Dschinnistan“, an einige wenige ganz schlichte, einfältige Verse.

Nur die tiefste durchlebte und durchlittene Sehnsucht kann dem „unter Polizeiaufsicht stehenden Verbrecher“, der soeben eine vierjährige Zuchthausstrafe verbüßt hatte, diese Worte in die Feder gegeben haben: „In den unergründlichen Tiefen des [244] blauen Aethers liegt unsre Zukunft verborgen; mag der Zweifler spotten, es kommt ihm doch die Stunde, wo ihn eine Ahnung des Zukünftigen, dem er sich nicht entziehen kann, überwältigt, und es ist keineswegs ein Triumph des Menschengestes, wenn er sich lossagt von dem Vertrauen zum Vater, der sein Kind aus der Finsternis zum Licht, aus dem Dunkel zur Klarheit emporziehen will an seine Rechte. – Wenn in stiller Abendstunde sich der Blick zu dem funkelnden Diadem des Himmels erhebt und, wie magnetisch festgehalten, bei den Lichtern der Nacht, der Tausendäugigen, verweilt, so schwellt die Brust unter jenem Gefühl, für das die Sprache noch nicht das rechte Wort erfand, weil sie den Ort nicht kennt, wohin die Sehnsucht des einsamen Menschenherzens gerichtet ist“.⁵³ – Mögen Pharisäer spotten über den „Verbrecher als Erzieher“! Dieser vom Haß seiner Mitmenschen gekreuzigte Zöllner fand den Weg zu Gott und hat ihn gepredigt mit dem Wort zündender Liebe.

Aus diesem religiösen Empfinden heraus wurde der Dichter auf das Problem gedrängt, das in fast allen seinen Werken wiederkehrt und das allein mit Fug als Karl-May-Problem angesprochen werden darf. Das Problem: wie die Ideale des Helden und des Christen miteinander vereinbar sind. Wir deuteten an, wie das Heldenideal im Laufe des Mayschen Gesamtwerks in immer innerlicherem Sinne verchristlicht wird, wie die in den frühen Werken oft hervortretende Brutalität von den geistigen Waffen der List und Verschlagenheit verdrängt wird, bis Karl May schließlich zu der Einsicht kommt, daß gütiges Verzeihen nicht nur Christenpflicht, sondern auch die erfolgreichste Realpolitik sei, während Gewalt nur immer neue Vergewaltigungen [245] gebäre. Es verdient Beachtung, in welchem Maße Karl May hier die staatsphilosophischen Gedanken Friedrich Wilhelm Försters vorweggenommen hat. Der Dichter, der so viele blutige Schlachten geschildert hat, entwickelt sich – wir können es durch sein Werk Schritt für Schritt verfolgen – zum Apostel des Völkerfriedens. Ein kleiner Mensch wäre unter Keulenschlägen des Hasses, wie sie May zuteil wurden, verbitterter Menschenfeind geworden; in diesem Dichter aber reifte die Güte. „Und Frieden auf Erden“ – er glaubte an die irdische Erfüllung der frohen Botschaft. Er hoffte, daß die Zeit rohen, blutigen Heldentums ihrem Ende entgegenginge. Die Helden, die Reiche zertrümmert und ihre Macht auf die Gewalt gegründet hatten, waren nicht die wahren Helden. Der greise Dichter träumt von einem christlichen Helden, der nicht die Dornenkrone ums Haupt trägt, sondern die Fackel schaffender Arbeit in der spendenden Rechten.

Hätten wir die zur Einheit komponierte autobiographische Dichtung – sie würde mit der Verkündigung des ewigen Friedens abschließen, wie sie mit Old Shatterhands Jagdabenteuern angehoben hat. Dazwischen liegt die Entwicklung eines Menschen und eines Künstlers.

Ist Karl Mays Lebenswerk auch äußerlich ein Torso geblieben – so darf man doch sagen, daß es zu einem inneren Abschluß gekommen ist. Durch die ganze Farbigkeit des Erdenlebens, durch die Täler und Gebirge der wirklichen Erdteile mit ihren Völkersitten und Menschentaten führt uns der Dichter [246] bis an die Grenze des Wunderlandes Dschinnistan, führt uns durch die Leidenschaften und Kämpfe der Menschen bis zu jenem Wendepunkt, da die Geschichte im heutigen Sinn endet und die Menschheitsseele sagen darf:

„Bis hierher hab' ich Völker geführt;

Ich bin an einem Ziel.

Ich löse ein die Jahrtausende der Leiden.“

Man wird wohl nicht irren mit der Behauptung, daß dieses „Karl-May-Problem“ eine der entscheidendsten Schicksalsfragen unserer Zeit ist, die noch unter dem zermalmenden Verhängnis des Krieges bebt. Vielleicht, daß von hier aus ein neues Interesse für den Dichter erwacht.

Freilich: alle solche Zeitbeziehungen sind vergänglich. Auch Probleme, sofern sie nicht Fleisch wurden in verdichteter Gestaltung. Aber die Kunst der Erzählung verleiht Dauer. Den Mauern des Vorurteils zum Trotz gewinnt der geächtete Name Karl Mays – Bekenntnisse seiner Leser beweisen es mehr noch als die wachsenden Auflagenziffern – stetig an Anerkennung und Liebe. Wir, deren Träume er mit Glanz und Schönheit füllte, tragen sein Werk zu einer neuen Jugend. – Und nun schnaube empört, o zorniger Büffel: auf einer Wiese zwischen hohen Alpengipfeln sitze ich und lese meinem lauschenden Söhnchen von

⁵³ Gesammelte Werke, Bd. 34, S. 13.

Winnetous Heldentaten.

[(247)]

Der Abenteuerroman als dichterischer Wert

Von Dr. Wilhelm Matthießen

©

[(255)]

Das Gurlittbuch

Eine Besprechung von Fritz Prüfer

©

[(262)]

Die tschechischen Uebersetzungen Karl Mays

Von J.[Jaroslav] Moravec

©

* [Das Zitat ist im Werk nicht nachweisbar. Eine Annäherung findet sich in der Berichterstattung zu Karl Mays Vortrag in Lawrence/USA: dort wird erwähnt, dass er die „drei Menschheitsfragen“ zuerst als Mensch und dann als Deutscher beantwortete.]

Die Wörter der Apache-Sprache im Reiseroman „Winnetou“

Von Dr. Fritz Kl a u b e r

Rundfragen unter den zu Männern herangewachsenen Jugendkameraden haben mir bestätigt, daß Karl May an dem seelischen und geistigen Aufbau meiner Generation wesentlich mitgewirkt hat. Allgemein ist die Empörung der von mir Befragten über die schmachvolle Bloßstellung des Greises Karl May durch die von seinen Gegnern freventlich vom Zaune gebrochene Hetze, in der seine wirklichen und angedichteten Jugendsünden von diesen unritterlich und unchristlich als Waffe gebraucht wurden.

Ich bekenne gern, auch an dieser Stelle, daß ich jahrelang unter dem Einfluß Karl Mays gestanden habe, und daß durch ihn in mir Mut, Unternehmungslust und Schlagfertigkeit gestärkt wurden.

Karl Mays große Erfolge als Schriftsteller gründen sich auf die glückliche Wahl seiner Stoffe, die der Phantasie reiche Nahrung geben. Ferner auf die große Beweglichkeit seiner Erzählungsweise, die nicht zum wenigsten auf seinem Ich-Stil beruht. Der Farbenreichtum seiner Naturschilderungen kommt dem der Naturschilderungen des Deutsch-Mähren Karl Postl (Charles Sealsfield) nahe. Der Wert seiner Erzählungen wird durch geographische, ethnographische [268] und kulturgeschichtliche Einstreuungen wesentlich gesteigert.

Seine Gegner haben ihm zum Vorwurf gemacht, daß er die in seinen Romanen geschilderten Geschehnisse erzähle, als ob er sie selbst erlebt hätte. Eine so unsachliche Kritik konnte nur persönlicher Voreingenommenheit entspringen. Wesentlich ist doch nur, ob Karl May die Gabe, sich in die von ihm geschilderten geographischen, kulturellen und geschichtlichen Ereignisse einzufühlen, verliehen war. Da bisher in dieser Hinsicht noch keine bedeutungsvollen Einwände von seinen Gegnern erhoben worden sind, kann man darin eine Bestätigung dafür sehen, daß seine Umweltsschilderungen auch strenger Kritik standgehalten haben.

Mays inneres Schauen allein würde es nicht vermocht haben, daß er so anschauliche Gemälde fremder Länder und Menschen hätte entwerfen können. Dazu gehörte große Sachkenntnis. Für die literarische Bewertung seiner Schriften ist es gleichgültig, ob er seine umfassende Sachkenntnis durch Studium, durch Vermittlung anderer Personen oder durch eigene Anschauung und Unterrichtung an Ort und Stelle gewonnen hat.

Für seine in Nordamerika handelnden Romane möchte ich die letztere Ansicht in Anspruch nehmen.

Der Herausgeber des literarischen Nachlasses Karl Mays, Dr. E. A. Schmid, vertritt in einer Abhandlung über die Reisen Karl Mays die Ansicht, daß May noch vor der Abfassung der amerikanischen Romane sich längere Zeit in den Vereinigten Staaten von Amerika aufgehalten habe. Nach seiner Berechnung [269] müßte sein erster Aufenthalt in den Vereinigten Staaten in die Jahre 1862 – 1863 fallen. Der Zeitpunkt einer zweiten Reise nach Amerika, noch vor der Abfassung der amerikanischen Romane, ist nach Dr. Schmid auf das Jahr 1869 zu setzen. May ist im Jahre 1842 geboren. Er wäre also zu Beginn der ersten Reise 20 Jahre, zu Beginn der zweiten Reise 27 Jahre alt gewesen.

Ein besonders fesselndes Moment des Reiseromans „Winnetou“ ist die häufige Verwendung von Wörtern und Redewendungen des Apachen-Idioms.

Der Umstand, daß die Erforschung der Indianersprachen sich noch in den Anfängen befindet, bringt es mit sich, daß die vielfach unkritischen Aufzeichnungen der von den Sammlern indianischer Wörterbücher überlieferten Belege sich je nach dem Grad der Bildung und der Art der Nationalität der Sammler unterscheiden.

Die von May angewandte Schreibart des Apachen läßt darauf schließen, daß ihm das 1876 in Weimar erschienene geistreiche Buch Albert S. Gatschets „Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas“ bekannt gewesen sein muß.

Abhandlungen größeren Umfanges über die Apachesprache vor Gatschet stammen unter anderem von Joh. Carl Ed.[Johann Karl Eduard] Buschmann (in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin 1854, 1857, 1859 und 1860), von Hubert Howe Bancroft (*The native races of the Pacific states of North America*, 3. Bd.) und von [Henry Rowe] Schoolcraft, in dessen großem Sammelwerk „*Historical and statistical information, respecting the history, [270] condition and prospects of the Indian tribes of the United*

States" (Philadelphia 1855) sich die von [John H.] Eaton, Dr. [Charles C.]C. Henry und [Amiel Weeks] Whipple gesammelten Wörterverzeichnisse indianischer Sprachen befinden. Deren Bezeichnungsweise der Laute der Apachensprache unterscheidet sich wesentlich von der, die Gatschet bei der Wiedergabe der von [Oscar] Loew und Dr. [John B.] White gesammelten Apachen-Wörterverzeichnisse gebraucht hat.

Außer in den genannten Werken finden sich allgemeine Bemerkungen über die Apachen u. a. in dem Buch „*Noticia de la California*“ (Mexiko 1757) des Spaniers Miguel Venegas und in Berghaus' Geographischem Jahrbuch (1851).

Die Nachrichten über die Abstammung der Apachen sind teilweise durch sagenhafte Ueberlieferungen getrübt. Die Apachen selbst sagen von sich aus, daß die Reste der teilweise großartigen Baudenkmäler in Arizona und Neumexiko von ihren Vorfahren herrührten, und daß sie einst als friedliebendes ackerbauendes Volk an den Ufern des Rio del Norte, des Gila und Los Mimbrosflusses gesessen hätten. Ihre noch heute bestehende Verehrung des vorletzten Herrschers des mexikanischen Reiches, Montezuma († 1520), kann als Stütze dieser Ansicht betrachtet werden. Die Forschung hat noch keine Beweise für oder gegen diese Ueberlieferung erbracht.

Prof. William W. Turner hat 1852 in einem vor der „*American ethnological society*“ zu New York verlesenen und in der New Yorker Zeitung „*The Literary World*“ veröffentlichten Aufsatz die Behauptung aufgestellt, daß das Apachenvolk und [271] seine Sprache ein Zweig des Athapaskischen Völker- und Sprachstammes sei. Ausführlich ist diese Ansicht in einer Arbeit Joh. Carl Ed. Buschmanns begründet worden, die 1855 als Abhandlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin erschienen ist. Demnach ist das Apache ein weit nach Süden vorgeschobener Zweig der Athapaskasprachen, und die Apachen sind ein abgesplitterter Teil des Volkes der Athapasken, der seine ursprünglichen Sitze im Innern der nordamerikanischen Ländermasse in den Breiten der Hudson-Bai hatte. Die Trennung der Apachen von der Hauptmasse der Athapasken erfolgte wahrscheinlich, um ergiebiger Büffeljagden zu erzielen.

Die Apachensprache enthält viele Gutturale (Gaumenlaute) und Konsonantenhäufungen, die an die Tinnensprachen des Nordens, namentlich an das Tlatskanai, erinnern.

Eines der wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Apachen ist ihr im Jahre 1688 in Gemeinschaft mit den Puebloindianern geführter Zug gegen die Spanier, der mit deren Vertreibung aus Neumexiko endete. Das Grenzgebiet zwischen Sonora und Chihuahua und des Bolson de Mapimi an der Nordgrenze Mexikos blieb lange Zeit das Ziel ihrer Kriegszüge. 1747 und 1748 unternahmen die Mexikaner zwei erfolglose Angriffe gegen die Apachen, die sich ihrerseits durch einen Raubzug nach Sonora dafür rächten. Die Zahl der damals in Sonora zerstörten Missionen, Städtchen und Ansiedlungen betrug 144. In den Kämpfen der Apachen gegen die Vereinigten Staaten zeichnete [272] sich Mangas Colorado aus, der fünfzig Jahre Stammeshäuptling der Apachen und ein erbitterter Feind der Weißen war. Er fiel 1863 in einem Gefecht. Cochise, ein anderer Oberhäuptling der Apachen, der um 1870 einen Vertilgungskrieg gegen die Weißen unternahm, mußte sich unterwerfen. Seitdem ist der größte Teil der Apachen in Reservationen untergebracht.

Die wichtigsten Völkerschaften der Apachen sind nach der Aufstellung von Gatschet die Mescaleros, die Llaneros, die Xicarillas, die Tarracones, die Návajos, die Chiriguais, die Pinaleños, die Coyotero- oder Gilaapachen, die Mimbresños, die Kupferminenapachen und die Lipans. Diese Stämme zogen jagend im nördlichen Sonora, im Nordlande des Gila in Neumexiko, in Chihuahua, im Bolson de Mapimi, sogar in Texas und Coahuila umher.

Die Mescaleros insbesondere, als deren Häuptling Karl May Winnetou auftreten läßt, schweiften von der Sierra de Guadalupe bis zur Sierra de San Andres im Norden, südlich bis zum Rio Pecos, westlich bis zum Rio Grande umher.

Ihr Name leitet sich von der aloëartigen Pflanze Mescal her, die von ihnen in mit heißen Steinen bedeckten Erdlöchern gebraten und zu einer breiartigen Speise verarbeitet wurde. Der Geschmack der rohen Pflanze ist sehr bitter und brennt auf Zunge und Lippen. Wenn sie gebraten ist, verliert sich der bittere Geschmack. Die Mescalpflanze ist der afrikanischen Palme verwandt und gleicht dem Rahout der Araber. Aus ihrem Saft bereiten die Indianer ein berauschendes Getränk.

[273] Der Name Apache leitet sich von dem der Yumasprache entnommenen Worte épatsch oder épah her, und bedeutet „Mann“. Die Apachen nennen sich selbst *shis inté* = Männer des Waldes.

Für die von May im Winnetou gebrauchten als der Apachensprache angehörigen Wörter und

Redewendungen habe ich versucht, Belege aufzufinden. Mehrfach sind die von May angewendeten Ausdrücke in den Quellen nicht durch Wörter belegt, die sich in den Verzeichnissen der Apachensprache finden, sondern haben Belege in den Verzeichnissen anderer Sprachen des südwestlichen Nordamerika. Es kommen dabei in der Hauptsache Sprachen von Indianervölkern in Betracht, die in der Nachbarschaft der Apachen lebten. Dieser Umstand ist einerseits durch die Unvollkommenheit der überlieferten Verzeichnisse zu erklären, andererseits dadurch, daß der durch das betreffende Wort festgehaltene Begriff in der Apachensprache keine besondere Bezeichnung hatte und dafür ein Wort aus der Sprache eines Nachbarvolkes entlehnte. Die Fälle aber, in denen das von May als apachisch gebrauchte Wort durch ein anderes Wort in den überlieferten apachischen Verzeichnissen bezeichnet wird, aber in einer anderen Sprache belegt ist, finden vielleicht eine Erklärung dadurch, daß die Apachen, mit denen May zusammengekommen ist, das bei anderen Apachenstämmen noch gebräuchliche Wort nicht mehr besaßen und sich eines entlehnten Wortes für den gleichen Begriff bedienten.

Die als Quellen zur Verfügung stehenden Verzeichnisse stammen von dem Oberleutnant H. Eaton, [274] von Leutnant Whipple, Leutnant James Simpson, dem Agenten Dr. Charles Henry (alle vier in Buschmanns Abhandlungen angeführt), dem Chemiker O. Loew und dem Arzt Dr. Johann White (in dem genannten Werke Gatschets angeführt). Die Verzeichnisse der erstgenannten vier Sammler sind nach englischen Lautregeln aufgezeichnet, die der letztgenannten beiden Sammler nach deutschen Lautregeln. Infolgedessen weichen sie auch dann in der Schreibweise wesentlich voneinander ab, wenn sie lautlich zusammengehen. An einem Beispiel ist das leicht ersichtlich. Das von Dr. White überlieferte apachische Wort für „weiß“ gibt Gatschet durch „klekie“ wieder, Buschmann hingegen gibt dasselbe von Eaton als Navajowort angeführte Wort in dessen Schreibweise durch „klakhi“ wieder. Spricht man dieses „klakhi“ in englischer Aussprache, so erhält man, mit einer geringen Abweichung, dasselbe Tonbild, das in der deutschen Aussprache bei der Aussprache von „klekie“ entsteht.

Dieser Unterschied der Aussprache ist zu beachten.

Die Herkunft der Ueberlieferung wird immer besonders angegeben, und zwar steht für Eaton die Abkürzung Ea., für Whipple W., für Simpson S., für Henry H., für Loew L. und für White Wh. Weitere Abkürzungen sind Ap. für Apachen, Nav. für Navajo.

Im folgenden geht dem Belege stets das Zitat Karl Mays mit Angabe des Bandes und der Seitenzahl voraus.

[275] Winnetou, Bd. 1, S. 108: Kleki-petra = weißer Vater; mein Vater petra (Ap. L.), (das r in petra ist vokalisch zu sprechen, ein Kehllaut = rh.); weiß tle-kayi (Ap. L.), klekie (Ap. Wh.), klakhi (Nav. Ea.), tlac-hai (Nav. W.).

Bd. 1, S. 110: Intschu-tschuna = Gute Sonne; gut 'nshō (Ap. L.), intschú (Ap. Wh.), neet-shò (Ap. H.), iáshu (Nav. W.), Sonne tchuna-ai (Ap. L.), dchugerni-ei (Ap. Wh.), chokonoi (Nav. Ea.).

Bd. 1, S. 134: schi yá Winnetou = mein Sohn Winnetou; mein Sohn shi sase (Ap. L.), shi yé (Nav. L.), shi yá (Ap. Wh.), shee-gái (Nav. Ea.).

Bd. 1, S. 208: Natan = Häuptling; Häuptling natan (Ap. L.), natani (Nav. L.), nanta (Ap. H.), nanti (Nav. Ea.).

Bd. 1, S. 208: Natan-tse = Tabakspfeife; Tabakspfeife nato-stsé (Ap. L.), nato-tsé (Nav. L.), nardosa (Ap. Wh.), nárootse [(Ap. H.).

Bd. 1, S. 238: Ko = Feuer; Feuer kō (Ap. L.), kō (Nav. L.), ku (Ap. Wh.), kou (Ap. H.), konh (Nav. Ea.).

Bd. 1, S. 302: Selki-lata = Shatterhand (Schmetterhand); Hand latâ (Ap. L.), Ida (Ap. H.), lattaiète (Nav. W.), slah (Xicarilla S.); töten selkhī (Ap. L.), thekith (Chepewyan nach Howse), (kh in selkhi ist ein Kehllaut, ähnlich dem ch im deutschen „Rache“).

Bd. 1, S. 309: Aguan inta-hinta = Er ist munter; lebendig intá-hintá (Ap. L.), eenda (Ap. H.), er aguan (Ap. L.), ahhan (Ap. H.).

[276] Bd. 1, S. 310: Nscho-tschi = Schöner Tag; Tag tshi (Ap. L.), chéengo (Nav. Ea.), schön, gut 'Nshō (Ap. L.), neet-shòv (Ap. H.), niso (Chepewyan nach Radloff)

Bd. 1, S. 315: ischha = essen; essen ishā (Ap. L.), eesháh (Ap. H.); ischtla = trinken; trinken ichtlá (Ap. L.), to-eesh-àh (Ap. H.).

- Bd. 1, S. 443: Kliuna-ai = Mond; Mond kliuna-a (Ap. L.), klainonoī (Nav. Ea.).
- Bd. 1, S. 482: Nugget-tsil; nuggets (englisch) = Goldkörner; tsil = Berg (tse = Stein, Fels in Ap. L.), tsil (Ap. Wh.), tzilh (Nav. Ea.).
- Bd. 2, S. 238: Inda-nischo = Guter Mann; Mann inda (Ab. Wh.), n'de (Kupferminenapachen W.), (gut s. unter 'Nsho-tschi).
- Bd. 2, S. 343: ntsa-ho = jetzt. In der athabaskischen Sprache der Umpqua heißt ha = jetzt; die Verwendung dieses Wortes mag trotz vorliegender Sprachverwandtschaft abgelehnt werden. Im Ap. (L.) heißt ntsage = hier und aho = ja. Bei den in allen indianischen Sprachen häufig vorkommenden Wortverschmelzungen und Wortverbindungen ist das Abstoßen von Vor- und Nachsilben typisch. In Ermangelung eines anderen geeigneten Ausdruckes für „jetzt“ in dem verfügbaren Wortvorrat der Apachesprache hat Karl May dieses neue Wort ntsa-ho gebildet und er gab ihm die „Bedeutung“ = jetzt.
- Bd. 3, S. 389: Toselkhita, shi shteke = schieß nicht, ich bin dein Freund[;] nicht (nein), to - - ta (Ap. L.), töten selkhi (Ap. L.), ich shi (Ap. L.), sheenh (Nav. Ea.), Freund shteke (Ap. L.), s-keetsee (Ap. H.).
- [277]** Bd. 3, S. 389: To tistsa tá ti. Ny peniyil = ich weiß nicht, wer du bist. Komm heraus; ich weiß nicht to tistsá tá (Ap. L.), ti = wer (Ap. L.), du ni (Ap. L.), neenh (Nav. Ey.), komme peniyil (Ap. L.).
- Bd. 3, S. 389: Ni Winnetou, natan shis inté = bist du Winnetou der Häuptling der Apachen; Apachen (Männer des Waldes), shis inté (Ab. Gatschet).
- Bd. 3, S. 389: Ha-au = Ich bin es; ja ha-au (Ah. L.), ah-óoh (Nav. Ea.).
- Bd. 3, S. 389: shi shteke, shi nta-ye = mein Freund, mein Bruder; mein Bruder shi nta-ys (Ap. L.), shee-tzhee (Ab. H.), shi-naie (Nav. W.).
- Bd. 3, S. 389: shi intá ni intá, shi itschi ni itchi = mein Auge ist dein Auge, mein Herz ist dein Herz; Auge intá (Ap. L.), nda (Ap. H.); Herz itschi (Ap. L.), e-chéi (Nav. W.).
- Bd. 3, S. 389: ti ti nte = Wer ist dieser Mann? Mann nte (Ap. L.), n'de (Kupferminenapachen nach Bartlett); wer, welcher ti (Ap. L.), dieser ti (Ap. L.), tee (Nav. Ea.).
- Bd. 3, S. 390: Aguan nte nshó, shi shteke ni shteke = er ist ein guter Mann, mein Freund und dein Freund. Belege siehe vorher.
- Bd. 3, S. 390: ti tenlyé aguan = Wie ist sein Name? Name tenlyé (Nav. L.) (Ap. Wh. = bis zhe).
- Bd. 3, S. 401: Naki gutesnontin nagoiya = zweihundert Krieger; zwei naki (Ap. L.), nákee (Ap. H.), nahkée (Nav. Ea.), hundert gutesnontin (Ap. L.), Krieger nagoiya (moqui-Sprache), naiun (Ap. H.).
- Bd. 3, S. 423: ti pa-apú shi itschi = Dieser See ist wie mein Herz; See pa-apú (Taossprache Gatschet).
- [278]** Bd. 3, S. 423: Ntch-nha Manitou nsho, shi aguan t'enese = Der große Geist ist gut, ich liebe ihn; groß 'ntch-kha (Ap. L.), entsáhž (Nav. Ea.), nintsá (Nav. W.), gut 'nshō (Ap. L.), lieben t'enese (Acoma-Sprache), ee-g-ahste (Ap. H.).
- Bd. 3, S. 446: Selkhi Ogellallah! Ntsayé sisi Winnetou natan Apaches. Shne ko = Tod den Ogalallahs! Hier steht Winnetou, der Häuptling der Apachen Gebt Feuer! (Germanismus!); stehen sisi (Ap. L.) ssése (Ap. W.), hier ntsäge (Ap. L.), ni-ssáke (Tonto Sprache), geben shne (Ap. L.), nateyi (Tehua-Sprache).
- Bd. 3, S. 471: ntsäge tse = Hier in der Brust; Herz tché (Ap. Wh.), e-chéi (Nav. W.); Brust tche (Nav. L.).
- Bd. 3, S. 602: Tse-schosch = Fels der Bären; Bär shosh (Ap. L.), shus (Ap. Wh.), chas (Ap. H.) shahs (Nav. Ea.), Fels Tse (Ap. L.), se (Nav. L.).
- Bd. 3, S. 602: Deklil-to = Dunkles Wasser; Wasser to (Ap. L.), toah (Ap. H.), toe (Nav. Ea.), 'thu (Nav. W.), Schwarz deklil (Ap. Wh.), teesley (Ap. H.), teligi (Nav. W.).
- Bd. 3, S. 604: Yato-Ka = Schneller Fuß; Fuß ká (Ap. Wh.), ke (Nav. L.), kee (Ap. H.), Kay (Nav. Ea.), schnell dzag-ghay (Biber-Sprache); yato heißt „gut“ (Nav. L.).
- Bd. 3, S. 605: Til-Lata = Blutige Hand; Blut dil (Ap. Wh.), tilh (Nav. Ea.), teligi (Nav. W.), Hand lata (Ap. L.), Ida (Ap. H.).

Scham und Maske

Zur Psychologie des Karl-May-Problems

Von Dr. Karl Hans Strobl

Karl May und kein Ende! Ist das „Karl-May-Problem“ nicht erledigt, noch immer nicht? Ist das Karl-May-Jahrbuch nicht bereits eine Ueberflüssigkeit geworden, da alles gesagt ist, was über den Mann und sein Werk gesagt werden kann? Ist er wichtig genug, seinetwegen Federn in Tätigkeit zu setzen, unter diesen verlegerisch schwierigen Zeitläuften Papier zu bedrucken, den deutschen Leser mit Aufsätzen zu behelligen, die den Mann von rechts, links, oben und unten beleuchten wollen? Ist es nicht, da wir nun einmal so schön im Unrecht aus politischen Gründen mitten drinnen sind, zu viel verlangt, daß wir gerade darauf so versessen sind, ein literarisches Unrecht richtig zu stellen und zu tilgen?

Zunächst: der Mann ist wichtig genug, denn er lebt noch immer und wirkt, nicht seinem Leibe nach, aber durch sein Werk. Und je weiter uns sein Persönliches durch die Zeit entrückt wird, desto dringender wird es, alles, was an ihrem Bild noch unklar, zwiespältig, geheimnisvoll ist, zu klären, zu vereinheitlichen, zu deuten, ehe es zu spät ist. Zeugnisse Lebender müssen zusammengetragen, Freund und Feind noch einmal gründlich verhört, auf alle Vorwürfe **[280]** muß noch einmal gründlich eingegangen werden.

Warum? Um eines Unterhaltungs-, eines Jugendschriftstellers willen, dessen Erzeugnisse nur unreife Jungen oder reife Leute dann befriedigen, wenn sie ein Entspannungsbedürfnis ihres Gehirnes verspüren, also nach „leichter Lektüre“ verlangen?

Zugegeben: Deutschland hat größere Dichter, erlebnistiefere Poeten, mächtigere Künstler des Wortes, feinere Artisten als Karl May. Aber Bücher sind Energieströme. Manche sickern langsam unterirdisch, dringen in feiner Verteilung unter der Oberfläche des literarischen Bewußtseins der Nation dahin, tränken weithin Wiesen und Wälder zu kaum erklärbar üppigem Wuchs, bis sie, nachdem sie in feinsten Verteilung Gutes gewirkt, oft weit von ihrem Ursprung – nach einem Lauf von Jahrzehnten – als helle Quellen ans Licht treten. Andere sammeln sich bald zu klaren Wassern, Seen von wunderbarer Tiefe mit lebendigen Rätselgeschöpfen, sie spiegeln den Himmel mit seinen Wolkenzügen, wie die Ufer mit Buschwerk und Bäumen, den Häusern der Menschen und dem einzelnen Menschenantlitz, das sich über sie beugt. Wieder andere brechen als breite Wasserläufe aus der Erde, brausen laut und prächtig dahin, in Wirbel und abenteuerliche Stromschnellen, an seltsamen Felsgebilden hin und durch romantische Schluchten. Es sind die Ströme, deren Lauf die Mächte des Wassers am unmittelbarsten darstellt, seine bewegenden Kräfte, die das Gesicht der Erde bilden.

Es sind die Ströme, die man, mit deutscher Wanderlust **[281]** im Blut am unmittelbarsten versteht: es sind die Ströme der Jugend.

Zu ihnen gehören die Bücher des Karl May nach Wirkung und Erfolg. Es ist nicht gleichgültig, ob sie bloß reines Bergwasser führen, das grün über kiesigen Grund springt, oder fruchtbaren Schlamm oder gar giftige Gase, Schmutz, Fäulnis, Abwässer von Fabriken, die die Ufer verpesten und den Fischen das Sterben bringen. Bücher, wie die Mays, die in fast drei Millionen Stücken durch das deutsche Volk wandern, können je nach ihrer Natur zum Segen oder zum Fluch werden.

Mays Feinde behaupten, daß sie giftige Abwässer führen, aber sie gründen dieses harte Urteil weniger auf eine leidenschaftslose Untersuchung ihres Gehalts und ihrer Zusammensetzung als auf die Behauptung, daß sie aus einer verpesteten Quelle ihren Ursprung nehmen, aus einer moralisch minderwertigen Persönlichkeit. Demnach müßten wir allen Wirkungen feind sein, auch den guten und besten, wenn sie nicht von einer menschlich einwandfreien Persönlichkeit stammen. Aber wird Richard Wagners Werk darum geringer, weil in seinem Wesen so manches zweideutig und nicht so ganz sympathisch war? Oder wird man sich von Carlyle deshalb abwenden, weil der Ethik seiner Schriften die Ethik seines Lebens nicht so ganz entsprach? Müßte dann streng genommen nicht der Philosoph bekämpft werden, der sich seinem eigenen System nicht bis ins letzte mit seinem Ich und dessen Aeußerungen anzupassen vermöchte? Wie stünde es dann mit Schopenhauer?

[282] Die Einheit von Mensch und Werk ist eine ideale Forderung, der in der Realität wenig Erfüllung wird. Das Werk ist göttlichen, der Mensch sehr beschränkt irdischen Ursprungs; seine Unzulänglichkeit

überwindend, aus Sterblichem sich lösend, strebt er im Werk Unsterblichem zu. Die Uebereinstimmung zwischen Mensch und Werk darf nicht zur letzten Entscheidung über den Wert des Werkes werden. Widersprüche werden bleiben, Klüfte werden sich nicht überbrücken lassen. Es kommt auf die Wirkung an. Nietzsche formuliert dies erschöpfend in sechs Worten: „Der Wirkende ein Phantom, keine Wirklichkeit.“

Karl Mays Wirkung ist da. Sie kann nicht geleugnet werden, aber sie wird bekämpft. Von den literarischen Zünftlern zunächst. Dem Philologen freilich bietet Mays Werk wenig Aufgaben, es gibt bei ihm keine Lesarten, keine Ausgabenschnüffeleien, keine Gelegenheiten zu gelehrten Untersuchungen. Mays Arbeitsgebiet sind jene stillen, unterirdischen Adern von Energie, die lang verkannten und spät wirkenden, oder die gesammelten Wasser mit den Spiegelungen des Ufers und des Himmels.

Schließlich aber bleibt die Philologie doch nur eine Fachangelegenheit und ist, im Ganzen genommen, die „Wissenschaft des Nichtwissenswerten“.

Wichtiger sind die Ein- und Anwürfe der sozial-ethisch Besorgten oder jener, die sich so gebärden (wobei für diesmal unerörtert bleibe, wieviel hierbei an rein menschlichem Neid auf die Auflagenziffern jene Besorgnis birgt). Vor kurzem hieß es, die Bücherbestände der deutschen Schülerbüchereien [283] müßten einer Durchsicht unterzogen und alles daraus entfernt werden, was dem Geist der neuen Zeit nicht mehr entspräche. Es bleibt abzuwarten, ob der Geist der neuen Zeit sich auch gegen Karl May wenden wird. Tut er es, ebenso wie es teilweise der „Geist“ der alten getan hat, so sei er wenigstens aufrichtig und sage, May sei auszuschneiden, weil seine Bücher zu sehr von nationalen und christlichen Gedanken durchsetzt seien, aber er hänge sich kein sozial-ethisches Mäntelchen um. (NB.: wo man jetzt auf allen anderen Gebieten sonst immer für den „Verbrecher“ tausend-und-eine Entschuldigung bereit hält und die reine Menschlichkeit in allen Tonarten programmposaunt!)

Ist es nicht aber auch eine sozial-ethische Forderung, niemandem Unrecht zu tun? Wird nicht gerade jetzt eine großartige Entsündigungs- und Entsöhnungsarbeit als erste Pflicht der nationalen Wiedergeburt betrachtet? Als Kriegsberichterstatter kam ich auch genug in den „Schluchten des Balkan“ und im „Land der Skipetaren“ herum. Uralte Sehnsuchtsgebiete für mich seit meiner Bekanntschaft mit Karl May. Es war, als würden die Seiten seiner Bücher vor mir aufgeblättert, Land und Leute durchwoben sich mit tausend Erinnerungen an die wildromantischen Erlebnisse, die damals mein Jungenherz hatten laut schlagen lassen; ja, es war, als würde die Wirklichkeit aus diesen Büchern in all ihrer bunten Farbigkeit geboren. Als ich von diesem Wiedererkennen, von diesem Wiederfinden mit Karl May einiges in meine Schilderungen einfließen ließ, wurde mir alles, was von jenem sprach, von der [284] Schriftleitung einer der ersten deutschen Zeitungen, in der ich meine Berichte veröffentlichte, glatt gestrichen.

Soll Karl Mays Name in allen „besseren“ literarischen Kreisen dauernd verpönt bleiben, sollen die sozial-ethischen Bedenken gegen seine Persönlichkeit auch weiter unüberprüft bleiben? Da man die Wirkung seiner Bücher nicht zu beseitigen vermag, soll sie dadurch beeinträchtigt werden, daß man daran festhält, sie stammen aus einer vergifteten Quelle, von einem sittlich bedenklichen, unlauteren, unwahrhaftigen Charakter?

Wie ein Karstfluß bricht der Strom von Karl Mays schriftstellerischem Wirken in die Zeit, aus breitem Tor fließt mit einmal die lebendige Kraft seiner Bücher. Sein Ursprung ist geheimnisvoll, aber nicht vergiftet, er ist rätselhaft, aber nicht bedenklich.

Für den Philologen ist bei Karl May wenig zu holen, um so mehr aber für den Seelenforscher; und dessen Pflicht ist es, sich um die Persönlichkeit des Mannes zu kümmern, seine Schwächen und Fehler, seine Mängel und Unvollkommenheiten zu erforschen und so in jene Tiefen zu dringen, in denen – nach feindlicher Ansicht – nichts als Unsauberkeit sein soll.

Es sind dieser Fehler und Mängel nicht wenige. Als der schwerwiegendste Einwand gegen ihn erscheint mir aber jener, der sich gegen seine schriftstellerisch-menschliche Unwahrhaftigkeit richtet.

Karl May trägt Masken, wenn er in seinen Büchern vor uns erscheint. Zu den menschlichen Urtrieben [285] gehört das Spiel mit der Maske. Kinder und Wilde bedienen sich ihrer mit naiver Freude und nicht minder ergötzen sich an bunter Vermummung und geistvoller Ungebundenheit des Maskenfestes reife, überreife Kulturen. Die Maske ist ebenso heimisch am Hof eines Negerhäuptlings wie des Sonnenkönigs. Der Buschmann zieht den Balg eines Straußes über und beschleicht in seiner Maske die Herde, um zu töten. Die Zauberer irgendwelcher Südseeinsulaner tragen die holzgeschnitzte, lächerlich grauenhafte Maske ihres Gottes und glauben, dieser Gott selbst zu sein. Verbrecher und Attentäter verbergen sich hinter

Masken, um unkenntlich zu bleiben; auf einem Maskenball fiel der König Gustav III. unter den Schüssen Anckarströms. Zu den abenteuerlichen Gestalten der historischen Romantik gehört der geheimnisvolle Gefangene der Bastille, der Mann mit der eisernen Maske, und in der älteren Romanliteratur spukt immer wieder die Dame mit dem Totenkopf, die ihr schauerliches Angesicht hinter einer Maske barg. In allen Bereichen menschlicher Kultur taucht immer wieder die Maske auf, bald da, bald dort, drohend, schreckend, lächelnd. Die Maske ist Versteck, Wertsteigerung, Bedeutungswandel, sie soll täuschen, locken, Furcht einjagen, sie dient der Vorsicht, der List, der Eitelkeit, der Scham, es gibt tausend Beweggründe zur Maske. In Scherz und Ernst, in Spiel und Verzweiflung. Zwei Hauptgruppen von Motiven sind zu unterscheiden, die eine kommt aus Negativem: sich zu verbergen, sich selbst zu verleugnen, zu verneinen; die andere aus Positivem: etwas anderes zu scheinen, **[286]** als man ist. Oft verschmelzen Motive aus beiden Gruppen im ohnehin fast aus dem Unbewußten entspringenden Trieb zur Maske unkenntlich ineinander.

Die Maske wandelt das äußere Wesen, befriedigt die Eitelkeit, indem sie etwas Größeres, Gewaltigeres, Ehrfurchtgebietendes vortäuscht. Der Maskierte setzt seine Umgebung in Schrecken und hat dabei noch die besondere Lust der Ueberlegenheit über die Gläubigen seiner Maske. Er hat die anderen dumm gemacht und erhöht sich dabei vor sich selbst, denn er ist der einzige Wissende. Er hat den anderen ein Rätsel aufgegeben und hält allein den Schlüssel in der Hand. Die Maske ist aber auch Erlösung und Befreiung. Der Mensch in seiner realen Erscheinung, hundertfach verstrickt in Herkommen, Beziehungen, Vorurteile, Gewohnheiten, in Familie, Staat und Gesellschaft macht sich durch die Maske plötzlich von all den unzählbaren Hemmungen seiner Persönlichkeit frei, er wirft alles ab, was ihn sonst bindet und beengt, wird auf einmal beziehungslos, ganz er selbst, scheidet sich von seiner belastenden Vergangenheit, ist ganz voraussetzungslose Gegenwart. So geschieht das Widerspruchsvolle, daß die Lüge der Maske zur Wahrheit der Persönlichkeit führen kann. Gravitätisch wandelnde Bürger werden durch diese seltsame Macht zu einer längstvergessenen und in ihnen verschüttet gewesenen Lustigkeit entzaubert, würdige Stützen des Staates entsinnen sich plötzlich jugendlichen Uebermuts und eines unverbrauchten Witzes.

Der tiefe Sinn aller Masken geht auf den allem **[287]** Lebenden eingeborenen Gegensatz von Sein und Scheinen zurück, mit dem jede Erkenntnis beginnt, auf den Gegensatz zwischen Substanz und Attribut, von Ding an sich und Phänomen. Die rätselhafte Anziehung dieses Spieles liegt darin, daß es einen Schöpfungsakt wiederholt, eben diese Zweiteilung in innere Wahrheit und äußere Erscheinung. Wer die Maske vornimmt, tut wie Gott, wenn er sich verhüllt, um in die Welt zu treten, es ist eine neue Weltgeburt, und die hohe Lockung und wunderbare Genugtuung des Maskierten ist, daß er nicht, wie innerhalb des Lebens sonst hilf- und ratlos in den Wirbel der Erscheinungen des Unerkennbaren hineingezogen ist, sondern daß er das Gottgefühl haben darf, wenigstens an und in sich selbst um Sein und Scheinen genau zu wissen und es deutlich scheiden zu können.

Was hier von körperlichen Masken gesagt ist, gilt genau so von geistigen. Dieselben Beweggründe, dieselben Nötigungen, dieselben Erlösungen und Befreiungen. Es gehört vielleicht zur feinsten Tragik des wahrhaftigen Menschen, der die Maske aus sittlichen Gründen verabscheut, daß er dennoch manchmal zu ihr gezwungen ist. Das ist jene von Nietzsche angedeutete Tragik: die den Mann, der sein Ich restlos entschleiern und dahingeben möchte, der alle Welt sein Innerstes schauen lassen will, dennoch dahinbringt, um seines Zieles willen jene Gestalt beizubehalten, in der er nun einmal seine Wirkung übt: die Tragik aller großen Männer, Führer und Lehrer, sich so halten und so leben zu müssen, ja oft so reden zu müssen, wie das „Phantom“ von ihnen **[288]** verlangt, das in den Köpfen der Menge feststeht. Sie werden verschweigen oder hinzutun oder verleugnen müssen, je nach der Aufgabe, die sie sich gestellt haben und die durch rücksichtslose Enthüllungen ihres Ich nicht gefährdet werden darf. Um der Wirkung willen, um ihre eigene Schöpfung nicht zu stürzen, müssen sie Masken tragen. Sie werden gläubiger, mutiger, edler, hingebungsvoller scheinen müssen, als sie sind, weil sie ihre Zweifel, ihre Feigheit, Verzagtheit, Selbstsucht und unedlen Anwandlungen um ihres Werkes willen nicht eingestehen dürfen.

Die Masken, die Karl May trägt, sind Masken der Eitelkeit, vor allem aber der Scham.

Hier setzt der Hauptangriff seiner Feinde an.

Man wirft ihm vor, daß er, obwohl Protestant, es habe angehen lassen, für einen katholischen Schriftsteller gehalten zu werden und daß er sogar das Kennzeichen des vorwiegend tendenziös-katholischen Schriftstellers, das „k“ in Kürschners Literaturkalender, unwidersprochen gelassen habe. Es gehört auf sein Sündenregister, daß er sich den Dokortitel widerrechtlich angemahlt habe, obwohl er, ein abgestrafter und

entlassener Schullehrer, keinen Anspruch darauf gehabt und erst viel später von einer amerikanischen Universität diesen Titel käuflich erworben habe. Es wird ihm vorgehalten, daß er fremde Länder und Völker geschildert habe, als Selbstgesehenes, ohne jemals oder doch nur erst viel später und zu kurzem Aufenthalt dort gewesen zu sein. Kleinliche Einwände und Bedenken! Ueber die religiöse Stellung Mays zwischen den beiden großen christlichen **[289]** Bekenntnissen wäre vielleicht einmal noch eine Untersuchung anzustellen. Ich für meine Person kann mir durchaus vorstellen, daß ein wahrhaft geistig freier Christ, dem es auf den inneren Sinn des Christentums und nicht auf starre Dogmen ankommt, aus beiden Bekenntnissen schöpft und neben einzelnen Zügen der einen auch solche der anderen Religion gelten läßt; also etwa auch als Protestant auf die Schönheit der Symbolik, die in der ergreifenden Gestalt der Gottesmutter in ihrer katholischen Auffassung liegt, nicht verzichten will. Die Sache mit dem Dokortitel gehört zum Maskenproblem im engeren Sinn und mag weiter unten mitbehandelt werden. Daß ein Schriftsteller aber fremde Länder und Völker als selbstbesuchte schildert, gehört doch wohl zum guten – und auch in anderen Fällen durchaus unwidersprochenen – Recht eines Autors exotischer Reiseromane.

Bleibt als schwerster der Vorwürfe sittlicher Minderwertigkeit der gegen jenes Karl Maysche „Ich“, gegen das Gleichheitszeichen zwischen Old Shatterhand, Kara Ben Nemsi und Karl May, dem abgestraften Verbrecher und Skribenten, der Deutschland selten zu längeren Reisen verlassen hat, gegen die Gleichstellung von phantasieentsprungenen Abenteuern und wirklichem Erleben.

Man könnte nun obenhin entgegnen, die Ich-Form des Romans sei eine gute, alte literarische Gepflogenheit und durchaus zulässig. Aber dann müßte das Ich des Romans von dem des Autors überall deutlich geschieden und jede Gleichstellung vermieden sein. Würde aber das „Ich“ und der **[290]** Verfasser identifiziert, dann dürfe man auch wenigstens keine völlig bewußten und allzu groben Verstöße gegen die Wahrheit begehen, sonst sei die Lügenhaftigkeit und ethische Minderwertigkeit des Autors erwiesen.

Es ist wahr, Karl May tut nichts, um diese Unterscheidung aufrecht zu halten, sondern im Gegenteil alles, um glauben zu machen, Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi einerseits und Karl May andererseits seien eine Person. Er bezieht sich immer und überall auf seine heimischen Ursprünge, wenn er diese auch im Dunkeln läßt, schaltet fingierte Briefe seiner Freunde in Amerika und Afrika an sich ein, nennt sein Heim bei Dresden „Villa Shatterhand“, zeigt seinen Besuchern den Henry-Stutzen, er gibt bereitwillig Auskunft über seine Reisen. Es ist also eine bewußte, zähe, festgehaltene Gleichsetzung und die spät ersonnene Ausrede, dieses Karl Maysche „Ich“ sei gar nicht Karl May, sondern das Menschheits-Ich, der beginnende Edelmensch, „der sich erst nach und nach von allen Schlacken des Animamenschentums reinigt“, es vertrete die Frage, die von Gott selbst geschaffen wurde, als er durch das Paradies ging, um zu fragen: „Adam, d. h. Mensch, wo bist du?“, diese Ausrede eines in Verlegenheiten geratenen Autors ist weder glücklich noch sonderlich tiefsinnig noch glaubhaft. Nein, der Held der Mayschen Geschichten weist von jeder Seite des Buches laut und vernehmlich auf die Titelseite zurück, wo der Name des Mannes steht, der das Buch geschrieben hat. Wäre jenes „Ich“ wirklich in einem großartig ersonnenen und von vornherein planvoll **[291]** angelegten Roman-Lebenswerk das emporstrebende Menschheits-Ich, so müßte es der Träger einer inneren Entwicklung sein, müßte an sich selbst, im Abstand wenigstens ein zweiter Faust, alle Schuld und Schauer des Gerichts erleben und sich aus allen Unvollkommenheiten zur Höhe sittlicher Freiheit und Adligkeit läutern. Nichts davon im „Ich“ des Karl May. Es ist entwicklungslos, von Anfang an gut, treu, bieder, klug, stark, allen überlegen und dabei von Hingabe, Langmut, Opferbereitschaft, Uneigennützigkeit und christlicher Nächstenliebe. Es vereinigt alle hervorragenden Eigenschaften, alle Vorzüge germanischer und christlicher Wesenheit in sich, tritt, mit diesen ausgerüstet, von Anfang an fertig in Erscheinung, hat keine Rückfälle und wandelt sich niemals.

Und dieser mit allem Guten und Großen gesegnete, in Gottes und der Welt Licht stehende Held ist – darüber läßt sein Autor keinen Zweifel – wesensgleich mit ihm selbst, mit Karl May.

Unbarmherzig und leichtfertig geurteilt: eine Mystifikation des Lesers, eine bewußte, Lügen spinnende Irreführung zur eigenen Verherrlichung.

Und dennoch, eben hier zeigt sich des Mannes tiefste und erschütterndste Tragik, hier, wo er zu täuschen scheint, hier, wo er seine Masken vornimmt.

Es sind Masken der Eitelkeit, aber mehr noch der Scham.

Im Leben dieses Menschen birgt sich ein Geheimnis, er hat etwas zu verhüllen, etwas Schauerliches, ein Brandmal, das ihn von der Gesellschaft scheidet, **[292]** wenn sie darum wüßte. Seine Vergangenheit ist

bemakelt, sein Weg ging – hart gesprochen – durch Verbrechen, wenn auch mit mildernden Umständen. Karl May weiß um sich, wie es kam, wie er, in Elend geboren, ohne stützende Hand und erhebendes Beispiel, sich an eine Umwelt verlor, die voll Räude und Verkommenheit war. Seine Jugend ist von moralischem Schlamm und Unrat vergiftet, Gutes, das in ihm gewesen sein mag, früh gebrochen, und Dämonen der Tiefe sind mächtig geworden, denen er später erliegen mußte. Dieser Dämon des Bösen ist sein Herr! Wenn je ein Verbrecher durch inneren Zwang entschuldbar war, dann Karl May, es scheint wirklich, als habe um seine Seele ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman stattgefunden, zu dessen Beginn die Finsternis Oberhand gewann. Er fühlte die beiden Mächte fast als persönliche Gewalten, und, so undeutlich und verworren und wieder absichtlich verschleiert eben die Stellen der Selbstbiographie abgefaßt sind, die von jenen kriminellen Vorgängen handeln, so will mir doch so viel psychologisch glaubhaft vorkommen, daß zu gewissen Zeiten eine Spaltung in ein Doppel-Ich stattfand und die entscheidenden Geschehnisse unter getrüben Bewußtseinszuständen und bei aufgehobener oder wesentlich eingeschränkter moralischer Verantwortung stattfanden. Zwei Handschriftendeutungen haben sich (in Dr. Ludwig Gurlitts verdienstlichem Buch „Gerechtigkeit für Karl May!“ abgedruckt) an dem rätselhaften Seelenleben dieses Mannes versucht und haben Interessantes gefördert.

Die eine, die von dem Münchener Graphologen **[298]** Ludwig Aub stammt, liest aus seiner Schrift (die Aub als die Karl Mays bekannt war) Anpassungsfähigkeit und Einfühlungskraft, eine fast ungehemmte Phantasietätigkeit, die an verschiedenen Merkmalen als abenteuerlich gerichtet erkannt wird. Diesen Mächten der Vorstellung gegenüber ist der Wille und „was wir vielleicht sichere und klare Gesinnung und Charaktergesinnung nennen könnten“, minder entwickelt, ja von ihnen überwuchert. Aus der Handschrift ergibt sich das Bild einer widerspruchsvollen, „zweiteiligen“ Persönlichkeit, ein psychopathisches Element ist erkennbar, wie oft in „kriminellen“ Schriften. Die Phantasie, von triebhaften und zügellosen Kräften fortgerissen, neigt auch im Handeln (nicht bloß im Gestalten) dem Abenteuerlichen zu.

Den stark weiblichen, gefühlsmäßigen Einschlag hebt auch der zweite Graphologe Dr. Klages vom Münchener psychodiagnostischen Seminar (dem die Zugehörigkeit der Handschrift zu Karl May nicht bekannt war) hervor. Er sieht in dem Schreiber einen originellen Kopf von ungemeiner Vielseitigkeit, aber auch deutlichen Widersprüchen und Halbheiten. Er ist halb kühler Beobachter, halb Gefühlsmensch; halb Kritiker, halb Lyriker. Starker Subjektivismus verengert seinen Horizont, er ist reizbar, rechthaberisch, leicht verletzlich und von seiner großen Bedeutung naiv überzeugt. Doch wird all dies von seiner Vornehmheit und der Lauterkeit seiner Gesinnung gemildert. Auch hier also wird das Zwiespältige des Wesens zum entscheidenden Zug des Charakterbildes.

[294] Der Psycho-Analytiker Dr. Richard Engel in Bonn hält May unter der Annahme, daß er glaubt, was er in seiner Selbstbiographie schreibe, für einen Psycho-Neurotiker und hält seine Angaben über die Spaltung seiner Persönlichkeit für innerlich wahrscheinlich. Würde man von jenen Vorgängen genaueres oder hätte man eine wirklich aufrichtige und rückhaltslose Beichte Karl Mays, nicht bloß die zum Teil mehr verhüllende als enthüllende Selbstbiographie, so wäre an ihm die große Frage von Freiheit oder Determination des Willens wie an einem Musterbeispiel zu untersuchen. Er hat es vorgezogen, dort, wo er ein unumwundenes Bekenntnis hätte geben sollen, die Wahrheit hinter Nebeln zu bergen.

Er trägt auch an diesen Stellen seiner Selbstbiographie „Ich“ seine Masken, die Masken der Scham.

Denn es war während der Strafzeit, die er zu verbüßen hatte, etwas Seltenes und Seltsames geschehen. Er wurde ein anderer Mensch, schlug wenigstens den Weg dazu ein, ein anderer zu werden. Gab das so überaus merkwürdige Beispiel eines Sünders, dem die Strafanstalt wirklich zur Läuterung und Besserung dient. Während sonst eine verhältnismäßig lange Strafzeit den Gefangenen verhärtet, abstumpft und verstockt macht, brachte sie Karl May zur Einkehr, nicht bloß augendienerisch und heuchlerisch vor dem Angesicht der Vorgesetzten, sondern wirklich im Kern seines Wesens, vor und für sich selbst. Seine Wandlung nahm hier jene leicht frömmelnde Färbung an, die manchem vielleicht verdächtig **[295]** erscheinen mag, die aber dennoch nichts daran ändert, daß es sich hier um eine ernsthafte und gründliche sittliche Umkehr handelt. Das Christentum, wie er es sich aus den religiösen Erbauungsbüchern der Strafanstalt, aber mehr noch aus inneren Vorgängen lebendig gemacht hat, bleibt die für uns belanglos äußere Einkleidung einer entscheidenden Wendung zum Wollen des Guten.

Und nun kommt Karl May aus dem „dunklen Hause“ (wie er es in Band „Ich“ S. 184 nennt), tritt neuerlich in die Welt und hat sich mit ihr auseinanderzusetzen. Er weiß sich gewandelt, dem Licht zugewandt, die

Finsternis liegt wie ein brodelnder Höllenpfuhl hinter ihm, an den er nur mit Entsetzen denken mag. Ja, er mag nicht einmal an ihn denken, er wendet seine Gedanken von der Vergangenheit ab, als könnte er sie dadurch ungeschehen machen. Er verhüllt sie vor sich selbst, fühlt sie aber dennoch unablässig als Alp auf seinem Leben lastend, ja als Drohung für seine Zukunft. Denn er weiß auch, daß die Welt, in der er nun wieder steht, die Worte Christi vom Sünder, der Buße tut, wohl dem Buchstaben nach, aber nicht dem Geiste nach kennt und daß sie nicht nach dem gereinigten Willen, sondern nach Fakten und Akten richtet.

Karl May nimmt den Kampf ums Dasein als Schriftsteller auf. Sein Lehrerberuf ist ihm zertrümmert, es bleibt ihm zum Lebensunterhalt sein Talent und die Feder. Ein armseliges und zuerst wenig einträgliches Bemühen. Unbedeutendes Novellenwerk entsteht, Humoristika. Den geschändeten Namen Karl May birgt der entlassene Sträfling [296] hinter allerlei Decknamen. Die ersten Masken. Die Not ist bitter. Es folgen die „Münchmeyer-Romane“, die endlosen Reihen von Groschenheften aus der verpönten Gattung der „Schundromane“. Eine Sklavenarbeit, an der der Verleger verdient, nicht aber der Autor. Ungeheuer viel Erfindungskraft verströmt in solchen Heften, Phantasie wuchert üppig und die rein mechanische Tätigkeit des Schreibens tausendseitiger Bücher ist bewunderungswürdig.

Immerhin, ich gebe die Münchmeyer-Romane ruhig preis, ob nun die „verfänglichen Szenen“ von May stammen oder Einschübe des Verlegers sind. Mit ihnen hat Karl May keine dauernden Wirkungen ausgeübt, sie gehören auch nicht in den Vorhof deutschen Schrifttums. Sie sind aber auch kein Rückfall. Karl May will sich in seiner Not auf ehrliche Weise durchbringen, hat sich zur Selbstzucht ermannt, erstrebt eine menschliche „Anständigkeit“, wenn er auch noch nicht über die literarische im Klaren ist. Seines Weges ist er noch nicht völlig gewiß.

Nun aber geschieht Entscheidendes. Aus dem Wust planloser Schreibtätigkeit erhebt sich der Gedanke an eine Reihe von Reise- und Abenteuerromanen, die durch einen gemeinsamen Helden verbunden sein sollen. Aus seiner früheren Lektüre von Reisebüchern und Schilderungen kennt Karl May die belebend suggestive Wirkung der Ich-Erzählung. Es muß ein Prachtexemplar von Mensch sein, der allen Gefahren gewachsen ist, geistesgegenwärtig, kühn, stark, ein guter Deutscher, aber auch edel, hilfreich und menschlich gut, einer, der sich im Getümmel [297] dieser von Niedertracht und Bosheit wimmelnden Welt nicht unterkriegen läßt, aber als Sieger jederzeit bereit ist, seinen Feinden zu verzeihen. Einer, der vor Gewalt nicht zurückweicht, der sie aber niemals mißbraucht, bei dem, mit einem Wort, sowohl die Faust als das Herz auf dem rechten Fleck ist. Wie weit dabei der Umstand mitgewirkt haben mag, daß diese Romane zuerst zur Veröffentlichung in einem katholischen Familienblatt bestimmt waren, will ich unerörtert lassen. So viel scheint mir gewiß, daß dieser Umstand nicht hätte Mays Helden ins Leben rufen können, wenn nicht seine Idee doch schon in seinem Schöpfer geheim vorhanden gewesen wäre.

So wird nun Kara Ben Nemsi und Old Shatterhand geschaffen. Und nun vollzieht sich neben dem literarischen auch das psychologisch Entscheidende. Karl May zeichnet seine neuen Werke mit seinem richtigen Namen. Es ist der Name eines einstigen Sträflings, in dem noch immer eine zitternde Angst davor ist, daß seine Vergangenheit entdeckt werden könnte. Jahrelang hat er diese Angst in sich getragen, hat sich bei sich selbst geächtet und immer noch verfolgt und unsicher gefühlt; nun schafft er einen Mords- und Prachtkerl und erliegt der Versuchung, anzudeuten, er sei vielleicht mit ihm wesenseins. Ist nicht wirklich alle Sehnsucht und alles geheime Wünschen nach erhöhter Menschlichkeit in ihm? So denkt sich Karl May den Idealtypus der handelnden und dabei gottwohlgefälligen Menschen, den er in sich trägt. Wie alle Menschen, die aus kleinen, armseligen, elenden Verhältnissen kommen, die aus [298] dem Dunkel innerer oder äußerer Armut tauchen, hat er das Bedürfnis, seine Bedeutung vor sich selbst und der Welt zu steigern. Es ist die Eitelkeit des Emporkömmlings, eine begreifliche und entschuld bare Eitelkeit. Und Karl May vollzieht den ersten Schritt, indem er sagt: Seht her, dieser Pracht- und Mordskerl, wenn ihr es wissen wollt, bin eigentlich ich! Es ist seine Genugtuung für Jahre der Unsicherheit, es ist seine Rechtfertigung vor sich selbst.

Die Maske der Eitelkeit ist aber zugleich eine Maske der Scham.

Wenn die Abenteuer des Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi echtes Erlebnis sind, dann muß Karl May, der mit ihnen gleich ist, Jahre daran gewendet haben. Eben jene Jahre, deren Spur zu verwischen der neu gewordene Mensch so voll Angst und Scham bemüht ist. Er kann dann dem Besucher, der etwa nach seinem Leben zu forschen begierig ist, antworten: damals, ja damals war ich in Amerika bei Winnetou, oder reiste ich mit Hadschi Halef durch die Wüste.

Und nun vollzieht sich ein Vorgang, der der Psychologie der Maske eigentümlich ist und den ich als Infiltration oder Durchdringung bezeichnen möchte. Es gehört zum Wesen der Maske, daß sie, lange getragen und mit Eifer festgehalten, zu einem Bestandteil unseres Wesens wird. Der Neger, der im Balg eines Tieres das Tier beschleicht, feiert seinen Jagdsieg dann durch Tänze, in denen er, wieder in der Maske des Tieres, dieses Tier nicht bloß spielt, sondern auch bei sich selbst vorstellt. Der [299] Zauberer in der Maske des Gottes spielt den Gott nicht nur, sondern glaubt der Gott zu sein.

Die Maske wächst in den Menschen hinein.

Je länger Karl May die Maske Old Shatterhands und Kara Ben Nemsis trägt, desto mehr verinnerlicht sich ihm das Verhältnis zu ihr. Die Gestalten, die er erst aus sich heraus geschöpft hat, nehmen nun den umgekehrten Weg, sie gehen wieder in ihn ein. Es wird erzählt, daß er mit seinem Helden lachen und sich entrüsten konnte, daß er lange Gespräche hielt, bei denen er sie vor sich selbst vertrat. Und dies in der Einsamkeit seines Arbeitszimmers, wo jeder Verdacht von Schauspielerei fern liegt. Ich denke mir aus, daß er all das geübt haben mag, was er seinem Helden zuschreibt, Anschleichen auf Zehen- und Fingerspitzen, Lassowerfen, und daß er vielleicht manchmal einem Baumstamm die Faust hingeschmettert hat, als sei der ein feindlicher Indianerhäuptling.

Noch etwas kommt hinzu. May wird berühmt. Seine Reiseromane werden im Zeitschriftenabdruck und als Bücher vielbegehrtes Lesegut. Das Leben eines so vielgenannten Mannes rückt in immer helleres Licht, die Neugierde nach seinen „Antezedentien“ meldet sich zu Wort. Aengstlicher als je zuvor hält Karl May die Maske fest, macht sie immer undurchdringlicher, denn nun, da er einen Ruf als Bürger und als Schriftsteller zu verteidigen hat, kämpft er um so zäher. Er ist im Stande der Notwehr. Er läßt sich alles gefallen, was seine Stellung stärken kann, die Bewunderung, die dem Vielgereisten [300] und Abenteurerreichen gilt, den Dokortitel, der ihm einmal irgendwie irrtümlich beigelegt wird und nun dauernd anhftet. Er hat ein „Phantom“ von sich geschaffen, das für ihn selbst allmählich Wirklichkeit wird.

Dennoch bleibt der tragische Zusammenbruch dieses mühsam in Sicherheit gebrachten Lebens nicht aus. Erfolg macht Feinde, insbesondere in der Literatur, wo es geradezu Gesetz ist, daß einer überschwenglichen Verherrlichung eine wüste Hetze folgt. Der Autor, der (oft über Gebühr) emporgelobt worden ist, wird kurz darauf hämisch niedergerissen. Der Fall Gustav Frenssen mag als Beispiel dienen. Der Erfolg Karl Mays belebte eine ganze Schar von Gegnern, die seine Bücher von ästhetischer und ihn selbst von menschlicher Warte aus zu zausen anfangen. Man begann sein Vorleben zu durchschnüffeln und ein Triumphgeschrei erhob sich, als man es bemakelt fand. Dieselben Leute, die gewiß die Tendenz von Brioux' „Roter Robe“ höchst lobenswert fanden und mit Entrüstung gegen den Unfug der Gerichte eiferten, bei jedem Anlaß auf die Vergangenheit ihrer Opfer einzugehen, gerade diese Intellektuellen stürzten sich nun auf Karl May, um ihn literarisch durch seine menschliche Unzulänglichkeit zu vernichten.

Der Angegriffene wehrt sich um den geretteten Rest seines Lebens aus allen Kräften, aber so ungeschickt als nur möglich. Ein rührendes Bild, wie der Alternde die Aufregungen unzähliger Prozesse auf sich nimmt, erschütternd seine Angst und die Scham, mit der er seine Maske verteidigt, aber es [301] rührt und erschüttert seine Feinde nicht im geringsten. Er gibt seine Stellung nur schrittweise auf, läßt sich aus jedem Bollwerk erst „hinausbeweisen“. Er hätte den Mut aufbringen müssen, alle seine „Geheimnisse“ auf einmal zu enthüllen, zu sagen: „Ja, es ist wahr, das war ich und das bin ich nun geworden. Und was weiter?“ und hätte damit seine Feinde zum Teil entwaffnet. Aber er weicht immer erst, wenn eine Behauptung unhaltbar wird, er vertritt auch Unwichtiges, verteidigt zuerst die Münchmeyer-Romane und gibt sie dann preis, läßt sich nur nach hartem Ringen seine Bekenntnisse entwinden. Man vergißt, wenn man diese Taktik verurteilt, daß die aus seiner Scham geborene Maske ein Stück seines Wesens selbst geworden war. Daß sein Bewußtsein, dem Guten und Edeln zugewandt gewesen zu sein, ihn vor sich selbst rechtfertigt, daß ihm die Maske Erlösung von den Hemmungen seiner Persönlichkeit geworden war, ihn beziehungslos gemacht und von seiner belastenden Vergangenheit geschieden hatte.

Daß, wie oben gesagt ist, die Lüge der Maske zur inneren Wahrheit seiner Persönlichkeit geführt hatte.

Erginge ein strenges Strafgericht über alle Maskenträger der Literatur, so müßte sich ein Teil ihrer Geschichte in Kriminalakten verwandeln. Selbst dort, so strengste Wahrheit ernstlich angestrebt wurde, ist die Maske nicht völlig vermieden. Was ist in Rousseaus Selbstbekenntnis lautere, unmittelbare, echtste Wahrheit und was Pose und selbstgefällige Bespiegelung einer schönen Haltung? Wie schillert nicht schon im Titel von Goethes „Wahrheit [302] und Dichtung“ mit seiner bedeutungsreichen Zwiespältigkeit das

Eingeständnis, sich selbst nicht immer Rechenschaft über die Beziehung zwischen Sein und Scheinen geben zu wollen – oder zu können? Was soll man zu Wilhelm Hauff sagen, der seinen „Mann im Mond“ unter dem Namen H. Claurens erscheinen ließ, um durch diesen gewiß sehr bösen Mißbrauch den Klitschier tödlich zu treffen? Und ist nicht schließlich die bedeutsamste Maskenfrage der Weltliteratur noch heute unentschieden? Kämpfen nicht noch heute ernsthafte Männer und gute Kenner mit allem Nachdruck dafür, daß Bacon Shakespeares Maske vornahm (und sie nur in mysteriösen Andeutungen lüftete), um als Dichter Dinge schreiben zu können, die ihm als Staatsmann und Gelehrter zu sagen unmöglich gewesen wären? Hier wäre ein Wirkender hinter dem Phantom, das er von sich schuf, völlig verschwunden und hätte um seines Werkes willen einem armseligen, ungebildeten Schauspieler den Platz eingeräumt, der ihm selbst zugekommen wäre. Sind aber die Königsdramen oder das Wintermärchen und der Sommernachtstraum – mit vollem Bewußtsein des Abstandes gesagt – darum geringer? Aendert das etwas an ihrer Hoheit und ihrem Glanz, weil sie mit einer „sittlich verwerflichen“ Fälschung behaftet sind?

Welche Mannigfaltigkeit in den Motiven zur Maske! Rousseau trägt sie, ohne sich ihrer völlig bewußt zu werden. Aehnliches bei Strindberg, den Werner Mahrholz in einem sehr lesenswerten Aufsatz des „Literarischen Echos“ (21. Jahrg., Heft 3) in Vergleich zu Karl May setzt. Er findet eine **[303]** gleiche Einstellung Strindbergs zu seinem „Inferno“, wie May zu seinem Selbstbekenntnis „Ich“:

„... beiden geht es um Verteidigung ihres Lebens, beide wollen den Leser rühren, zu einem milden Richterspruch verführen, ihn sentimental machen. Bei beiden herrscht deshalb ein Streben vor, minderwertigen oder doch indifferenten Motiven nachträglich einen idealen Sinn unterzulegen und so eine eigentümliche Verschiebung der Beurteilung vorzunehmen. In beiden Autobiographien herrscht deshalb auch, bei aller subjektiven Aufrichtigkeit des Schreibers, doch eine objektive Verlogenheit, die mißtrauisch macht und auf die Dauer verstimmt.“

Bei Goethe ist es schon ein Wissen um seine Masken, ein heiteres Lächeln im hohen Genuß des Spiels, eines Gottgefühls, das über Sein und Scheinen souverän gesetzt ist.

Bei Hauff dient die Maske dem Ferngericht über einen literarischen Feind.

Bei Bacon wäre sie aus einer ganzen Mischung von künstlerischen und praktischen Gründen entsprungen, so umfassend und undurchdringlich wie keine andere, sie setzt einen ganzen lebenden Menschen an eigene Statt.

Bei May aber ist sie vor allem eine Maske der Scham.

Warum wäre dieses Motiv moralisch verwerflicher als ein anderes? Weil es aus einer tiefen Seelennot, aus einer schrecklichen Verzweiflung kommt, weil es helfen soll, den „Edelmenschen“ ans Licht zu stellen, der nach schwerem Ringen mit der Finsternis als Ideal eines ehrlichen Willens zum Guten sich erhob?

Wer richten will, der richte nach gleichem Gesetz, wer messen will, der messe nach gleichem Maß!

Das Vaterauge

O, laß den Gram nicht mächtig werden,
Du tiefbetrübtes Menschenkind!
Wiss', daß die Leiden dieser Erden
Des Himmels beste Gaben sind,
Und daß, wenn Sorgen dich umwogen
Und dich umhüllt des Zweifels Nacht,
Dort am von Glanz umflossnen Bogen
Ein treues Vaterauge wacht!

O, laß dir nicht zu Herzen steigen
Die lang verhaltne Tränenflut!
Wiss', daß grad in den schmerzreichen
Geschicken tiefe Weisheit ruht,
Und daß, wenn sonst dir nichts verbliebe,
Die Hoffnung doch dir immer lacht,
Da über dir in ew'ger Liebe
Ein treues Vaterauge wacht!

Karl May.

(1883.)

Aus dem Münchmeyer-Roman „Der verlorene Sohn“. Vgl. das 2. Karl-May-Jahrbuch S. 147-194.

[(305)]

Die Geblendeten

Von Fritz Barthel

©

[(310)]

Ketten und Flügel

Von Lisa Winkler

©

Dem Freund meiner Jugend

Von Major a. D. Regierungsrat Max Casella

In der Einsamkeit eines Schwarzwaldlazaretts (Herbst 1916) drängte sich nach langer Zeit Karl Mays Bild wieder in meine Erinnerung. Die Bücher und Broschüren, die mich umgaben, erzählten fast nur vom Krieg und die vorhandenen Württembergischen und Schweizer Zeitungen sprachen vom Krieg und nur vom Krieg. Und man verschlang so gewohnheitsmäßig alle die Botschaften vom Kriegsschauplatz. Daneben eilten die Gedanken oft und viel zur lieben alten Zeit, ja bis zur Jugendzeit zurück, man verglich, sehnte sich nach dem Verlorenen und ließ sein Erinnern all das Entschwundene umspielen und umspülen. Und da kam Erinnerung und Sprache auch auf den Freund unserer Jugend, auf May zurück und schließlich griff ich wieder nach den lange aus der Hand gelegten Bänden. Einige holte ich mir aus der Lazarettbücherei, einige kaufte ich dazu und damals las ich zum erstenmal sein „Leben und Streben“.

Ich las damals viele seiner Bände wieder, vergaß zeitweise des Vaterlandes Not und die eigene Krankheit. Die Mayschen Gestalten und Taten, die ich in der Jugend mit glühendem Interesse aufgenommen, tauchten aus der Versenkung, zogen wieder an mir vorbei und mit ihnen die Jugend selber. Ich muß **[317]** sagen, ich trat der Lektüre mit einer gewissen Neugierde, ja Spannung entgegen und fragte mich: „Wird nach jahrelanger Pause die Anregung und der Reiz von damals noch die alte Kraft bewahren, wird beides stark genug sein, um den Wall der Jahre zu überwinden?“

Mir war es ja inzwischen ergangen wie unzähligen, vielleicht den meisten gleichaltrigen anderen auch. Bis in die späten Gymnasialklassen hinein hatten wir mit unvermindertem Interesse und gleichbleibender Spannung jedem neuen Band entgegengesehen. Es waren gerade die neunziger Jahre, in denen uns Mays (nach meiner Ansicht) beste Sachen beschert wurden oder doch gerade beschert worden waren, in denen er noch der tatenlustige Weltbereiser, der flüssige Erzähler war und sich noch nicht auf die Nebengleise philosophierender Phantasien verloren hatte. Ohne seine guten Absichten zu verkennen, haben wir ihn doch damals lediglich als das wahrgenommen, wie er sich gab, wie er geschrieben war, wie der Ton seiner Erzählungen klang, und noch nicht als das, als was er später seine Werke bezeichnete, als Symbole, Gleichnisse, Märchen, als „Rätsel in fremdem Gewande“⁵⁵, als „psychologische Feststellungen und Untersuchungen“⁵⁶, als Diktate der großen Menschheitsfrage⁵⁷ usw. Und wir befanden uns in unserer einfachen, urwüchsigen Auffassung recht wohl!

Dann kam das Leben, umdrängte uns geräuschvoll **[318]** und schob den guten May zur Seite. Doch verlor ich ihn nicht ganz aus den Augen, manch eine liebgewordene Episode aus den alten Bänden, deren Umriss im Gedächtnis haften geblieben waren, schlug ich in den Pausen wiederholt auf. Und wenn ich manchmal nach München in Urlaub kam, gab mir ein lieber, vielbelesener Freund aus seiner großen und vielseitigen Bibliothek neben vielen anderen auch stets einen neuen May-Band in die Hand, einmal mit den Worten „unter den zahlreichen Büchern meines Weihnachtstisches muß sich stets ein Band von May finden.“ Schließlich fand auch wieder ein Band seinen Weg in die eigene Bücherei, wenn gerade eine Gelegenheit war und die Geldmittel ausreichten, und behauptete dort den Platz gleichwertig neben vielem ganz anders gearteten Guten; aber das Interesse wurde doch schwächer und ich sah bei mir einen Hauptgrund darin, daß eben – für meinen Begriff – die Darstellungsweise der Spätlinge seiner Muse, abgesehen von der sich aufdrängenden Unwahrscheinlichkeit und Wiederholung der Handlung, zunehmend verflachte. Wer vermöchte aber auch bei einer solchen Fruchtbarkeit immer auf gleicher Qualitätshöhe sich zu halten, immer gleich unterhaltsam zu bleiben und neu zu belegen und zu fesseln? Und der Geschmack bleibt auch nicht der gleiche.

Nun trat ich also im Lazarett neugierig und unvoreingenommen wieder an May heran. Gewiß, der Aufbau mancher Handlung, die gewandte Häufung von Spannungen und ihre Lösung, der romantisch-abenteuerliche Zug vermochte mich wieder **[319]** zu fesseln, wenn auch nicht mehr in dem Maß wie früher. Dazwischen schob sich als Hindernis vor allem immer wieder die Erkenntnis von der Unwahrscheinlichkeit,

⁵⁵ Bd. 34, S. 469.

⁵⁶ Bd. 31, S. 111.

⁵⁷ Bd. 34, S. 414.

oft Unmöglichkeit der Handlung; der Erzähler türmt oft Ereignisse in solch kurzen Zeitspannen und in solcher Zahl aufeinander, daß sie an der eigenen Unwahrheit in sich zusammenstürzen. Was man in der Jugend vom kurzfristigen, tief liegenden Standpunkt aus gläubig hinnimmt, ohne sich weiter den Kopf an Wahrscheinlichkeitstheorien zu zerbrechen, das hält dem späteren nüchternen, kritischen Blick von höherer Warte nicht stand und beeinträchtigt den Genuß. Und hier muß ich haltmachen bei einem Punkt, der May so unendlich geschadet und ihm den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit eingebracht hat: seine mit dem Flitter der Sprache und Erzählerkunst sowie mit nachdrücklicher Betonung des Charakters als wirkliches Erlebnis umkleideten Bemühungen, seine jahrelang durchgeführten Anstrengungen, die ganzen Reiseerzählungen als Wiedergabe wirklicher Ereignisse erscheinen zu lassen.

Freilich, heute wissen wir, daß nicht nur Eitelkeit, als Personifizierung all der geschilderten Tugenden zu gelten –, nicht nur die Erkenntnis, daß seine Werke als angebliche Träger wahrer Begebenheiten seinem erzieherischen Zweck besser dienen und doppelte Zugkraft besäßen, ihn zu dem unwahren Spiel trieb –, sondern auch eine gewisse Angst, das mühsam Masche um Masche um die eigene dunkle Vergangenheit gewobene Schleiernetz möchte zerreißen, ihn die erhöhte Plattform, auf die ihn die **[320]** Erfolge des Schriftstellers und Menschen May gehoben hatten, mit allen Kräften und Mitteln stützen ließ.⁵⁸

Bei der Gelegenheit fällt mir eine persönliche Begegnung mit Karl May ein, die ich am 5. Juli 1897 (in meiner Jugendzeit) im Hotel Treffer in München hatte: er war hier, nach Ankündigung in einer Tageszeitung, für seine Leser auf der Durchreise zu sprechen. Ich führte damals ein Tagebuch (Jugenderscheinung!) und nach den noch am gleichen Abend gemachten Einträgen verlief diese Unterredung folgendermaßen: Eine Menge von Leuten, besonders ganz junge Schüler, waren erschienen, allen stand er Rede und Antwort. Er erzählte zwischenhinein von seinen Reisen und behauptete, nun zum 22. mal nach Amerika zu gehen. Ich fragte ihn, weil mich das damals erklärlicherweise am meisten bewegte, ob seine Schilderungen auch alle wahr seien! Er erwiderte, jedes Erlebnis, jede Gefahr entspräche der Wahrheit, nur wie der Maler den Pinsel brauche, ihn in die Farbe tauche usw., so verfare auch er. Er wolle nicht dürr und trocken, brockenweise erzählen, darum verwebte er manchmal zeitlich nicht zusammenfallende Erlebnisse und knüpfte sie frei aneinander. So seine Worte. Er kehre nun wieder zu den Apatschen zurück und dort könne er 35 000 Mann befehligen an Stelle Winnetous, wenn er hinüberkomme. Als Todestag Winnetous, des „Vorbilds seiner Nation“, nannte er den 2. September 1874! Bei den Indianern könne man **[321]** übrigens die „köstlichsten“ Anekdoten schöpfen. – Er wolle noch das Buch „Marah Durimeh“ schreiben, dann dürfe seine letzte Stunde getrost kommen. Sein Ehrgeiz sei dahin gegangen, sich eine Million Leser zu erwerben, nun habe er deren schon zwei! Er sei u. a. auch in Mekka gewesen (wohl kurz vorher), und damit man nicht glaube, er „habe Schwindel gemacht“, habe er sich erlaubt, einige Photographien von dort mitzubringen. (Er sprach dann noch einiges über Arabien, die Türkei, über Armenien, über die Zukunftsfrage der roten Nation usw.) – Und wir jungen Leute gingen sehr zufrieden nach Hause!

Und nun vergleiche man mit diesen Worten, was May 13 Jahre später über den Wahrheitsgehalt seiner Werke selbst schreibt, über die „Idealfigur“ Winnetou, über das „Märchen“ Halef Omar, über die Unmöglichkeit der Annahme, ein einzelner Mensch könne das alles erlebt haben!⁵⁹ Aber trotzdem gesteht er eine eigentliche „Täuschung“ nicht zu, verschanzt sich vielmehr hinter seine genugsam bekannte Ausdeutung⁶⁰. Für mich besteht aber kein Zweifel, daß eben doch eine gewisse Verschleierung und Vortäuschung vorliegt, die ich verstehen und verzeihen, aber nicht billigen kann. Sehr bedauerlich ist, daß der Tod May so frühzeitig die Feder aus der Hand nahm, daß er den geplanten zweiten Band seiner Bekenntnisse, „Meine Reisen“, nicht mehr schreiben konnte. Man hätte darin vielleicht auch ein ganz interessantes Schlaglicht auf den **[322]** damaligen Ausspruch von der 22. Amerikareise finden können!

Wie wenige mögen seine Bestrebung von vornherein erkannt haben, wie wenige mögen auf die im Kapitel 5 und 7 seiner Bekenntnisse niedergelegten Gedankengänge schon früher von selbst gekommen sein! „Wir erfahren, was wir alle nicht wußten, daß mit dem Ich der Romane nicht etwa Karl May gemeint sei, sondern das Menschheits-Ich, dessen Weg aus Nacht zum Licht in den Erlebnissen seiner Helden geschildert sei;

⁵⁸ Sehr wichtig erscheinen mir hierzu die Ausführungen Gurlitts in „Gerechtigkeit für Karl May!“ S. 41 u. 47.

⁵⁹ Vor allem Bd. 34, S. 412 – 14, 419 – 20, 468 – 71.

⁶⁰ Ebenda; vgl. hierzu auch Bd. 31, S. 111.

wodurch die ganze Geschichte bloß noch verworrener wird“⁶¹ „Wir erfahren mit dem größten Erstaunen, daß der putzige Hadschi Halef Omar die menschliche Anima bedeute.... Ich muß sagen, daß ich noch 120 Bände hätte lesen können, ohne jemals hinter diese Geheimsprache zu kommen.... Und der unbefangene Leser wird niemals etwas anderes sehen als Hadschi Halef... und Old Shatterhand.“⁶² Der Meinung bin auch ich. Man vergleiche hierzu, wie Dr. D r o o p in seiner „Analyse“ die Frage „hat May alles wirklich ausgeführt und durchgemacht?“ noch 1909⁶³ ernsthaft dahin beantwortet, das in den Reiseerzählungen Berichtete gehe im wesentlichen auf tatsächliche Erlebnisse Mays zurück, doch sei der reale Stoff der erzieherischen Tendenz entsprechend modifiziert und nach künstlerischen Prinzipien geordnet⁶⁴. Und weiter: „Jedenfalls erscheint es als die Meinung **[323]** des Verfassers, daß wir zum mindesten die nicht unter Ausnahmen genannten Werke als Berichte von tatsächlichen Erlebnissen auffassen sollen“⁶⁵. Diese „Ausnahmen“ waren die nicht als Reise-„erlebnisse“ gekennzeichneten Bände 7 – 10, 24 und 30. Man sieht, daß May damals noch ganz glaubwürdig erschien⁶⁶. Von Sätzen wie dieser „ich will ... nur das erzählen, was ich selbst erlebt, geprüft und gesehen habe“ kann sich May späterhin unmöglich mit der oben genannten verschleierte Ausdeutung hinwegschrauben; dazu sind jene zu klar⁶⁷.

Nun aber genug der Zitate! Jeder möge sich über die oben geschilderte Begegnung und die daran geknüpfte Nutzanwendung seine eigenen Gedanken machen. Für mich wird heute die Anziehungskraft seiner Werke durch die früh geahnte und spät aufgedeckte Wahrheit nicht wesentlich verkleinert, ich begnüge mich im allgemeine mit der poetischen Wahrheit und beanspruche nicht reale Wahrheit⁶⁸, meinetwegen mag dem Schriftsteller Wirklichkeit gewesen sein, was er geistig gesehen⁶⁹. Mag May nur einen ganz kleinen Teil selbst erlebt, einen weiteren kleinen Teil von dritter Seite gehört und in Erzählungsform gegossen, mag er den großen **[324]** Rest frei erfunden haben, meinetwegen! Sein Wollen war ein gutes und reines und der Inhalt seiner Schriften ist nicht nur gutgemeint und einwandfrei, daneben anregend und unterhaltsam, vielfach von einer harmlosen Humorader durchsetzt und vor allem o r i g i n e l l , sondern viel mehr: die Bücher sind in frischer, flüssiger, wenn auch in mancher Kleinigkeit anfechtbarer Sprache geschrieben und enthalten in ihrer Unantastbarkeit und ihrer oft etwas stark betonten, aber immerhin schlichten Frömmigkeit zweifellos erzieherisch Gutes und der Wille des Autors an sich war ehrlich. (Die bekannte Angelegenheit der „Münchmeyer-Romane“⁷⁰ ist für mich längst hinreichend geklärt und abgetan; ich halte dafür, daß May d i e s e Feuerprobe voll bestanden hat.) Seine Schilderung von Land und Leuten, die von ihm aufgerollten prächtigen Naturbilder, man hat sie vielfach nachgeprüft und sie hielten dieser Prüfung stand. Genügt uns das denn nicht als Echtheitszeichen? Uebrigens tragen meine aus den neunziger Jahren stammenden Bände den Titel „Gesammelte Reise romane“ und an den Wahrheitsgehalt eines Romanes sind wir doch sonst nicht gewohnt hohe Anforderungen zu stellen.

Der angeblich unselige Einfluß auf die Jugend ist zum mindesten maßlos übertrieben worden. May beabsichtigte nie, ein reiner Jugendschriftsteller zu sein, fühlte sich im Gegenteil hierdurch degradiert, er wollte vielmehr die weitesten Volkskreise umfassen. Seine packende Schilderung lockender Gefahren und Abenteuer und ihrer Ueberwindung, sein gewandtes **[325]** Wechselspiel im Schürzen und Lösen der Knoten trieb ihm zwar in erster Linie die Jugend in Scharen zu. Die Jugend, glaube ich, soweit sie gesunden Sinn hat, hat sich von ihm nicht soweit einfangen lassen, daß er ihr Interesse von den Schulfächern völlig abgezogen, absorbiert hat, sie hat sich vielmehr in der Hauptsache eine ganz natürliche Ablenkung und Anregung in freien Stunden verschafft⁷¹, und wenn es wahr ist, daß ihr Hunger sich in einem gewissen Alter auf natürlichem Weg entweder durch abenteuerlich-romantische o d e r erotische Lektüre stillen läßt, dann

⁶¹ Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 233 – 34 (K. H. Strobl).

⁶² Ebenda, S. 236 – 37.

⁶³ Damals waren Bd. 1 – 30 erschienen.

⁶⁴ Droop, Analyse: S. 124.

⁶⁵ Ebenda, S. 112.

⁶⁶ „... da es nicht gut möglich ist, May eidlich zu vernehmen, ob er tatsächlich mit einem Winnetou gekämpft hat ..., den Schutz entlarvt, den Mahdi gesehen und den Sendador von der Felskante gerettet hat.“ – Warum nicht (damals)? Ebenda, S. 113.

⁶⁷ Ebenda, S. 116 (nach Bd. 28, S. 32).

⁶⁸ Jahrbuch 1918, S. 52. (Dr. Gurlitt.)

⁶⁹ Ebenda.

⁷⁰ Karl-May-Jahrbuch 1919, S. 147 – 194.

⁷¹ Vgl. wie Rosegger Mays Einfluß auf die Jugend wertet (bei Dr. Gurlitt „Gerechtigkeit für Karl May!“ S. 156).

kann May das unbestreitbare Verdienst für sich in Anspruch nehmen, sie durch seine packenden, moralisch völlig einwandfreien Schilderungen auf die luftigen Höhen des ersteren geführt und vor dem Sumpf des letzteren bewahrt zu haben. Galt das aber bisher schon, so gilt es heute doppelt, wo bedauerlicherweise schon die frühe Jugend kritik- und skrupellos von den verschiedensten Seiten mit dem ungeeignetsten Stoff überfüttert wird. Dabei soll nicht verschwiegen sein, daß eine gewisse Vorsicht in der Dosierung je nach der Aufnahmefähigkeit des jugendlichen Gehirnes im einzelnen Fall auch bei May am Platz ist⁷².

[326] Wir wollen ihm aber auch nie vergessen, daß er ein aufrichtiger und tätiger Verfechter des Deutschtums war; Deutschlands beste Jugend hat es ihm im Schützengraben gedankt. Und es ist kein Zufall, daß der Krieg seine Schriften, die giftige Verfolgungssucht aus den Büchereien geworfen, wieder in ihre alten wohlerworbenen Rechte eingesetzt hat.

Ueberhaupt, was sollte der Verfolgungswahn? Die einwandfreien Erzeugnisse eines Schriftstellers wegen – anerkannter, aber weit zurückliegender – persönlicher Makel ihres Verfassers auf einmal zu verleugnen und zu zertrümmern, ist unsinnig. Seinen Büchern ist nichts anzuhaben, seine Person aber wurde an den Pranger gestellt, es handelte sich um eine persönliche Abschächtung: diese traurigen Worte Mays selbst, die er an seinem Lebensabend schrieb, sind leider wahr. Auf einmal war alles entwertet, was bisher geschätzt, auf einmal verfehmt, was bislang verehrt gewesen. Das ist wohl so der Gang der Welt. Und dem guten May hat es letzten Endes das Leben gekostet.

Ich könnte – über den Rahmen dieser Plauderei hinaus – noch vieles über seine Bücher sagen, was mir aufgefallen und was ich persönlich empfunden, auch manches, was gegen ihn spricht. Fern aller Lobhudelei, sei noch eines erwähnt: Sein Standpunkt der Milde ist, wenn wir das immerwährende Unterstreichen der Religiosität usw. noch gelten lassen, zu stark betont; man setze für Milde Schwäche **[327]** und man hat eine leider gerade jetzt bei uns viel verbreitete Eigenschaft Schließlich vermag eben der Leser auf die Dauer nicht zu verstehen, daß das System, einen Verbrecher, den man endlich zwischen den Fingern hält, nicht der gerechten Vergeltung zuzuführen, sondern ein halbes dutzendmal unter Vorschützung moralischer Gründe wieder laufen zu lassen und ihn dann zur Abwechslung wieder einzufangen, einen anderen Zweck haben kann als eben den, die Handlung nicht zu früh zu beschließen⁷³ Eine Kritik unseres öffentlichen Lebens liegt mir im Zusammenhang damit fern, aber: *difficile est satiram non scribere!* –

Zusammenfassend darf ich die Gefühle, mit denen ich heute noch an den Freund meiner, unserer Jugend herantrete, in folgendem ausdrücken: ich kann ihm unmöglich die Dienste vergessen, wie er mir in eben dieser Jugend durch seine mir ganz unschädliche Ablenkung, Anregung und Entspannung geleistet. Seine Schwächen aber zu übersehen, kritiklos ihm zuzunicken, wäre falsch und unwürdig. Damit dient man seinem Andenken nicht.

Ebenso verhaßt ist mir aber die Methode einer gewissen Klasse von Feinden Mays, ihm gegenüber stets von vornherein den parlamentarischen Weg zu verlassen und immer gleich in einen wegwerfenden und gehässigen Ton zu verfallen, kritiklos (auch hier paßt das Wort) den Mann mit Schmutz zu **[328]** bewerfen, weil man kein Mittel für zu schlecht hält, wenn es nur dem Zweck dient, Mays Andenken zu verzerrern und zu zerstören, und zum Schund zu stempeln, was ungezählte Tausende mit Vergnügen und Befriedigung hingenommen. Mögen jene Leute es genug damit sein lassen, den Lebenden getötet zu haben, mögen sie wenigstens sein Andenken leben lassen!

Ich halte es immer und überall für meine Pflicht, wenn ich etwas als gut und richtig erkannt, dann aber auch der Meinung offen Ausdruck zu verleihen. So habe ich im persönlichen Verkehr schon manches schiefe Urteil über May geradegebogen, schon manche Fabel über ihn ins rechte Licht gerückt und zerstäubt. Mit Genugtuung kann ich feststellen, daß, die am meisten über ihn schimpften, ihn am wenigsten kannten oder, kein seltener Fall, ihn gar nicht gelesen hatten, und daß, die ihn kennen, meist ein mildes, oft ein sehr freundliches, zuweilen ein begeistertes Urteil über ihn fällen. Manch einen, der mit einem gewissen bedauernden Lächeln sich über mein Interesse für solche „Indianergeschichten“ wunderte, habe ich eines besseren belehrt, so daß er nach der Lektüre des „Lebens und Strebens“ den Menschen und Schriftsteller

⁷² Ueber die derzeitige Verbreitung Mays unter der Jugend bin ich nicht genügend unterrichtet. Ich habe im Frühjahr 1918 in Warschau in einem von etwa zwanzig jungen (15 – 17jährigen) norddeutschen Helfern besuchten Unterricht mich einmal erkundigt, wer von May schon etwas gelesen habe. Damals hat sich nur ein einziger gemeldet; den übrigen war auch der Name unbekannt.

⁷³ „Uebermenschliche Langmut rückt nahe heran an Lächerlichkeit.“ – „Langeweile wuchert über das Abenteuer.“ Jahrbuch 1919, S. 226 – 27 (K. H. Strobl).

May jenes Interesse gewürdigt hat, das man ihm nun einmal auch in reifen Jahren nicht versagen kann. Ich selber halte überhaupt die im Orient spielenden früheren Werke für die besseren, originelleren, und ich habe mich oftmals gerade an den ersten sechs Bänden erfreut, auch jetzt noch (mit den durch die Jahre gegen früher erzeugten Einschränkungen), immer mit der Maßgabe, daß ich **[329]** nicht mehr dahinter gesucht habe, als der Titel verrät.

Fest überzeugt, daß es dem ungemein rührigen und temperamentvoll geleiteten Verlag gelingen wird, dem toten May zu dem ihm gebührenden Recht und Ruf zu verhelfen oder wieder zu verhelfen, möchte ich meinerseits schließen mit dem wiederholten Anerkenntnis der Ehrlichkeit seines Strebens, das May mehr als ein Menschenalter hindurch – zugleich als Sühne – bewiesen hat. Und wenn je ein Schriftsteller an seiner Beliebtheit und an seinen Früchten wird gemessen werden dürfen, dann kommt May geradesogut oder besser weg als mancher klingender Name, dem die Literaturgeschichte willig ihre Spalten geöffnet. Was aber gefordert werden muß, ist nichts anderes und läßt sich in keine besseren und kürzeren Worte fassen als in die Gurlittschen: „Gerechtigkeit für Karl May!“

Meine erste Bekanntschaft mit Karl May

Von Dr. Heinrich L h o t z k y

Ich weiß es noch wie heute. Es war zu Leipzig an einem häßlichen, näßlichen, gräßlichen Novemberabend. Man war froh, der Kaserne entronnen zu sein und endlich nach des Tages Mühen seine Ruhe zu haben. Damals hatten wir noch ein Militär, auf das man stolz war. Unsere inneren und äußeren Feinde hatten uns noch nicht entmannt. Noch lange nicht. Es war vor 40 Jahren. Wir Studenten wohnten unweit der alten Pleißenburg, die es heute auch nicht mehr gibt. In ihren Höfen übten wir Parademarsch. Unsere Studentenbuden lagen in der Petersstraße im Hirschen. Der hatte einen rechtwinklig gebogenen Hof, und wir sahen vom Scheitelpunkt, aus dem vierten Stock, in die beiden Lichtschachte und konnten gerade 204 Fenster zählen, die außer den unseren hineinmündeten. Unten im Hofe hörte man immer einen Lärm von klappernden Bierflaschen. Das war, wie ich auch viel, viel später erfuhr, das elterliche Geschäft von Otto Julius. Davon hatte er wohl seinen Familiennamen Bierbaum.

Also ich kam nach Hause und hatte meine vier Treppen erklommen. Nach mehrstündigem Parademarsch **[331]** ist das keine geringe Leistung für die Oberschenkel. Aber nun freute ich mich an der Gesellschaft meines prächtigen Leibfuchses, mit dem ich Zimmer an Zimmer wohnte. Es kamen auch oft allerlei liebe Kameraden, um unseren Tee und Tabak bereitwillig mit uns zu teilen. Wie reich waren wir doch damals! Wir armen Studenten hatten ja alles, was man zur Behaglichkeit braucht.

Während ich so dösig dasitze und auf das Kochen des Teewassers warte, fällt mein Blick auf das Heft einer Zeitschrift.

„Leibfuchs,“ frage ich streng, „was ist das hier für ein Heft?“

„Ach,“ kam es ziemlich kleinlaut, „es war heute ein Kolporteur hier und wollte nicht wieder gehen. Da habe ich ihm das Heft abgekauft, nur damit er gehen sollte.“

„Na, ja, bist eben wieder einmal hereingefallen. Ich habe dir doch gesagt, daß du nicht auf jeden Schwindel hereinfallen sollst mit dem Abkaufen.“

„Ist ja gar nicht geschehen.“

„Was? Nicht geschehen – sagst du? Das Ding hat doch unendliche Fortsetzungen, und jeden Monat wird nun, wie das Mädchen aus der Fremde, der Kolporteur auftauchen und seinen Obulus einfordern. Unglaublicher Mensch! Statt ihn loszuwerden, hast du ihn herangewöhnt.“

Der Gemaßregelte entgegnete ruhig:

„Du könntest dir eigentlich hier oben den Kasernenton abgewöhnen und hast wieder einmal vergessen, daß du in meinem Zimmer bist, und daß es mein Heft ist und mein Geld, das ich dafür hingelegt **[332]** habe. Du natürlich,“ – er verschluckte wohlweislich den Schluß des Satzes und machte sich im Zimmer zu schaffen, während ich die Seiten durchblätterte. Es war das jüngste Heft einer anscheinend neuen Zeitschrift, die den hochtrabenden Namen führte „Vom Fels zum Meer“.

Da fiel mein Blick auf ein Verschen aus einem alten Liede. Es war umspinnen von einer Geschichte, und das ist nun so. Wenn ich eine halbwegs gut geschriebene Geschichte zu lesen anfangte, dann muß ich weiterlesen bis zu Ende. Das ist bis heute so. Man nennt so etwas fesselnd.

Der Leibfuchs richtete unterdessen das Abendbrot, goß Tee auf, und ich las und las.

„Wollen wir nicht essen?“ hörte ich da von weitem eine Stimme.

„Ja, ja, gewiß!“ antwortete ich zerstreut. „Du, das ist übrigens eine nette Geschichte, die du da gekauft hast. Weißt du was? Die lese ich dir nachher vor. Du hast doch Zeit?“

„Na, also!“ murrte der Jüngling. „Du siehst wieder einmal, wie so oft, daß das, was ich tue, gar nicht so übel ist.“

„Das konntest du gar nicht wissen!“ beharrte ich eigensinnig. „Natürlich legt auch einmal ein blindes Huhn ein Ei, und es kriecht ein sehendes Küken aus. Aber es ist übrigens eine arg nette Geschichte. Wollen wir lieber unsere Pfeifen stopfen, und ich lese dir vor.“

Das einfache Mahl war bald beendet, dann dampften die Pfeifen. Von oben, aus dem fünften Stock, kamen noch einige Kameraden, die dort für 15 Mark **[333]** wohnten, während wir im vornehmeren Stockwerk 20 Mark monatlich bezahlten, und ich las meine Geschichte vor. Sie lautete: „Christi Blut und Gerechtigkeit“

und ist in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ 1882/3 zu finden.

„Fortsetzung folgt.‘ Schade, daß wir nicht wissen, wie’s weitergeht. Du solltest eigentlich die Fortsetzung kaufen, lieber Leibfuchs, wenn der Kolporteur wiederkommt.“

„Weißt du,“ entgegnete dieser selbstgerecht, „es wäre eigentlich sehr nett, wenn das nächste Heft du bezahlen würdest.“

Danach fiel natürlich keinem meiner Zuhörer ein, zu fragen, von wem die Geschichte stammte. Was interessiert einen Studenten der Name eines Schriftstellers, noch dazu, wenn er nicht Fachmann ist.

Aber ich habe mir die Geschichte gemerkt. Es war die Rede von einem kühnen Reisenden, der in Kurdistan’s Bergen unter lauter Muhammedanern und wildem Gesindel eines Abends zwischen den Bergen unter mehr oder weniger zweifelhaften Gastfreunden nächtigte. Während sie so sitzen und die Pfeifen rauchen, erklingt hinter einer Teppichwand ein einfaches Kinderstimmchen und redet mit inbrünstiger Einfalt Worte in einer Sprache, die nicht kurdisch, nicht türkisch, nicht arabisch, überhaupt nicht bekannt ist.

„Was hat das Kind?“ fragte aufmerksam der Reisende, der im Ichtone erzählte.

„Es betet, denn es geht schlafen,“ erwiderte der Hausherr.

„Was betet es?“

„Das Gebet des Vaters meines Weibes.“

[334] „Wo ist er? Lebt er?“

„Er ist tot.“

„War er ein Moslem?“

„Ich weiß nicht, ich habe ihn nicht gekannt.“

„Woher hast du denn das Weib?“

„Ich habe sie mitgenommen, als wir bei den Arabern einfielen.“

„Darf ich dein Weib etwas fragen?“

Dann erzählte das herbeigerufene Weib, daß es den Vers von ihrem Vater gelernt und nun dem Kinde weitergegeben habe, ohne seinen Inhalt zu verstehen. Sie wiederholte dann die Worte, und der Reisende verstand aus der falschen Betonung und dem fehlerhaften Sprechen doch heraus:

„Christi Blut und Gerechtigkeit

Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid.

Damit will ich vor Gott bestehn,

Wenn ich zum Himmel werd’ eingehn. Amen!“

Es war ein tief ergreifender Vorgang, und im Laufe des Gesprächs sagte das Weib, daß es noch einen „Talisman“ von ihrem Vater auf dem Herzen trage. Sie brachte ihn auch hervor, ein viereckiges Etwas in Schafleder gehüllt. Als es der Reisende öffnete, war es ein Notenblatt.

„Kannst du lesen, Fremdling, was darauf steht?“

Ja, er konnte es lesen und las und sang:

„Aennchen von Tharau ist’s die mir gefällt ...“ usw.

Er sang alle Verse des lieben Liedes mit Inbrunst und Hingebung, und als er geendet, stand der Platz um die Hütte voll andächtiger Menschen, die alle das herzige deutsche Lied vernahmen. – – –

Die Macht des deutschen Liedes in den wilden Bergen Kurdistan’s – das mußte uns ergreifen. Und wie der Verfasser das darstellte! Unsereiner **[335]** findet in der Erinnerung nicht den Ton und die Fülle des packenden Erzählens. Aber damals waren auch meine Zuhörer ergriffen, bis es hieß: „Fortsetzung folgt“.

Die Fortsetzung wurde natürlich nicht gekauft, die damaligen Studenten waren bald verweht, hierhin und dahin, wie die losen Blätter, die der Wind auseinanderwirbelt, und mich wehte er in die südrussische Steppe, auf die Krim, wo ich lange Jahre liegen blieb.

Da tauchte eines Tages die alte Studentengeschichte wieder auf. In meine Hände fiel ein Buch von Karl May. Es hieß „Orangen und Datteln“ und enthielt neben anderen Novellen auch die Erzählung „Christi Blut und Gerechtigkeit“.

So. Das ist also Karl May! Man hatte seinen Namen damals schon öfter gelesen. Schulmeister schimpften

über ihn und fanden ihn höchst unpassend für die Jugend. Aber ich verschlang das Buch, wie alles, was spannend ist, und konnte mich nicht losreißen, bis ich geendet. Dann las ichs noch meiner Frau vor und erzählte ihr auch die alte Studentengeschichte dazu.

Das war meine erste Bekanntschaft mit Karl May. Die folgenden Bände las ich erst, als mir sie der Verlag freundlich zur Verfügung stellte. Aber wie habe ich ihn schätzen gelernt! Ich halte ihn für den Klassiker des deutschen Volksbuches. Doch davon ein andermal.

Der werdende Winnetou

Von Franz K a n d o l f

Winnetou! – – Der Klang dieses Wortes löst bei ungezählten May-Lesern eine Fülle kostbarster Erinnerungen aus. Der Junge denkt an sein eigenes geträumtes Heldentum, dessen Verkörperung für ihn Winnetou ist, der Backfisch schwelgt in der Erinnerung an selig durchschwärmte Stunden, für den gereiften Leser bedeutet das Wort den Begriff edelster Männlichkeit, und selbst derjenige, für den May längst ein überwundener Standpunkt geworden ist, kann nicht verhindern, daß der Klang dieses Namens in seinem Gedächtnis die Jahre der Jugend heraufruft, da auch in seinem Gedankenleben die Mayschen Helden, vor allem Winnetou, eine große Rolle spielten.

Winnetou ist ein Gedicht, Winnetou ist ein klingendes Lied. Freilich kein Gedicht, das dem Verfasser auf den ersten Wurf gelang. Zeile an Zeile, Strophe an Strophe hat er im Verlaufe von mehr als drei Jahrzehnten liebevoll aneinander geflochten, bis er endlich als Greis unter die letzte Strophe und unter die letzte Zeile den Schlußstrich setzte. Manche Zeile in diesem Gedicht ist nicht frei von Härten, gar manchmal hat er den edelsten Reim nicht gefunden, viele Veränderungen und Verbesserungen [337] sind notwendig gewesen, bis sämtliche Strophen endlich in reinem Ton zusammenklangen.

Für den May-Forscher ist es eine ungemein interessante und anziehende Arbeit, von den ersten unreifen schriftstellerischen Versuchen Mays bis zu seinem letzten Federstrich die Bahn zu verfolgen, in der die Entwicklung der Winnetoufigur verläuft. Freilich, wenn der Forscher nur die „Gesammelten Werke“ daraufhin studieren würde, so fände er wohl nicht viel Nennenswertes. Abgesehen vielleicht vom 33. Bande: „Winnetous Erben“, der die letzte Phase dieser Entwicklung darstellt. Der Forscher hat sich vor allem an die Erstausgaben der Arbeiten des Dichters zu halten, besonders an die alten Jahrgänge des „Deutschen Hausschatzes“ und an die früher von Münchmeyer-Dresden herausgegebenen Erzählungen.

Die Untersuchung über den werdenden Winnetou führt von selbst dazu, daß wir von Zeit zu Zeit ein flüchtiges Streiflicht auf Mays eigenen Entwicklungsgang werfen. Denn der jeweilige Winnetou stellt ein getreues Abbild des Werdegangs und der mit den Jahren reifenden Persönlichkeit des Dichters dar. Der werdende Winnetou geht Hand in Hand mit dem werdenden Dichter.

1. Der Ur-Winnetou

In der ersten Auflage seiner Selbstbiographie erwähnt Karl May, daß er während seiner Redaktionstätigkeit im Verlage Münchmeyer drei Blätter gründete⁷⁴. In dem einen, dem „Deutschen Familienblatt“, [338] begann er sofort mit Winnetou, „nannte ihn aber, einem andern Indianerdialekt gemäß, einstweilen Inn-nu-woh“. Da Mays redaktionelle Tätigkeit nur kurze Zeit währte (1876 – 77), wird er wohl nicht viel über ihn geschrieben haben. Bekannt sind mir nur zwei Stücke. Das eine ist die kleine Skizze, die später unter dem Titel „Inn-nu-woh, der Indianerhäuptling“ in den „Humoresken und Erzählungen“ im Münchmeyer-Verlag erschien.

Nachdem wir unter Inn-nu-woh den späteren Winnetou zu verstehen haben, ist die Feststellung interessant, daß er in der frühesten Vorstellung Mays nicht als Apatschen-, sondern als Siouxpäuptling lebte, berühmt als der beste Schwimmer in den United States. In edelmütig selbstloser Weise rettet er während der Fahrt auf einem Mississippisteamer unter eigener Lebensgefahr die Tochter eines reichen Amerikaners, von dem er kurz vorher beleidigt worden war, vor einem gräßlichen Tode, der ihr von einem aus dem Käfig entkommenen Königstiger drohte. Edelmut und echt indianischer Stolz, der den Dank des zur Einsicht gekommenen Vaters schroff zurückweist, ist das einzige, was wir aus dieser kleinen Erzählung über Winnetou erfahren. In ein näheres Verhältnis tritt der Erzähler nicht zu ihm, er spielt nur die Rolle des Zuschauers. May hat später diese Episode als Winnetouerzählung fallen lassen und zu einem Erlebnis des ‚kleinen Bären‘ für den „Schatz im Silbersee“⁷⁵ verarbeitet. – –

[339] Um die gleiche Zeit schrieb May eine zweite Winnetou-Erzählung. Sie bildet wohl, zugleich mit „Inn-nu-woh“, den literarischen Niederschlag seiner ersten Amerikareise. Es ist jene Novelle, die er in

⁷⁴ Siehe Bd. „Ich“ S. 451; etwas ausführlicher in der (vergriffenen) Urausgabe.

⁷⁵ Bd. 36 der Ges. Werke, S. 22 f.

abgeänderter Form in "Winnetou", Bd. II⁷⁶, aufnahm und die den Oelbrand in New-Venango, sowie die Episode mit Old Firehand enthält. Es war ein noch schüchterner, tastender Versuch, wie aus der ersten Fassung dieser Novelle zu ersehen ist, die unter dem Titel „Old Firehand“ bei Münchmeyer erschien.

In dieser Erzählung werden wir zum erstenmal ausführlich mit Winnetou bekannt, der sich aber in mehr als einer Hinsicht von der späteren Heldengestalt scharf abhebt. Wir wollen ihn den Ur-Winnetou nennen. May bezeichnet ihn zwar als den „berühmtesten und gefürchtetsten Indianer zwischen Sonora und Columbien“, er ist ein tapferer Held, ein Freund der Bleichgesichter und der Mittelpunkt einer romantischen Liebesgeschichte, aber zu unserem Herzen spricht er nicht. Im übrigen ist Winnetou auch für Old Shatterhand nicht viel mehr als „der brave Indianer“, von dem innigen, zarten Freundschaftsverhältnis der späteren Jahre ist nicht die Rede, es ist mehr ein Verhältnis wie zwischen Lehrer und Schüler. „Bisher hatten sich beide (*scil.* Winnetou und Old Firehand) zu mir gestellt wie alte erfahrene Gönner zu einem wenn auch gelehrigen, aber doch noch unkundigen Schützling“. Ist auch nicht gut anders denkbar bei dem Altersunterschied! Denn May stellte sich seinen Winnetou ursprünglich **[340]** als bejahrten Krieger vor. „Er war nicht mehr jung.“ Wenn wir von der romantischen Jugendliebe Winnetous ausgehen, so erscheint er uns als ein Mann, der tief in den Dreißigern steht. Denn er hat eine schon heiratsfähige Miß (in der späteren Fassung umgewandelt in Harry, Old Firehands Sohn) als Kind auf den Armen getragen.

Was May sonst noch über Winnetou berichtet, vermag kein wärmeres Gefühl in uns hervorzulocken, dafür ist dieser Held zu unkultiviert, zu sehr Indianer, zu sehr ein – Wilder. Er raucht mit unendlichem Behagen eine Zigarre und läßt dann ihren Stummel – *horribile dictu* – zwischen den Lippen verschwinden, er zeigt eine kindliche Freude über das Versprechen seines jungen Freundes, daß die Männer des Feuerrosses die große Pfeife mit ihm rauchen und ihm Pulver, Blei und Tabak geben würden, soviel er wolle; unsere ganze Hochachtung verscherzt aber dieser Ur-Winnetou, wenn wir lesen, wie er vor dem Feuerroß die berühmte indianische Selbstbeherrschung ganz und gar verliert. Lassen wir May selber sprechen:

„Das eiserne Roß hat eine böse Stimme,“ sprach Winnetou. „Wie sind seine Gedanken über den Stamm der Apatschen?“

Er fühlte also doch eine Besorgnis um seine Sicherheit. Dem Feinde, selbst dem überlegenen, gegenüber wäre ihm nicht das mindeste Bangen angekommen; die unbekannte und sich auf so schreckliche Weise ankündigende Macht des Dampfes aber störte seine Gemütsruhe.

„Das ist nicht die Stimme des Feuerrosses, sondern das Zittern des Pfades, über den es daher fährt.“

[341] „Da muß das Wiehern seines Mundes noch fürchterlicher sein. Mein Bruder wird Winnetou nicht verlassen!“

Und weiter unten:

Ich winkte dem Häuptling und er trat langsamen Schrittes herzu, fuhr aber mit einem lauten Ausruf des Schreckens wieder zurück, denn der Ingenieur war wieder auf den Wagen gestiegen um die Dämpfe abzulassen, welche mit gellendem Zischen den Ventilen entströmten und die Umgebung der Maschine in eine weiße Wolke hüllten.

„Uff, uff! Warum ruft mein Bruder Winnetou, wenn das Roß zornig ist?“

Dieser Ur-Winnetou ist endlich in seiner äußeren Kultur noch allzusehr Wilder, als daß er unserem zivilisierten Empfinden genügen könnte. Seinen weißen Bruder apostrophiert er folgendermaßen:

„Mein bleicher Bruder kennt mich. Er ist an meiner Seite gestanden gegen die Uebermacht der Arrapahos und hat die Mandans im Blute zu meinen Füßen gesehen; er zählte die Skalpe an den Wänden meines Wigwams und sieht die Locken meiner Feinde an meinem Gürtel hängen.“

Und wenn sich Winnetou in den Kampf stürzt, dann ist es nicht bittere Notwendigkeit, nein, wilde, blutige Kampfesfreude, sogar eine förmliche „Wonne“, die die Waffen führt und aus den funkelnden Augen leuchtet. Ja, in der ältesten Reiseerzählung Mays fließt Blut, viel Blut, ähnlich wie in dem ungefähr gleichzeitig geschriebenen Roman „Auf der See gefangen“ (= „Kapitän Kaiman“⁷⁷). Auch hier zeigt sich Winnetou zu sehr als Wilder, als daß er unsere volle Sympathie gewinnen könnte.

Sofort kniete Winnetou über dem Besinnungslosen (Matto-Sih), senkte ihm das Messer in die Brust, faßte **[342]** mit der Linken das reiche, dunkle Haar zusammen – drei Schnitte, kunstgerecht geführt – ein kräftiger Ruck – und der

⁷⁶ Bd. 8 der Ges. Werke, S. 393 ff.

⁷⁷ Bd. 19 der Ges. Werke.

Skalp war gelöst. Er schwang ihn hoch um den Kopf und ließ jenen fürchterlichen Siegesruf hören, welcher Mark und Bein erschütternd auf die Gegner zu wirken pflegt.

So sieht also der Ur-Winnetou aus, und ich stehe nicht an, die Möglichkeit, ja sogar Gewißheit zuzugeben, daß der Reisende May einen ähnlichen Indianer gekannt hat. Der Schriftsteller und Dichter May kennt später allerdings einen anderen Winnetou. Bei der Herstellung der Buchausgabe bereitete es ihm Mühe genug, die Mißtöne im Charakterbild seines indianischen Freundes auszumerzen. Manches ist ihm entgangen, anderes ist ihm nicht völlig gelungen, und so macht sich zwischen den aufgesetzten Edelreisern der wilde Schößling mehr als einmal bemerkbar. – –

Im Jahre 1879 erschien im „Deutschen Hausschatz“ aus der Feder Mays die Reiseerzählung „*Deadly dust*“ (in „Winnetou“, Bd. III, Kap. 1 – 4, enthalten). Das Gesamtbild Winnetous ist bedeutend anziehender geschildert:

Er war der hervorragendste unter allen Indianern. Sein Name lebte in jedem Palaste, in jeder Blockhütte, an jedem Lagerfeuer. Gerecht, klug, ehrlich, treu, stolz, tapfer bis zur Verwegenheit, Meister im Gebrauche aller Waffen, ohne Falsch, ein Freund und Beschützer aller Hilfsbedürftigen, gleichviel, ob sie rot oder weiß von Farbe waren, war er bekannt über die ganze Länge und Breite der Vereinigten Staaten und weit über deren Grenzen hinaus als der ehrenhafteste und berühmteste Held des freien Westens.

Wenn wir diese Worte lesen, meinen wir, Winnetou in der Vorstellung Mays förmlich wachsen zu sehen. Und doch ist er immer noch nur ein edler **[343]** Indianer, aber noch kein Edelmann. Schon das Aeußere stimmt nicht zu dem Bilde, das wir uns heute von Winnetou machen.

Seine breiten Schultern und seine starke Brust waren nackt und von zahlreichen Narben bedeckt. Um seine engen, gerundeten Hüften schlang sich eine feine Decke von Santillo, in glänzenden, verschiedenartigen Farben schillernd. Eine kurze, prächtig gegerbte Wildlederhose legte sich eng um seine muskulösen Oberschenkel und war an den Seiten mit den Skalplocken getöteter Feinde geschmückt. Gamaschen von scharlachrotem Tuch bedeckten seine Unterschenkel; Kniebänder, von Menschenhaar geflochten, das jedenfalls auch von den Skalpen der Feinde stammte, und aus Stachelschweinsborsten gefertigte Eicheln umschlossen über den Knöcheln und unterhalb der Knie diese Gamaschen, und die Füße staken in wirklich kunstreichen Mokassins, die mit Zierrat von Pferdehaar ausgeputzt waren. Von seiner Schulter herab hing das Fell eines grauen Bären. Wäre sein Gesicht nicht mit Kriegsfarben bemalt gewesen, so hätte man eine echt römische Nase usw. – Er trägt das Haar lang herab. Nur eine einzige Locke ist aufgewickelt, in der drei Adlerfedern stecken. (Die ganze Stelle fehlt in der Buchausgabe.) Die gesperrt gedruckten Stellen zeigen deutlich genug den scharfen Gegensatz mit der späteren Schilderung von Winnetous Aeußerem.

Dieser Vollblutindianer zeigt auch ganz indianische Denkart. Er taucht seinen Medizinbeutel in das Blut des getöteten Grizzlybären und ist mit den Angehörigen seiner Rasse der Meinung, daß in jedem grauen Bären die Seele eines berühmten Jägers wohnt, die hier eine Läuterung, eine Art Fegefeuer zu erleiden hat. Er folgt aus einem ganz bestimmten Grunde dem Komantschentrupp: Diese roten Männer werden in die Berge gehen zum Grab ihres Häuptlings **[344]** Tschu-ga-chat, wie sie es jedes Jahr tun an dem Tage, an welchem er getötet wurde von Winnetou, dem Häuptling der Apatschen. Winnetou wird sehen dieses Grab und zerstreuen die Gebeine des Komantschen in alle Winde. Den letzten Satz hat May in der Buchausgabe wohlweislich fallen gelassen. Stimmt er doch so gar nicht zu „Unter Geiern“, S. 322. Als dort der ‚tapfere Büffel‘ Miene macht, die Gräber der feindlichen Häuptlinge am Feuerlochflusse zu zerstören, ist Winnetou ganz entrüstet: „Halt! Laß die Hand von dem Grabe! Old Shatterhand hat den Gefallenen ihre Skalpe gelassen und sie sogar mit begraben helfen. Ein tapferer Krieger kämpft nicht mit den Knochen der Toten. Der große Geist will, daß die Toten ruhen, und Winnetou wird das Grab beschützen. Howgh!“

Ebenso unangenehm berührt es uns, wenn wir Winnetou das Henkeramt in eigener Person ausüben sehen, indem er Holfert, Morgans Mitschuldigen, mit einer Kugel aus seiner Silberbüchse niederstreckt. Der spätere Winnetou hätte derartiges nicht getan.

Auch die Freundschaft Winnetous mit Old Shatterhand kann nicht besonders innig sein. May kennt ja im Jahre 1879 nur ein zweimaliges Beisammensein mit Winnetou, und beide Male war die Begegnung eine rein zufällige. Und als sie nach langem Ritte voneinander Abschied nehmen, ist es für immer: Wir nahmen diesmal einen Abschied fürs ganze Leben, als wir auf der Höhe hielten, von der aus sich das Land hinunter nach dem Stillen

Meer zieht. (Fehlt in der Buchausgabe.) Davon, daß er mit Winnetou später noch mehr als zwölf Bände füllen werde, hatte er damals offenbar noch keine Ahnung.

[345]

2. Winnetou, der Edelmensch

Ich sagte eingangs, Winnetou sei ein getreues Abbild von Mays eigenem Werdegang. Der Kampf mit der Macht des Bösen, der in seinem Leben, wie er selber gesteht, eine so verhängnisvolle Rolle gespielt, war um die Zeit, da er seine erste Reiseerzählung schrieb, zu Ende geführt, und zwar siegreich zu Ende geführt. Aber aus dem Kampfe war doch keine in sich abgeschlossene und abgeklärte Persönlichkeit hervorgegangen. Wie sollte dies auch? Die verderblichen Eindrücke der Jugendzeit und die notwendig deprimierenden Freiheitsstrafen konnten nicht ohne vorübergehende hemmende Wirkungen geblieben sein. Außerdem handelte es sich für May damals um die Schaffung einer gesicherten Lebensstellung. Er mußte arbeiten, fieberhaft arbeiten! Und daß bei diesem Ringen um die Existenz nicht gleich die höchsten Gesichtspunkte eingehalten werden konnten, ist begreiflich. Die ersten Arbeiten Mays sind mehr auf Effekt berechnet. Eine ethische Tendenz liegt ihm einstweilen noch ferner, womit nicht behauptet werden soll, daß Mays Helden als sittlich defekte Menschen dargestellt werden. Aber die Lebensaufgabe Mays, Lehrer des Volkes durch die Predigt der Gottes- und Nächstenliebe zu werden, ist aus seinen ersten Schriften, die „Geographischen Predigten“ ausgenommen, noch nicht klar erkennbar.

Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein,
Laßt ihren Puls durch alle Länder fließen!⁷⁸

[346] Dieses Evangelium wird vom Ur-Winnetou, von Old Firehand, Deadly-gun, Sam Hawkens usw. nicht gepredigt, sondern diese Naturmenschen lassen sich von dem ursprünglichen Gefühl der Rache und der Vergeltung leiten. Ja, May-Old Shatterhand selber ist trotz seiner anderweitig betätigten Milde nicht frei von einer ziemlichen Gefühlshärte. Für ihn ist der Indianer damals noch der „Wilde“, während er von 1887 an diesen Ausdruck nie mehr gebraucht, sondern nur „Rothaut“ oder „Indsman“. In „*Deadly dust*“ lautet es:

Betritt der noch zartfühlende Mensch, der Christ, die „*dark and bloody grounds*“, so fühlt er sich entsetzt von der Strenge und Rücksichtslosigkeit, zu welcher die Savanne ihre kraftvollen Söhne erzieht; aber bald zwingt ihn das grausame Gesetz der Selbsterhaltung, alle seine Kräfte gegen Gewalten einzusetzen, denen gegenüber die Schonung zu seinem eigenen sicheren Untergang führen würde; und er erkaltet nach und nach im Innern wie alle, welche vor ihm den Atem der Savanne tranken. (In der Gesamtausgabe gestrichen.) So unterliegt einmal Old Shatterhand beinahe der Versuchung, vier Rote wegzuputzen, die ihm nicht das Geringste zu Leide getan haben: Sie waren beinahe bis zur Stelle gekommen, wo die Spur des Kleinen mit der meinigen zusammentraf. Mit einer Kugel meines Bärenjägers konnte ich sie bereits erreichen⁷⁹, und – aufrichtig gestanden – es zuckte mir bereits in den Fingern... Wenn der Präriemann auf feindliche Indianer stößt, so gibt es außer der Flucht, die nur in gewissen Fällen möglich ist, keine andere Wahl, als die Feinde entweder zu vernichten oder selbst getötet zu werden. Hinter der Erhöhung versteckt legte ich die [347] Büchse an und hielt mich zum Abdrücken bereit. (Der ganze Passus ist später gestrichen.)

Wie haben sich doch die Ansichten May-Old Shatterhands geändert! Aus dem unbarmherzigen, kategorischen „Entweder ich oder du“ ist das feierliche, versöhnliche „Weder ich noch du“ geworden. Eines Beweises bedarf diese Feststellung nicht. Jeder May-Kenner weiß, daß der spätere Old Shatterhand unzähligemal durch List die Gefahr von seinem und der Seinigen Haupt abzuwenden versteht, um dann über den Feinden die Sonne der Gnade und der Verzeihung leuchten zu lassen. Und so wie er sind auch seine übrigen Helden, Winnetou an der Spitze, weicher und milder geworden. – –

Wohl ermuntert durch die begeisterte Aufnahme seines Winnetou, schrieb May 1888 eine neue Winnetou-Erzählung, „Der Scout“. (Aufgenommen in „Winnetou“, Bd. II, Kap. 1 – 4.) Das, was der Verfasser des Ur-Winnetou mit ein paar Worten abmacht, das erste Zusammentreffen mit ihm, bildet den Inhalt einer 392 Seiten ausfüllenden Erzählung. May findet als vollkommener Grünling in New York Anstellung als Detektiv. Auf der Jagd nach einem Verbrecher sieht er Winnetou, der ihn sofort mächtig anzieht. Die Verhältnisse bringen es aber mit sich, daß er sich einem Komantschenstamm anschließen muß, der gegen die Apatschen das Kriegsbeil ausgegraben hat. Bei dem ausbrechenden Kampfe gelingt es dem jungen Deutschen,

⁷⁸ Bd. 30 der Ges. Werke.

⁷⁹ Vgl. Ges. Werke Bd. 9 S. 8.

Winnetou zu besiegen; wieder freigegeben, schließt Winnetou mit ihm aus Dankbarkeit Freundschaft fürs ganze Leben.

[348] Während wir dem Ur-Winnetou nicht unsere restlose Teilnahme schenken können, erregt dieser vom ersten Augenblick an unsere ungeteilte Bewunderung. Der Häuptling steht vor uns nicht nur als Indianer von reinstem Wasser, sondern auch als Gentleman, ausgerüstet mit einem hohen Grade von Bildung. („Winnetou, der rote Gentleman“ sind die ersten Auflagen der Buchausgabe betitelt.) Er spricht ein fließendes Englisch, ist mit den Einrichtungen des Ostens und der Zivilisation vertraut und verfügt über ein glänzendes Rednertalent. („Winnetou“, Bd. II. S. 348.) Freilich stößt uns der blutige Ausgang des Kampfes ab. Der spätere Winnetou hat in ähnlichen Lagen immer einen unblutigen und trotzdem siegreich-ehrentvollen Ausweg gefunden. Auch zeigt er im Kampfe noch etwas Rowdymäßiges.

Allen Apatschen voran war einer mit gewaltigem Stoße durch die Linie der Komantschen gedrungen. Er hatte in der Linken den Revolver und in der Rechten den hochoberhobenen Tomahawk. Während jede Kugel aus ersterem mit Sicherheit einen Komantschen niederstreckte, sauste das Schlachtbeil wie ein Blitz von Kopf zu Kopf. (Winnetou II, S. 310.)

Wer erinnert sich dabei nicht an die Beschreibung des Winnetou-Modells in „Winnetous Erben“? (S. 445):

Mein erster Blick war nach dem Gesichte Winnetous. Es war getroffen, überraschend getroffen. Und doch erschien es mir fremd. Es waren seine Züge, ganz genau seine Züge; aber sie waren nicht so freundlich ernst, so gütig und so lieb, wie ich sie kennen gelernt hatte, sondern sie zeigten einen fremden Ausdruck, der ihm im Leben niemals (?) eigen gewesen. Dieser Ausdruck harmonierte **[349]** allerdings mit der aggressiven Bewegung, die der Figur von ihren Verfertigern erteilt worden war... Den rechten Fuß wie zum Sprunge vorgesetzt, stützte sich die Figur auf die in der linken Hand gehaltene Silberbüchse, während die rechte Hand einen geladenen zweiten Revolver drohend vorstreckte. In dieser vorwärtsstrebenden Bewegung hatte die Gestalt etwas aal- oder schlangenhaftes. Oder man dachte an einen Panther, der sich aus dem Hinterhalte hervorschnellt, um sich auf die Beute zu stürzen. Dazu paßte der nicht etwa nur drohende, sondern gierige Ausdruck des Gesichtes, welcher umso befremdender oder abstoßender wirkte, je deutlicher die Schönheit dieses Gesichtes trotz alledem hervortrat.

„Schade, jammerschade!“ flüsterte mir das Herzle zu.

„Leider, leider!“ antwortete ich. „Und sie sind Künstler, wirklich Künstler!“

„Ganz zweifellos! Nur die Auffassung ist falsch. Es ist eine Sünde, eine ungeheure Sünde! Wie man Winnetou so etwas antun konnte, das begreife ich nicht! Und diese Figur soll auf die Höhe des Berges!“

„Niemals, niemals! Ich dulde das nicht. Und wenn man mich nicht hört, so greife ich zum letzten Mittel und zertrümmere sie vor aller Augen!“

Man liest diese Auslassungen mit einiger Verwunderung, wenn man „Winnetou“, Bd. II, und mehr noch den Ur-Winnetou in Erinnerung hat. Der Unterschied zwischen dem Winnetou-Denkmal und dem Heldenbild, das uns May selber noch in den achtziger Jahren malt, scheint mir nicht so groß. Freilich bekennt May reu- und demütig, daß er selber Winnetou zu oberflächlich aufgefaßt habe; ebenso ruhig hätte er hinzufügen können, daß er folgerichtig sein Bild nicht treu wiedergegeben habe.

Dazu kommt, daß die Freundschaft zwischen Winnetou und Old Shatterhand, wie sie im „Scout“ **[350]** dargestellt wird, uns ziemlich kalt läßt. Der Leser hat den Eindruck, daß Winnetou kaum mit seinem weißen Bruder Freundschaft schließen würde, wenn dieser ihm nicht das Leben geschenkt hätte. Außerdem ist noch nie die Zeremonie eines Freundschaftsschlusses trockener und nüchterner geschildert worden: Da kehrte Winnetou zurück; er ließ sich von mir das Totem zeigen und vervollkommnete es durch einige Schnitte. Er schwor mir, weil ich ihn nicht getötet, ewige Freundschaft. Das ist alles. Von der tiefen, innigen Seeleneinheit der beiden ist mit keinem einzigen Wort die Rede. Winnetou erlaubt sich einmal sogar den schlechten Scherz – May nennt ihn gütig einen „echten Indianerstreich“ – seinen Freund auf einen indianischen Rassehengst aufsteigen zu lassen in der Absicht, ihn aus dem Sattel fliegen zu sehen, was denn auch der Gaul prompt besorgt – gerade kein Beweis für eine tiefe Herzensfreundschaft.

Es scheint, daß May vom „Scout“ selber nicht recht befriedigt war; denn als er 1892 daranging, den „Winnetou“ in drei Bänden neu herauszugeben, stutzte er den „Scout“ für den II. Band zurecht. Alle Stellen, aus denen hervorgeht, daß May Winnetou noch nicht gekannt habe, werden gestrichen, das ursprüngliche „Greenhorn“ erfährt die Umwandlung zu „Old Shatterhand“, der jedoch, um sich einen Spaß zu machen und Old Death eine Ueberraschung zu bereiten, seinen Namen verheimlicht und sich ruhig von ihm als

unwissender Grünling behandeln läßt. Schließlich lassen Winnetou und Old Shatterhand gegenseitig die Maske fallen und sinken sich in die Arme, Old Death steht erstarrt [351] – Tableau! May hat auf diese Weise geschickt das erste Zusammentreffen mit Winnetou in ein zweites verwandelt und dadurch erreicht, was er erreichen wollte: der hölzerne Freundschaftsschluß ist verschwunden und die Heldenfigur Winnetous tritt dadurch, daß sich Old Shatterhand sozusagen im Hintergrunde hält, lebendiger und wirkungsvoller aus dem Rahmen der Erzählung heraus.

Für die erstmalige Begegnung mit Winnetou dichtete May einen ganz neuen Roman, den jetzigen Bd. I des „Winnetou“. Ich muß sagen, dieser Band übte in meiner Jugendzeit und übt noch jetzt einen ganz unbeschreiblichen Reiz auf mich aus. Ein Hauch der Romantik weht durch dieses Buch, der ähnlich erquickend vielleicht nur in „Weihnacht“ gefunden wird. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich den Inhalt auch nur kurz wiedergeben; alle May-Leser sind ohnehin genugsam mit ihm vertraut. Von Interesse wird vielleicht die Mitteilung sein, daß Winnetou nach Mays späterer Vorstellung 2 Jahre älter als er war. Da die Fabel des ersten Bandes im Jahr 1864 spielt, so käme, da May 1842 geboren ist, für den Winnetou des ersten Bandes ein Alter von 24 Jahren heraus. Da ferner nach der Vorstellung des Dichters Winnetou 1874 starb, so erreichte er ein Alter von 34 Jahren. Der Unterschied zwischen der früheren und späteren Auffassung springt von selbst in die Augen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, mit der bisherigen Ausführlichkeit zu zeigen, wie von jetzt an das Charakterbild Winnetous von Roman zu Roman klarer und schärfer herausgearbeitet wird. Das kann [352] der aufmerksame Leser selbst besorgen. Für mich handelt es sich darum, ihn mit dem ihm unbekanntem Urausgabenmaterial vertraut zu machen. Es genügt, wenn wir als Ergebnis der liebevollen Kleinarbeit des Dichters jene Schilderung der überwältigenden Persönlichkeit Winnetous wiedergeben, wie sie in „Weihnacht“, S. 276 ff. enthalten ist:

Einem jeden, der Winnetou nicht gekannt hat, muß der Eindruck seiner Persönlichkeit, wenn auch nicht unerklärlich sein, so doch als höchst ungewöhnlich vorkommen, aber der berühmte Häuptling der Apatschen war auch weit mehr als bloß ein ungewöhnlicher Mann. Die Häuptlingsstellung war es natürlich nicht, welche imponierte, denn die soziale Distinktion eines indianischen Sachem (Oberhaupt) ist, wenigstens dem Weißen gegenüber, keine an sich Ehrfurcht gebietende, sondern es lag ganz allein nur in seiner Persönlichkeit, in der Gesamtheit seiner Vorzüge, seinen geistigen und seelischen Eigenschaften, welche in seiner fehlerlosen männlichen Schönheit eine köstliche Verkörperung gefunden hatten, daß sein Erscheinen überall, wohin er kam, Bewunderung erregte und dabei zugleich jene niemals ausbleibende Ehrerbietung erweckte, deren sofortige Folge stets der unwillkürliche Gehorsam ist.

Er trug, wie auch ich stets, wenn ich mich im Westen befand, einen aus Elkleider gefertigten Jagdanzug von indianischem Schnitt, an den Füßen leichte Mokassins, welche mit Stachelschweinsborsten und selten geformten Nuggets geschmückt waren. Eine Kopfbedeckung gab es bei ihm nicht. Sein reiches, dichtes, bläulich-schwarzes Haar war auf dem Kopfe zu einem hohen, helmartigen Schopf geordnet und fiel von da aus, wenn er im Sattel saß, wie eine Mähne oder ein dichter Schleier fast bis auf den Rücken des Pferdes herab. Keine Adlerfeder schmückte diese Frisur. Er trug dieses Abzeichen der Häuptlinge nie; es war ihm ohnehin auf den ersten Blick anzusehen, daß er kein gewöhnlicher Krieger sei. Ich habe ihn mitten unter Häuptlingen gesehen, welche alle mit den Federn des Kriegsadlers geschmückt [353] waren und sich auch sonst mit allen möglichen Trophäen behangen hatten; seine königliche Haltung, sein freier, ungezwungener, elastischer und doch so stolzer Gang zeichneten ihn doch als den edelsten von allen aus. Wer auch nur einen einzigen Blick auf ihn richtete, der sah sofort, daß er es mit einem bedeutenden Manne zu tun hatte. Um den Hals trug er die wertvolle Friedenspfeife, den Medizinbeutel und eine dreifache Kette von Krallen der Grizzlybären, welche er mit Lebensgefahr selbst erlegt hatte. Der Schnitt seines ernsten, männlich schönen Angesichtes, dessen Backenknochen kaum merklich vorstanden, war fast römisch zu nennen, und die Farbe seiner Haut war ein mattes Hellbraun, mit einem leisen Bronzehauch übergossen.

Einen Bart trug er nicht; in dieser Beziehung war er ganz Indianer. Darum war der sanfte, liebevoll milde und doch so energische Schwung seiner Lippen stets zu sehen, dieser halbvollen, ich möchte sagen, küßlichen Lippen, welche der süßesten Schmeicheltöne ebenso wie der furchterweckendsten Donnerlaute, der erquickendsten Anerkennung gleichso wie der schneidendsten Ironie fähig waren. Seine Stimme besaß, wenn er freundlich sprach, einen unvergleichlich ansprechenden, anlockenden gutturalen Timbre, den ich bei keinem andern Menschen gefunden habe und welcher nur mit dem liebevollen, leisen, vor Zärtlichkeit vergehenden Glucksen einer Henne, die ihre Küchlein unter sich versammelt hat, verglichen werden kann; im Zorne hatte sie die Kraft eines Hammers, welcher Eisen

zerschlägt, und, wenn er wollte, eine Schärfe, welche wie zersetzende Säure auf den festesten Gegner wirkte. Wenn er, was aber sehr selten und dann nur bei hochwichtigen oder feierlichen Veranlassungen geschah, eine Rede hielt, so standen ihm alle möglichen Mittel der Rhetorik zur Verfügung. Ich habe nie einen besseren, überzeugenderen, hinreißenderen Redner gehört als ihn und kenne nicht einen einzigen Fall, daß es einem Menschen möglich gewesen wäre, der Beredsamkeit des großen, unvergleichlichen Apatschen zu widerstehen. Beredt auch waren die leicht beweglichen Flügel seiner sanft gebogenen, kräftigen, aber keineswegs indianisch starken Nase, denn in **[354]** ihren Vibrationen sprach sich jede Bewegung seiner Seele aus. Das Schönste an ihm aber waren seine Augen, diese dunklen, sammetartigen Augen, in denen, je nach der Veranlassung, eine ganze Welt der Liebe, der Güte, der Dankbarkeit, des Mitleides, der Besorgnis, aber auch der Verachtung liegen konnte. Solch ehrliche, treue, lautere Augen, in welchen beim Zorne heilige Flammen loderten oder aus denen das Mißfallen vernichtende Blitze schleuderte, konnte nur ein Mensch haben, der eine solche Reinheit der Seele, Aufrichtigkeit des Herzens, Unwandelbarkeit des Charakters und stete Wahrheit des Gefühles besaß wie Winnetou. Es lag in diesen seinen Augen eine Macht, welche den Freund beglückte, den Feind mit Furcht und Angst erfüllte, den Unwürdigen in sein Nichts verwies und den Widerspenstigen zum Gehorsam zwang. Wenn er von Gott sprach, seinem großen, guten Manitou, waren seine Augen fromme Madonnen-, wenn er freundlich zusprach, liebevolle Frauen-, wenn er aber zürnte, drohende Odinsaugen.

Der Vollständigkeit halber soll noch erwähnt werden, daß der spätere Winnetou nie mehr den Skalp eines Feindes nimmt. Wenn in „Winnetou“, Bd. III, S. 429, erzählt wird, daß Winnetou im Vorgefühl des Todes schwört, „von jetzt an nie mehr den Skalp eines Weißen zu nehmen“, so stimmt das eben nicht zu den späteren Bänden, nach denen er diese barbarische Sitte längst abgelegt hat, und ist damit zu erklären, daß „Winnetous Tod“ eben auch einer früheren Zeit angehört. Wann und wo diese Erzählung zum erstenmal erschien, konnte bis jetzt nicht festgestellt werden. Der Karl-May-Verlag wäre für zweckdienliche Mitteilungen über Zeit und Ort des ersten Erscheinens äußerst dankbar. [1882 „Feierstunden im häuslichen Kreise“.]

Zu guter Letzt erfahren wir in „Am Jenseits“, S. 340, daß Winnetou, der feinsinnige und tiefinnerliche Mensch, in Verbindung mit der übersinnlichen **[355]** Welt steht – ein Produkt der späteren Entwicklung Mays, der sich im Alter ziemlich viel mit Mystik befaßte:

Winnetou, der nüchternste, der hell und scharf denkende rote Mann, war gewiß kein Phantast, aber zuweilen, wenn wir miteinander im nächtlichen Dunkel lagen, rings von Gefahren umgeben, da geschah es, daß er die Hand hob, um grüßend rundum zu winken, und als ich ihn einst fragte, warum er das tue, antwortete er:

„Mein weißer Bruder frage nicht! Wir sind beschützt, das mag dir genügen!“

So sehen wir den Edelmenschen stetig von Band zu Band ins Ueberlebensgroße hineinwachsen, bis er seine irdische Laufbahn vollendet hat und seine Seele, von allem Erdenstaub befreit, gen Himmel schwebt. (Vgl. die Titelzeichnung von Sascha Schneider zu „Winnetou“, Bd. III.)

3. Der symbolische Winnetou

Am liebsten hätte ich mit der letzten Zeile des obigen Abschnitts geschlossen, jedoch die Forschung ist noch nicht am Ende angekommen. May wandte sich am Abend seines Lebens der rein symbolischen Dichtung zu. Durch welche Gründe er wahrscheinlich dazu gekommen, ist bereits anderweitig erörtert worden. Ebenso soll hier kein Urteil über die größeren oder geringeren Werte dieser Kunstform gefällt werden. Das werden wir wohl dem individuellen Geschmack des einzelnen überlassen müssen. Persönlich bin ich zwar der Meinung, daß der „Volksschriftsteller“ Karl May besser getan hätte, **[356]** bei seiner bisherigen Schreibweise zu bleiben. Aber May ist nun einmal anderer Ansicht. Wenn er also jeder Person, jeder Handlung, ja sogar jedem Tier in seinen letzten Werken eine tiefere symbolische Bedeutung unterlegt, so ist das sein gutes Recht, und ich bin der letzte, der es ihm streitig macht.

Dr. E. A. Schmid gibt uns im Band „Ich“⁸⁰ den Schlüssel in die Hand, der uns das Verständnis der letzten Entwicklungsphase des „Winnetou“ eröffnet: Winnetou ist nicht nur der oberste Kriegshäuptling sämtlicher Apatschenstämme, nicht nur der vollendete „Edelmensch“, er ist zugleich das Sinnbild der „seelischen Werte des roten Problems“ und „der Prototyp der neuen indianisch-germanischen Rasse, die im Entstehen ist“. Er hatte die Gesamtheit der Indianer verkörpert, die im vorigen Jahrhundert kämpfend immer mehr zurückweichen mußten und die zugrunde gingen durch das Vordringen der Weißen und die eigene Zerrissenheit. So mußte Winnetou in seiner Eigenschaft als deren Vertreter sterben. Dieser Winnetou hat zwei Testamente hinterlassen. Das eine

⁸⁰ Bd. 34 der Ges. Werke, S. 575.

liegt etwas höher, ist leichter aufzufinden; es birgt die völkercundlichen und wissenschaftlichen Werte, die den Weißen von der roten Rasse geboten würden, wenn nicht Goldgier und Gewinnsucht der Eindringlinge dies vereitelt hätten. Das andere Testament liegt tiefer verborgen und besser verwahrt: es enthält die geistigen und seelischen Güter, die durch die rote Rasse für das amerikanische Völkerleben geboten werden könnten.

Die Entdeckung des zweiten Testaments macht May-Old Shatterhand allerdings erst nach langen Jahren und nachdem er durch einen Brief Tatellah- **[357]** Satahs⁸¹ auf seine Unterlassungssünde aufmerksam geworden. Der Brief lautet:

„Warum suchtest du nur nach Deadly dust? Nach tödlichem, goldenem Staub? Glaubtest du wirklich, Winnetou, der überschwenglich Reiche, könne der Menschheit nichts Besseres hinterlassen? War Winnetou, den du doch kennen mußtest, so oberflächlich, daß du es verschmähen durftest, in größerer Tiefe zu suchen? Nun weißt du, warum ich dir zürnte. Sei mir willkommen, wenn du verstehst, es mir zu sein!“ (Bd. 33, S. 243.)

Dieser Tadel Tatellah-Satahs (indianische Volksseele) wirkt wie ein Sturm auf Old Shatterhand.

„Ich bin beschämt, außerordentlich beschämt! ...Ich habe da eine Sünde an Winnetou begangen, die ich mir unmöglich verzeihen kann. Und nicht nur an Winnetou allein, sondern an seiner ganzen Rasse ... Ich habe tief unter diesem hohen, edlen Charakter hinweggesehen und tief unter ihm hinweggehandelt. Das ist meine Sünde. Er würde gütig lächeln und mir verzeihen; ich aber lächle nicht. Bedenke, daß über dreißig Jahre unnütz vergangen sind! Ein volles Menschenleben!“ (S. 244.)

Ueber dreißig Jahre unnütz vergangen! Damit bricht May in gewissem Sinne den Stab über seine frühere Auffassung Winnetous, ebenso wie über die betreffenden Winnetou-Bände, indem er bekennt, daß er seinen eigentlichen, tieferen Wert nicht erkannt habe. Dieser Wert liege nicht in den Aeüßerlichkeiten seiner Person, die der großen Masse der Leser so sehr imponieren, sondern in seinem Geiste, in seiner Seele, die ganz andere als materielle Güter zu geben habe. Welcher Art diese Güter seien, deutet Frau Klara May an in ihrem Aufsatz „Winnetous Testament“ im dritten Karl-May-Jahrbuch (1920). **[358]** Es sind die seelischen, geistigen Reichtümer, die unerhoben in der Seele des roten Volkes schlummern. Denn Winnetou, will May sagen, ist das Symbol der roten Rasse in ihren edelsten Erscheinungen, der Repräsentant des gesamten indianischen Volkes. Es entstand die Seele des Knaben Winnetou, die Seele der einstmaligen jungen roten Rasse. Sie entwickelte sich; sie wuchs. Die Schicksale Winnetous waren die Schicksale seiner Nation. (Aus Winnetous Testament, Bd. 33, S. 522.) Wäre May länger am Leben geblieben, so hätte er diesen Gedanken noch in mehreren Bänden weitergesponnen und durchgeführt. Er hätte, wahrscheinlich in Form rein symbolischer Reiseerzählungen, in denen Winnetou sein Leben schildert, einen geschichtlichen Rückblick gegeben über das Entstehen, das Wachsen und Sterben der roten Rasse. Er hätte gezeigt, wie er sich den geistigen Aufstieg der roten Rasse, in Winnetou, dem Edelmenschen, verkörpert, denke. Und anschließend daran hätte er die Idee des allgemeinen Völkerfriedens, als dessen ersten Herold Winnetou, in dem die wahre Seele der roten Nation erwachte, aufgetreten war, für Amerika in ähnlichen Gedankengängen durchgeführt, wie er das für den Orient in „Und Friede auf Erden“ getan. Der Tod ist dem Dichter in den Arm gefallen und hat die Ausführung dieses Planes verhindert, und sein „Winnetou“, der als Seele der roten Nation zu uns sprechen sollte, ist ein Torso geblieben. – –

Wir sind am Ende angekommen. Ich bin mit mir selbst noch nicht fertig, bin ein Werdender. Es ist in mir noch alles in Vorwärtsbewegung, und alle meine inneren Gestalten, alle meine Sujets, bewegen sich mit mir. So schreibt der greise Dichter in seiner Selbstbiographie. **[359]** Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn er für seinen Winnetou nicht von Anfang an den höchsten, edelsten Ausdruck gefunden. Das ist menschlich begreiflich. Andererseits müssen wir es aber auch ablehnen, wenn er seinen Lesern zumutet, sie sollten die Symbolik seiner letzten Jahre auch in den früheren Winnetou-Bänden suchen. Wir müßten ihm da seine eigenen eben zitierten Worte entgegenhalten, ebenso wie sein Eingeständnis, daß er selber Winnetou nicht richtig eingeschätzt habe.

Für Winnetou glaube ich den Beweis erbracht zu haben, daß er als ein anderer in der Idee des greisen Dichters, als ein anderer in der Vorstellung der Mannesjahre lebte. Man könnte diesen Beweis unschwer auch für seine übrigen Charaktergestalten, selbst Marah Durimeh nicht ausgenommen, führen, doch würde dies über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen.

⁸¹ Bd. 33 der Ges. Werke.

Indes soll damit den früheren Bänden nicht jede symbolische Bedeutung aberkannt werden. Sie ist ihnen sicherlich eigen, aber nur in dem Maße, als man jeden Roman, der eine gewisse Tendenz verfolgt, mit Symbolik in Verbindung bringen kann. In diesem Sinne können und müssen Mays romantischen Reiseerzählungen, da sie „Predigten der Gottes- und Nächstenliebe“ [GW28, S.32] sein sollen, symbolisch genannt werden. Eine andere Symbolik kann ich mit dem besten Willen nicht darin finden. Sie würde auch, das ist meine feste, persönliche Ueberzeugung, den reinen Genuß beeinträchtigen, den der Leser aus dem Volk – und für das Volk hat doch May geschrieben – bei der Lektüre namentlich der Winnetou- **[360]** Bände empfindet. Wollen wir doch dem Volke nicht durch gewalttätige Erklärungsversuche diese Freude stören! Auch als rein menschliche Idealgestalt bleibt Winnetou eine Schöpfung von bleibendem Werte, mehr noch als die Lederstrumpferzählungen eines Cooper. Was Longfellows „*Song of Hiawatha*“ für die Engländer, das ist und bleibt Mays „Winnetou“ für das deutsche Volk – ein Lied voll zarter Poesie und ergreifender Tragik, der Schwanengesang der indianischen Rasse. – –

Wie ich aus einem May-Gegner ein May-Verehrer wurde

Von Max Weiß, Rechtsanwalt in Bamberg⁸²

Gott schütze mich vor meinen Freunden,
mit meinen Feinden will ich schon selbst fertig werden.

(Joh. Marcus Manlius: *Loci communes* II. 90.)

Wer den langjährigen, wütenden und teilweise wenig loyalen Kampf, der um die Jahrhundertwende gegen den vielgenannten Reiseschriftsteller Karl May und seine zahlreichen, mit so gewaltigem Beifall aufgenommenen Werke einsetzte und der erst nach Mays Tode langsam und wenig erfolgreich im Sand verlief, mit einigem Interesse und genügender Objektivität verfolgt hat, der wird zugeben müssen, daß er kaum ein treffenderes, klärenderes Motto auf seine etwas romantische *Selbstbiographie*: „*Mein Leben und Streben*“ hätte setzen können als das eingangs gebrachte uralte Zitat. Denn, daß sich die anfangs rein literarisch-kritische [362] Fehde gegen Mays Schöpfungen und ihre vollständig neue, eigenartige Richtung allmählich zu einem erbitterten, manchmal sogar gehässigen Krieg gegen seine Person auswuchs, daß man dabei zu den niedersten Kampfmitteln griff und seine leider dunkle, aber durch ein tadelloses Mannesleben völlig ausgeglichene Vergangenheit: seine Jugendsünden und, sagen wir es rund heraus, seine längst abgeschlossene und verbüßte Verbrecherlaufbahn wieder ans Tageslicht zog (wobei Uebertreibungen und phantastische Ausschmückungen wahre Orgien feierten), daß solches möglich war, ja daß selbst Gerechtdenkende solchen Enthüllungen sogar zjubeln konnten: daran trugen großenteils exaltierte Freunde und Bewunderer Mays die Schuld, die sich nicht damit begnügten, in ihm den „modernen Klassiker“ zu erblicken, sondern aus ihm eine Art Nationalhelden, einen Lehrer und ein Vorbild der Menschheit, einen Ueber-Edelmenschen zu machen suchten.

Gegen eine derartige Ueberschwenglichkeit, die beispielsweise in Mays Erzählungen keine Phantasieprodukte, sondern historische Tatsachen sah, die auf die Worte des Meisters wie auf ein Evangelium schwor, mußte mit Naturnotwendigkeit eine starke Gegenströmung eintreten, bei der man in negativer Richtung ebensoweit über das Ziel hinausschoß, wie vorher in positiver. Unterstützt wurde diese durch die fast gleichzeitig auftretenden, boshaften Enthüllungen aus Karl Mays frühester Vergangenheit. Immer schärfer platzten die Gegensätze und Extreme [363] aufeinander und wer sich irgendwie für das Karl-May-Problem interessierte, konnte nicht gut anders, als sich zu der einen oder anderen Partei zu schlagen. Viele, sehr viele sonst gemäßigt urteilende May-Freunde wurden dabei an ihrem Liebblingsschriftsteller, bezwungen durch die Macht der Tatsachen und Urkunden, irre und May trug selbst einen großen Teil der Schuld; denn in einem, vielleicht erklärlichen, aber nicht sehr nützlichen Eitelkeitsanfall stellte er lange Zeit Dinge in Abrede, die einfach nicht mehr angezweifelt werden konnten. Die nächste Folge war, daß man ihm schließlich selbst da nicht mehr glaubte, wo er unbedingt im Recht war. Hätte er sein „*Leben und Streben*“ zehn Jahre früher geschrieben und darin einige allzu durchsichtige Beschönigungsversuche weggelassen, der ganze May-Krieg, der ihm so viele böse Stunden verursachte, und seinen an sich edlen Plänen und Bestrebungen so schrecklich schadete, wäre unmöglich gewesen. Hunderte wurden in diesen Streit um ein „wankendes und sinkendes Ideal“ mit hineingezogen, Dutzende beteiligten sich persönlich an diesem erbitterten Federkrieg, die andernfalls nie daran gedacht haben würden, gegen den Helden ihrer Jugendträume aktiv aufzutreten.

Auch Schreiber dieser Zeilen, der wie jeder andere geistig gesunde Knabe ein fanatischer Verehrer Mays gewesen war und der auch später als angehender Akademiker Mays Werke trotz mancherlei kritischer Bedenken sehr hoch einschätzte, wurde, verärgert durch die maßlosen Verhimmelungen der „May-Käfer“, nach und nach in diesen so unfruchtbaren [364] Kampf verwickelt. Anfangs trat er nur gegen die exaltierten Uebertreibungen der May-Fanatiker auf, allein wie es bei jedem Feder- und anderen Krieg zu gehen pflegt, die Macht der Umstände und die Aufregungen des Kampfes trieben ihn schließlich immer weiter – bis zur

⁸² Es scheint uns wichtig, zu bemerken, daß der Verfasser, der früher mit Karl May in ernstester Fehde stand, den vorliegenden Aufsatz schon im Januar 1916, also vor 5 Jahren, verfaßte und ihn dem Karl-May-Verlag zu beliebiger Verwendung sandte. – Man vergleiche hierzu auch das 2. Karl-May-Jahrbuch (1919), S. 146/47. Die Herausgeber.

äußersten Linken, die nicht davor zurückschreckte, Mays Vergangenheit als Haupttrumpf gegen ihn und seine Werke auszuspielen.

Psychologisch war ein derartiges Ueberschreiten der Ziele ja wohl erklärlich, von Standpunkt einer gerechten Würdigung dagegen erscheint mir heute meine damalige Entgleisung als höchst bedauerlich.

Heute, da für mich das May-Problem in allen seinen Teilen – wenigstens subjektiv – gelöst erscheint, heute, da ich mir nach ernstem, eingehendem Studium einen Standpunkt erkämpft habe, den meines Erachtens jeder Gebildete mehr oder minder einnehmen muß, heute halte ich es geradezu für meine Ehrenpflicht, eine offene Beichte in Sachen May abzulegen, meinen literarischen Werdegang ihm gegenüber zu skizzieren und meine derzeitige Auffassung des Falles May in einigen scharfen Zügen zur Darstellung zu bringen. Wohl dem Leser, der sich bei diesem Bekenntnis nicht an die Brust zu schlagen braucht, weil er darin ein Abbild seiner eigenen Entwicklung erblicken muß, die möglicherweise auf meiner Warte objektiver Sachlichkeit immer noch nicht angelangt ist.

Ich war ein vierzehnjähriger, ein wenig phantastischer und für Literatur begeisterter Gymnasiast, [365] als ich gelegentlich einer längeren Krankheit Karl May aus älteren Jahrgängen der damals weit verbreiteten, belletristisch äußerst wertvollen katholischen Zeitschrift „Deutscher Hausschatz“ kennen lernte. Unvergeßlich wird für mich der wahrhaft faszinierende Eindruck bleiben, den der große Reiseroman Giölgeda padishanün („Im Schatten des Großherrn“) auf mich machte, der durch eine Reihe von Jahrgängen lief und nunmehr die sechs ersten im Orient spielenden Bände seiner Gesammelten Werke füllt. Das erstemal „fraß“ ich dieses Meisterwerk, das zweifellos zum Besten und Spannendsten zählt, was dieser so ausnehmend fruchtbare Autor je geschrieben hat. Essen und Trinken vergaß ich darüber und selbst den mir so notwendigen Schlaf der Nacht opferte ich der fesselnden Lektüre. In unmittelbarer Folge las ich das Werk zum zweiten und dritten Male, so daß ich daraus schließlich ganze Partien aus dem Gedächtnis rezitieren konnte.

Hatte ich bis dahin gerne, ja mit Feuereifer „geschmökert“, so führte mich jetzt May in ein entzückendes Märchenland, in ein der Gegenwart entrücktes Zauberreich, dessen Allgewalt nur der richtig zu beurteilen vermag, der selbst in seiner Jugend May gelesen hat.

Von nun an ging mein ganzes Streben dahin, mir alles zu verschaffen, was mein Ideal bis dahin geschrieben hatte. Obgleich ich mich dabei fast ausschließlich auf den Hausschatz beschränken mußte, so lernte ich während der nächsten Jahre doch das meiste kennen, was nachher in die ersten [366] 15 Bände der Gesammelten Werke aufgenommen wurde.

Wenn ich mich heute in jene goldenen Jugendtage zurückversetze, so muß ich das ehrliche, meine spätere „Undankbarkeit“ in um so grellerem Licht stellende Bekenntnis ablegen, daß ihnen durch May erst die richtige Weihe verliehen wurde, daß ich durch ihn Stunden reinsten, schönsten Genusses verlebte, deren Andenken ich nie aus meinem Gedächtnis verlieren möchte, und ich müßte es aus tiefster Seele bedauern, wenn ein Jugendgeschlecht erstehen würde, so greisenhaft-weise und phantasielos-materialistisch, daß ihm May nichts mehr bieten könnte. Wenn ich heute in den Händen unreifer Burschen zuweilen schon Alexander Dumas oder Maupassant sehen muß, dann tut mir stets das Herz weh, und ich möchte ihnen mit Engelzungen predigen: Seid jung und greift zurück zur Lektüre eurer Väter, die doch auch ganze Männer geworden sind!

Anfangs der neunziger Jahre begann der Verlag F. Fehsenfeld in Freiburg mit der Herausgabe der Gesammelten Reiseerzählungen Mays, die infolge ihrer Handlichkeit, vornehmen Ausstattung und ihres verhältnismäßig geringen Preises berufen war, May in ganz kurzer Zeit zum meistgelesenen und beliebtesten Volks- und Jugendschriftsteller Deutschlands und aller Deutschsprechenden zu machen und, wie ein feinsinniger Literaturkenner sagte, eine neue Aera in der Belletristik einzuleiten.

Natürlich schaffte ich mir jeden einzelnen Band dieser Serie nach ihrem Erscheinen sofort an, obgleich [367] mir, wie schon bemerkt, deren Inhalt bereits zu neun Zehnteln bekannt war.

Jetzt fing ich an, May zu „studieren“, das heißt, vorgebildet an den besten Werken der klassischen und modernen Literatur, versuchte ich nunmehr seine Schöpfungen mit kritischen Augen zu lesen und sie vom künstlerischen Standpunkte aus ebenso gründlich wie schroff zu prüfen. Denn es ist etwas anderes, ob man ein Werk „überfliegt“ oder ob man es langsam Wort für Wort liest und jeden Satz auf seine Form, seine Logik und seinen inneren Zusammenhang unter die Lupe nimmt.

Bei dieser ebenso schwierigen wie instruktiven Analyse kam ich nun zu Ergebnissen, die meiner bisherigen Begeisterung für May einige Dämpfer aufsetzten. Sein Ausdruck ist zuweilen holperig und

weitschweifig. Wiederholungen des gleichen Satzbaus u. dgl., beispielsweise seine beliebten, vieltausendmal gebrauchten „Natürlich“ oder das zeilenschindende „Außerordentlich“ wirkten auf den Aesthetiker abstoßend und waren nur damit zu erklären (wenn auch nicht zu entschuldigen), daß May – wie er einmal selbst mit Stolz bekennt – seine Manuskripte niemals mehr durchlas. „Was ich einmal niedergeschrieben habe, das bleibt geschrieben“, versichert er mit Nachdruck. Das Wort „Feilen“ war ihm und seiner leichtbeschwingten Muse offensichtlich ein unbeliebter Begriff. Nun ist aber ein literarisches Meisterwerk ohne gewissenhafte Aus- und Ueberarbeitung völlig undenkbar. Selbst von einem Goethe wissen wir, daß er seine Werke stets zunächst konzipierte. Trotz seines angeborenen **[368]** Genies – May war ein Beherrscher der Sprache und des Stils, wie ich wenige kenne – hat er aus diesem Grunde doch niemals formell absolut einwandfrei geschaffen⁸³. Ausgenommen sind nur einige kleinere Erzählungen der ersten Periode.

Auch seine teilweise Weitschweifigkeit in den Dialogen, die ihm an sich vorzüglich gelangen, wurde mir nun unsympathisch.

Sachlich stieß mich die allzu starke Betonung seiner eigenen Persönlichkeit manchmal ab; ich konnte das Gefühl, daß er die Grenzen, die dem Ich-„Roman“ von Natur aus gezogen sind, auf Kosten des Wahrheitsgehalts oft überschritt, mit anderen Worten: an vielen Stellen erweckt er den Anschein, als ob er wirklich erlebte Tatsachen, nicht künstlerische Phantasiegebilde berichte. Gewiß gewinnt hierdurch eine Erzählung an Lebendigkeit und Spannung, aber May schien mir denn doch die dichterische Lizenz zuweilen zu überschreiten. Daß der Weltenbummler Karl May tatsächlich nicht der universelle Held und alles besiegende Old Shatterhand war, als der er nach seinen Romanen erscheint, wurde mir damals völlig klar.

Aber beim ersten Lichte betrachtet, war dies alles – auch seine schriftstellerischen Mängel – herzlich belanglos gegenüber seiner unerschöpflichen Erfindungs- und packenden, wahrhaft dramatischen Darstellungsgabe, vor allem gegenüber der suggestiven Kraft, die fast allen seinen Werken innewohnt, **[369]** Eigenschaften, die kein Volksschriftsteller in so reichem Maße besaß wie er.

Infolge dieser Erwägungen blieb ich nach wie vor ein treuer, überzeugter May-Freund, der ihn überall, besonders der reiferen Jugend, auf das Wärmste empfahl. Dabei unterließ ich allerdings niemals, schroff zu betonen, man müsse seine Reiseerzählungen stets als das nehmen, was sie ursprünglich nur sein wollten, als Romane; Romane, die nebenbei in geographischer und ethnographischer Beziehung höchst lehrreich und ersprießlich sind. –

Auf diesem gemäßigten, ziemlich objektiven Standpunkt befand ich mich, als ich zu Beginn des neuen Säkulums in intimere Beziehungen zu einem weit verbreiteten Verein trat, der sich die ethische Erziehung der Jugend zur Aufgabe machte und in bezug auf Jugendlektüre ganz enorme, in der Praxis kaum realisierbare Ansprüche stellte. Er lehnte May aus formellen und materiellen Gründen entschieden ab, formell, da sein Stil und seine Darstellungsweise den belletristischen Kunstgesetzen nicht genüge, materiell, weil der Inhalt seiner abenteuerlichen Erzählungen die Phantasie der Jugend über Gebühr aufreize und aufrege.

Auf seine Veranlassung schrieb ich eine kleine Artikelserie, in der ich mich mit Mays Reiseerzählungen in der bekannt negativen Weise beschäftigte. Bald erwuchs mir ein Widersacher mit dem Erfolge, daß ich meine Thesen nur um so schärfer verfocht, dabei all jene Paradedpferde vorführend, die damals von den May-Gegnern mit Vorliebe geritten wurden. Unterstützt wurde ich durch die erwähnten **[370]** „Enthüllungen“ von dritter Seite, die durch einen großen Teil der damaligen Presse gingen und auf viele eine eigenartig beeinflussende Kraft ausübten. Ich benutzte diese reichlich, ohne jener Binsenwahrheit zu gedenken, daß es Pflicht eines reinlichen Kritikers sei, die Werke eines Dichters von seinem persönlichen Leben streng zu trennen. Dadurch freilich, daß May im Ich-Ton schrieb, glaubte ich mich berechtigt, mich mit der Vergangenheit dieses rein dichterischen Ichs zu befassen. Wenn das Ich – so schloß ich damals – kein so hochedles, fleckenloses ist, wie es sich in seinen „Erinnerungen“ darstellt, so sind auch diese hinfällig und wertlos. So vollständig war ich in meine Richtung verrannt, daß ich keinen Augenblick daran dachte, daß diese Erinnerungen keine historischen Tatsachen seien, also durch solche auch nicht entkräftet werden können. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen, sie würden jedoch nur das typische Bild des seinerzeit krassierenden Anti-May-Bazillus liefern. Nur soviel sei mir zusammenfassend zu sagen gestattet: ich führte

⁸³ Vgl. hierzu die Fußnote 42 in Gurlitts „Gerechtigkeit für Karl May!“ S. 166.

damals eine scharfe Klinge, mit der ich freilich, wie ich heute einsehe, größtenteils nur Lufthiebe schlug. Je länger der Federkrieg dauerte, desto mehr wuchs meine Antipathie gegen May, von deren ästhetischer Berechtigung ich natürlich völlig überzeugt war. Aber auch, nachdem der Federkrieg wieder eingeschlafen, bzw. ein nicht sehr rühmliches Ende genommen hatte, blieb bei mir eine dauernde Abneigung gegen Mays Werke zurück. –

Mehrere Jahre verflossen, ohne daß sich inzwischen an meinem Standpunkt etwas geändert hätte, da **[371]** brachte mir ein Freund, während ich durch eine ernste Erkrankung monatelang ans Bett gefesselt war, eines Tages Mays neueste Schöpfung, die zweibändige geniale Dichtung „Ardistan und Dschinnistan“. Anfangs wies ich sie mit Entschiedenheit, ja mit bissigem Hohn zurück. Erst nach langem Bitten ließ ich mich erweichen, die beiden Bände tatsächlich zu lesen.

Die Wirkung dieser wunderbaren Einkleidung des Grundgedankens – die Erziehung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen – in eine äußerst packende, farbensprühende Fabel war auf mich schlechthin faszinierend. In einem Zuge verschlang ich diesen 1200 Seiten umfassenden, eine ganz neue Richtung in der Literatur begründenden Roman. Ich war von der Meisterschaft der Darstellung wie selten begeistert. War das wirklich der May, der „Lügen-May“, den ich so maßlos angegriffen hatte? Ja, es war immer noch derselbe! Aber er hatte hier die Maske gelüftet, er hatte hier gezeigt, von welchem Gesichtspunkt aus er seine Werke gelesen wissen wollte. Hier war endlich der täuschende Schein der Wirklichkeit abgeworfen, der die meisten Leser – auch mich – das Unwesentliche als das Wesentliche erscheinen ließ. Doch ich will hier keineswegs eine Kritik über „Ardistan und Dschinnistan“ schreiben; eine wirklich erschöpfende, kongeniale ist mir übrigens bis auf den heutigen Tag nicht zu Gesicht gekommen.

Bemerken möchte ich nur, daß mein damaliges Entzücken über gerade dieses Werk vielleicht mit meiner ganzen literarischen Richtung zusammenhing, **[372]** die das Phantastisch-Mystische, das Ethisch-Geheimnisvolle von jeher bevorzugte. Aber auch abgesehen davon würde das Prosa-Epos, das, in seiner monumentalen Vollendung wie aus einem Gusse entstanden, mich überwältigte, auf mich stark gewirkt haben. Die stilistischen und sprachlichen Härten, die ich an den früheren Erzählungen Mays tadeln zu müssen glaubte und die mir selbst heute noch hie und da ein Unbehagen bereiten, kamen hier viel, viel seltener vor. Dagegen erschienen mir die zahlreich eingestreuten, psychologischen und moralischen Betrachtungen und Sentenzen wie ein goldenes Gerüste, auf dem der ganze Bau der grotesken Erzählung ruht.

Zweimal nacheinander las ich den Meisterroman durch und in unmittelbarem Anschluß daran „Friede auf Erden“ und „Winnetous Erben“, beide machten keinen geringeren Eindruck auf mich, eben deshalb, weil mir auch bei ihnen die Grundtendenz sofort klar war: eine tiefe, erhabene Idee in ein buntes, exotisches Gewand zu kleiden.

Und in darauf folgenden Stunden ruhiger Erwägung und ernstesten Nachdenkens mußte ich mir sagen: wer so herrliche Ziele wie Weltfrieden, Erziehung zum Edelmenschen, Schutz der farbigen Menschheit, zum Inhalt seines Schaffens macht, der ist ein guter, ein edler Mensch.

Und ferner, wem ein glückliches Geschick eine so unerschöpfliche Erfindungs-, eine so hinreißende Darstellungsgabe verliehen hat, wie unserem viel geschmähten May, der ist ein Dichter von Gottesgnaden, mag seinen Werken auch mancher Fehler, **[373]** wie da und dort Weitschweifigkeit, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit anhaften.

Allein die genannten drei Werke beweisen es, daß wir in May etwas ganz anderes wie einen der vielen mehr oder minder beliebten Belletristen sehen müssen. Er wollte ein Lehrer – nicht nur einzelner Gebildeter, sondern der breiten Volksmassen und vor allem der noch begeisterungsfähigen Jugend – sein, und er hatte das Zeug dazu.

Nicht mit trockenen Thesen und Maximen – ich spreche noch immer von jenen drei Schwanengesängen – tritt er vor die Menge hin. Wer würde ihm da zuhören, wer ihm Beachtung schenken? Nein, er fabuliert scheinbar nur, um sein Publikum zu unterhalten – lustig darauf los; er führt letzteres in ein bilderreiches, manchmal fast groteskes Märchenland; kreuz und quer geht der Weg, aber seitwärts davon prangen herrliche Blumen wahrer Weltweisheit und vorbildlicher Menschenwürde. –

Als ich einmal soweit beim Wiederaufbau meines gestürzten Ideals gekommen war, da griff ich wieder zu seinen früheren Werken zurück und las sie in mäßigen Abständen und, ohne die strenge Brille des fehlersuchenden Kritizismus aufzusetzen, lediglich mit der Stimmung eines Mannes durch, der sich auf

angenehme Art unterhalten und vielleicht auch belehren lassen will. Ich verzichtete dabei von vornherein auf hochtrabenden, heute als künstlerisch bezeichneten Stil, auf tiefe psychologische Probleme, bestechende Aphorismen und rhetorischen Aufputz, kurz ich wollte mit den Augen eines Mannes aus dem Volke lesen. Ist es doch der Ehrentitel „Volksschriftsteller“, [374] den Mays Anhänger für ihn vor allen anderen beanspruchen. Und siehe, zum zweitenmal ging mir ein vollständig neues Licht auf!

Wenn ich so ruhig weiterlas, ohne jeden einzelnen Satz unter die Lupe zu nehmen, und ohne Szenen und Dialoge einzeln zu werten, dann mußte ich zugeben: in ihrer Totalität fesseln diese vielseitigen Reiseromane im höchsten Grade; die Handlung fließt rasch und die Bilder aus denen sich in erd- und völkerkundlicher Hinsicht mancherlei lernen läßt, wechseln so häufig, daß die Worte Langeweile und Ermüdung für May-Erzählungen überhaupt nicht zu existieren scheinen. Ein Erzähler, der nie langweilt – kann es in der heutigen Zeit ein höheres Lob für einen Romanschriftsteller geben?

Gerade dann, wenn man von May viel nacheinander liest, gerade dann kann man es erst richtig ermessen, welche unerschöpflicher Born von Phantasie und origineller Erfindungsgabe von diesem Kinde aus Rubezahl's Reich quoll. „Phantasie aber ist die erste Voraussetzung eines erfolgreichen Erzählers.“ ([August] Vilmar.)

Freilich, gerade diese „überschäumende Phantasie“ war es bisher gewesen, die ich selbst so sehr als krankhaft beurteilt hatte. Jetzt aber beim Lesen im Zusammenhang wurde es mir erst klar, wie kerngesund, wie erfrischend diese ist, wie wohltuend anregend und ablenkend sie z. B. auf einen Leidenden wirkt. Gewiß, eine Phantasie kann krank sein, aber doch nicht dann, wenn sie reich fließt, sondern wenn der Gegenstand der Erzählungen unmoralisch, schmutzig und abstoßend erscheint, bzw. wenn sich in [375] der Handlung Verstöße gegen deren innere Logik zeigen. Von all dem kann aber in Mays immer jugendfrischen Reiseerzählungen gewiß nicht die Rede sein. Mit Schaudern wurde ich nach und nach gewahr, wie ich auch in diesem Punkt allmählich Opfer einer Massensuggestion geworden war, wie sich meine Kritik eine Brille hatte aufsetzen lassen, die alles andere als objektiv war. Gerade in jenen Tagen der Rekonvaleszenz hat mir mein „alter May“ wieder viele herrliche Stunden gebracht. Aber noch in einem zweiten wesentlichen Punkte mußte ich meine letztjährigen Ansichten berichtigen. Der Vorwurf geschäftsmäßiger Religiosität kann aus seinen Schriften nicht begründet werden.

Wer allerdings – wie ich früher gleichfalls – nur einzelne Stellen aus seinen Werken herausfischt, letztere förmlich nach solchen durchsucht und sie schließlich mosaikartig zusammensetzt, dem wird dabei nur ein Zerrbild der wirklichen, dem Unbefangenen übrigens leicht verständlichen Tendenzen Mays.

Bei meiner damaligen Lektüre *en bloc* konnte ich nun ungefähr folgendes aus der Wirkung auf mich feststellen.

An geeigneten Stellen finden sich allerdings nicht nur kürzere religiöse Dialoge und Betrachtungen. Man sieht daraus, der Autor geht einem offenen Bekenntnis seiner Ueberzeugung nicht aus dem Weg; dagegen vermeidet er jeden konfessionellen Hader. Bis auf ganz wenige, kaum auffällige Sätze wird das, was May in seinen ersten 30 Bänden schreibt, ein Christ jeder Richtung annehmen können, May ist ein begeisterter Christ gewesen und für sein [376] Christentum offen ehrlich, keineswegs aber aufdringlich eingetreten, von Religionsschwärmerei wird man in seinen Werken nichts finden. Nicht einmal der Atheist kann sich von Bekenntnistreue verletzt fühlen.

Dem Volke und der Jugend ein Lehrer der Religion im höchsten, edelsten Sinne sein zu wollen, sollte das eine literarische Todsünde sein?

Nur wenn May in dieser Richtung bewußter Heuchelei überführt werden könnte, würde seine Schreibweise verwerflich sein. Wie tief religiös er aber fühlte, das geht wohl am besten aus seinen reizvollen „Himmelsgedanken“ hervor.

Fast noch mehr als das Christentum predigt er überall das Edelmenschentum, Humanität in des Wortes erhabenstem Sinn; ja von vielen seinen Erzählungen läßt sich behaupten, daß sie Illustrationen zu bestimmten ethischen Doktrinen darstellen. Das ist richtig und daher sagen die Gegner: das ist Tendenzschriftstellerei und solche ist von künstlerischer Warte aus verwerflich. „Ein Epos muß sich selbst begründen, nicht etwa irgend ein moralisches Dogma.“ Auch ich habe früher so gesprochen, eben nicht erkennend, daß zwischen Tendenzschriftstellerei und Tendenzschriftstellerei ein himmelweiter Unterschied ist.

Die eines May, bei dem eine Erzählung ein in sich abgeschlossenes, organisches Ganzes bildet und die

ethischen Lehren ohne Zwang parallel laufen, ist mir weit lieber als ein zweckloses In-den-Tag-hinein-Fabulieren.

[377] Aufdringlich wird May, ich betone es nochmals, in den ersten 30 Bänden als Lehrer des Christentums und des Humanismus nirgends. Wer die reifen Früchte seiner Lebenserfahrung annehmen will, den ladet er hier und da mit bescheidenen Worten dazu ein. Wer den liebenswürdigen Präzeptor aus inneren Gründen oder weil ihm überhaupt das Predigen verhaßt ist, ablehnt: ei, der mag die wenigen eingeflochtenen „Salbadereien“ einfach überschlagen, wie man ja auch bei anderen angesehenen Autoren, z. B. bei Walter Scott, über Weitschweifigkeiten hinweggeht. Es bleibt dann immer noch eine höchst ergötzliche, lesenswerte Fabel übrig. Jedenfalls kann es dem Volksschriftstellertum Mays in den Augen keines Billigdenkenden schaden, daß es in seinen Romanen nebenher ideale Ziele anstrebt. Man muß May eben nur richtig lesen, dann wird man ihn auch richtig verstehen.

Somit hatte auch der zweite Teil der Rehabilitierung Mays in bewegten Erwägungen ihren Abschluß gefunden und ich war also zu dem Ergebnis gelangt: May ist in seinen 30 ersten Bänden ein geradezu vorbildlicher, im höchsten Grade fesselnder und belehrender Volks- und Jugendschriftsteller.

Nun blieb mir füglich zu einem abschließenden Urteil nur noch eins übrig: ich mußte umfassende Forschungen im Volke und bei der Jugend anstellen, wie man hier May aufnahm, und welche erzieherischen Resultate er dort erreichte.

Und auch hier waren die Ergebnisse über Erwarten günstig.

[378] In den Volksbüchereien erfuhr ich, daß kein Autor so viel verlangt werde wie May und zwar von allen Schichten des Publikums, von Jung und Alt, von Männern und Frauen, von Leuten aus Arbeiterkreisen und von Gebildeten. Von Jahr zu Jahr steigt die Begeisterung für May, und selbst jene, die sich völlig klar darüber sind, daß er seine Abenteuer nicht wirklich erlebt hat, verschlingen seine „prächtig erfundenen“ Romane immer und immer wieder. Alle, aber auch alle erkennen seine hinreißende Darstellungsgabe an, welche selbst die eines Cooper, eines Gerstäcker, eines Ferry weit in den Schatten stellt.

Aehnliches berichteten mir die meisten Lehrer der Mittelschulen, auch hier ist May der meist gelesene Autor. Ein nachteiliger Einfluß auf die Psyche eines Schülers ist von keinem der mir bekannten Dozenten beobachtet worden. Dagegen wurde wiederholt festgestellt, daß junge Leute, die May ablehnen, überreif und spleenig sind und insgeheim erotische Literatur bevorzugen. Kein Wunder: denn einer gesunden lebensbejahenden Jugend ist eine abenteuerliche, farbenprächtige Lektüre durchaus angemessen. Kurz, wo immer ich mich nach May umsah – und ich stellte sehr genaue Vernehmungen an –, überall fand ich Freunde seiner Werke und nicht ein einziger Fall ist mir bekannt geworden, wo ein moralischer Defekt auf das Lesen von May-Werken zurückführbar wäre.

Alles, was man da von Volksverseuchung gefabelt hat, erwies sich als aufgelegter Unsinn, wenn nicht als Verleumdung.

[379] Jedenfalls wären in diesem Punkte ganz andere Autoren zu nennen...

Beim Wiederaufbau meines dereinstigen Jugendideals, das ich mir durch einige haltlose Kritiker und Verleumdungen so fahrlässig hatte stürzen lassen, ging ich, wie gesagt, mit höchster Gewissenhaftigkeit und Objektivität vor, das heißt, ich hielt mich nicht mehr an gedruckte Berichte und doktrinäre Abhandlungen sogenannter Fachleute und in Wolkenkuckucksheim wohnender literarischer Volksbeglucker, sondern an die Konsumenten der Lektüre selbst – wenigstens soweit ich hierzu in der Lage war. Natürlich kam ich jetzt mehr mit fachmännischen May-Verehrern in Berührung. Aber ihren Behauptungen gegenüber verhielt ich mich ebenso skeptisch, wie ich mich vorher den Thesen der Gegner gegenüber hätte verhalten sollen. Hatte ich z. B. vorher ohne weiteres geglaubt, daß durch May die Phantasie der jungen Leute verdorben werde, so nahm ich jetzt die Versicherungen immer noch nicht als Dogma an, daß zahlreiche Leute durch May „von Grund aus gebessert worden seien“. Man sieht, ich war vorsichtig geworden. Wenn mir aber freilich Väter einwandfrei berichteten, daß sie an ihren eigenen Kindern den guten Einfluß der May-Werke beobachtet hätten, wenn mir manche schlichten Leute mit Tränen in den Augen erzählten: „Durch May ist mein Gottvertrauen mehr als durch flammende Predigten gestärkt worden,“ so konnte ich derartige ursprüngliche Quellen doch nicht länger anzweifeln.

Gerade diese schlichten Kritiken aber erschienen mir als die glänzendste Rechtfertigung der Mayschen **[380]** Schreibweise; sie müssen um so höher angeschlagen werden, wenn man bedenkt, daß er eigentlich als der einzige imstande war, dem entsetzlichen Kolportage- und Hintertreppenroman ein erfolgreiches

Paroli zu bieten, in breiteren Kreisen den Geschmack an einer gediegeneren, wahrhaft volkstümlichen Lektüre zu entwickeln. Wie verschwindend klein sind demgegenüber seine kleinen auf Oberflächlichkeit beruhenden literarischen Sünden!

Wahrlich, ich darf jetzt als strenger, wohl informierter Beobachter sprechen: May hat das deutsche Volk auf ein höheres literarisches Niveau gehoben. Mögen jetzt andere kommen und sein Werk fortsetzen und vervollkommen! Es wäre ein großer Segen! Ob es uns beschieden ist? Wollen wir's hoffen! May ist der deutsche Volksschriftsteller κα εξοχην [κατ' εξοχην = kat exochen = vorzugsweise, schlechthin]; nur ein Blinder oder Böswilliger wird dies leugnen.

Dabei gebrauche ich das Wort „Volk“ in des Wortes weitestem Sinne; d. h. ich schließe die Gebildeten keineswegs aus. Im Gegenteil, gerade der literarische Kenner wird in Mays Urwüchsigkeit, Farbenpracht, Treffsicherheit, Genüsse und Anregungen finden, die dem Durchschnitt versagt bleiben.

So kenne ich einen hochangesehenen Kollegen, Geheimrat mit ausgebreiteter Praxis; in seiner belletristischen Bibliothek finden sich sämtliche May-Werke, die er, wie er selbst erzählt, in Stunden der Ausspannung immer und immer wieder mit neuem Vergnügen liest, und von denen ihn stets einige in die Sommerfrische mit begleiten müssen.

[381] Auch mein verstorbener Großonkel, der Hochschullehrer Dr. Gottfried Gengler in Erlangen, der selbst zuweilen kleine Novellen schrieb, wurde noch in hohem Alter ein eifriger May-Leser, an dem er vor allem die blendende Naturschilderung und die gewandten Dialogentwicklungen bewunderte.

Doch ich brauche heutzutage wahrlich keine Eideshelfer mehr für meine Ansichten bezüglich Mays Schöpfungen. Ich habe sie diesmal aus mir selbst gebildet; andere konnten mich darin höchstens bestärken und bestätigen.

Nachdem ich einmal in einer streng objektiven, klar abwägenden Kritik das heilbringende Serum gegen den vorübergehend epidemisch auftretenden, auch mich infizierenden Anti-May-Bazillus entdeckt hatte, bin ich heute wieder das, was ich in meiner Jugend war: ein begeisterter Karl-May-Freund und zwar einmal in dankbarer Erinnerung der entzückenden Stunden, die er mir durch seine abenteuerlichen Erzählungen während meiner Jünglingsjahre bereitet hat, zweitens in Anerkennung des Segens, den seine Schriften über das ganze deutsche Volk ausbreiten, und – *last, not least* – wegen der phantastisch-moralischen Monumentalwerke seiner letzten, reifsten Periode („Am Jenseits“, „Ardistan und Dschinnistan“ usw.), die so recht nach meinem tief-innersten, noch von keinem anderen Autor so recht befriedigten mystisch-grotesken Geschmack sind.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1921

Barthel, Fritz	03.08.1881	19.04.1960
Barthel-Winkler, Lisa	02.01.1893	1966
Casella, Max	19.12.1879	?
Droop, Adolf	06.09.1882	26.12.1938
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Fischer, Max	11.05.1893	21.05.1954
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Klauber, Fritz	14.06.1882	?
Kralik, Richard von	01.10.1852	04.02.1934
Laudahn, Gertrud	(1890)?	?
Lhotzky, Heinrich	21.04.1859	24.11.1930
Loepke, Bernhard	02.03.1889	?
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Moravec, Jaroslav Josef	01.10.1900	31.10.1974
Nixdorf, Johannes	05.12.1898	26.04.1977
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Strobl, Karl Hans	18.01.1877	10.03.1946
Tzschirner-Bey, Hans Erich	24.10.1882	13.10.1951
Weiß, Max	11.05.1870	18.12.1943

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.